UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00874044 1

PURCHASED FOR THE

University of Toronto Library

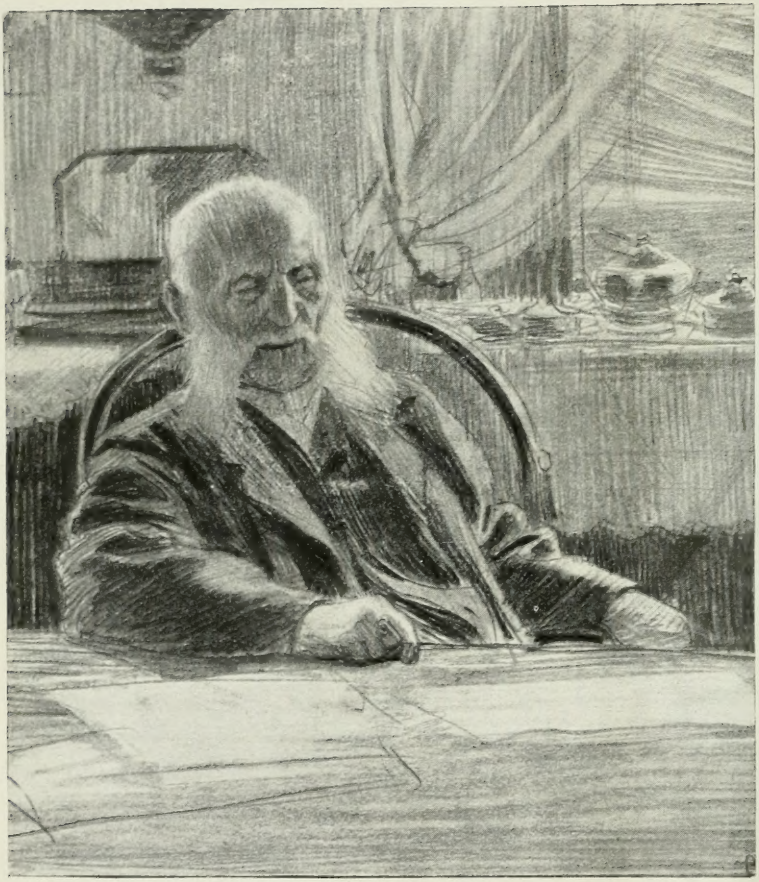
FROM THE

Shoshana and Milton Shier Fund

FOR THE SUPPORT OF

Jewish Studies

8.
9
27



Nach einer Zeichnung von Arthur Paunzen.

Ein jüdischer Kaufmann

1831 bis 1911

1/2 v.

Lebenserinnerungen

von

Sigmund Mayer

früher Gemeinderat der Stadt Wien, Ehrenpräsident der „Österreichisch-israelitischen Union", Präsident des „Hilfsvereins für die notleidende jüdische Bevölkerung Galiziens"

Mit einem Bildnis des Verfassers

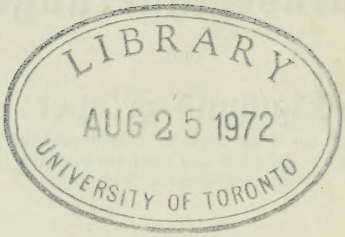
und einem Anhang:

Die Juden als Handelsvolk in der Geschichte

Leipzig

Verlag von Duncker & Humblot

1911



Alle Rechte vorbehalten.

DS
135
A93M36

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorwort.

Ein Vorwort darf kein Fürwort sein; höchstenfalls darf in demselben die Veranlassung mitgeteilt werden, welcher das Buch seine Entstehung verdankt. Die erste zu meinem Buche ist schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert gefallen. Graf Richard Belcredi hatte sich im Herrenhause am 15. Oktober 1885 in einer Rede auf Ausführungen in meiner Schrift: „Die soziale Frage in Wien 1870" berufen. Josef Unger hatte repliziert und in seiner Replik humorvoll gefragt: „Wer ist Sigmund Mayer? Mayer ist ein Gattungsname. Ist Herr Mayer wenigstens Jurist?"

Ich hatte ihm damals mit dem gleichen Humor geschrieben: „Beruhigen Sie sich. Ich habe tatsächlich Jus absolviert und in gar nicht schlechter Gesellschaft, nämlich in der Ihrigen an der Wiener Alma mater. Von da ab haben sich allerdings unsere Wege geschieden: Sie sind Minister geworden, ich Schneider. Ich bin Schneider geblieben, Sie aber leider nicht Minister."

Nun, letzteres war leicht erklärlich. Mehr als ein gewisses mäßiges Maß von Geist ist österreichischen Ministern nicht zuträglich. Erfreulicherweise wandelt der hochverehrte, geistvolle Mann noch unter den Lebenden und er kann jetzt, wenn es ihn freut, auf die im Herrenhause gestellte Frage eine ausführliche Antwort lesen.

Daß ich mir zu derselben gar so lange Zeit gelassen, so lange, daß ich kaum mehr hoffen durfte, sie schreiben zu können, schützt mich wohl vor der Zumutung, als wollte ich durch dieses Buch „meines Daseins schnell verlöschte Spur" im Gedächtnis

meiner Mitmenschen — länger als ihr bestimmt ist — festhalten. Zwischen dem 80. Jahre und dem Ende hört ja jede Eitelkeit auf. Ebensowenig kann ich mit diesem Buche, wie in allen meinen früheren Schriften, auf die Diskussion oder Lösung einer Spezialfrage einwirken wollen. Dazu war ja hier kaum eine Gelegenheit geboten.

Zu der Abfassung dieser meiner aller Voraussicht nach letzten Schrift hat mich eine rein persönliche Empfindung geführt. Die Erinnerung an all das, was ich gesehen und gehört, erlebt und erfahren, auch gedacht und getan, sind gerade in letzter Zeit, da der Zustand meiner Augen mir nicht mehr gestattete, aus fremder Quelle zu schöpfen, in einer Weise in mir lebendig geworden, daß sie mich fortwährend begleiteten — ich möchte fast sagen — beunruhigten. Wie nun der Dichter, um seine ihn bedrängenden Gefühle zur Ruhe zu bringen, diese in einer dichterischen Schöpfung zum Ausdrucke bringt, ihnen wesenhafte Gestalt gibt, so habe auch ich mich von der in mir lebendig gewordenen Vergangenheit dadurch zu befreien gesucht, daß ich ihnen — sinnend und diktierend — äußeres Leben verleihe.

Das habe ich auch tatsächlich erreicht.

Als ich die letzte Zeile geschrieben, das Manuskript fertig vor mir lag, stand ich demselben gegenüber, als wäre es das Werk eines anderen Verfassers. Dadurch war aber das persönliche Band zwischen mir und demselben gleichsam durchschnitten. Ich ließ es in meinem Pulte liegen; meinen Angehörigen sollte es überlassen bleiben, das Buch später — und dieses „später" wäre der natürlichen Voraussetzung nach nicht spät gewesen — zu veröffentlichen.

Die Wahlen in den Reichsrat vom Juni dieses Jahres haben mich meinen Entschluß ändern lassen. Die entscheidende Wendung werden erst die nächsten Wahlen in den Gemeinderat, durch welche Wien den Händen der christlichsozialen Partei entwunden werden soll, bringen. Es ist denn doch nicht unmöglich, daß in diesem Kampf mein Buch hie und da, bei diesem oder enem, Förderliches leistet.

Jetzt soll es also hinaus!

Ob ich mich in dieser Annahme nicht irre? Ob ich überhaupt Wertvolles gegeben?

Goethe sagt an einer Stelle: „er habe noch nie ein Buch aus der Hand gelegt, aus dem er absolut nichts geschöpft habe".

Ich werde zufrieden sein, wenn der Leser von meinem Buche das Gleiche sagen wird.

Inhalt.

Seite

Erstes Buch. Das Preßburger Ghetto.

Erstes Kapitel. Existenz und Erwerb, Entstehung des Preßburger Großhandels, Schicksal des Ghetto 1527—1840 3

Zweites Kapitel. Die Frauen und Männer der Judengasse. Die „bürgerliche Gesellschaft" des Ghetto 26

Drittes Kapitel. Religiöses und geistiges Leben, Schule und Haus. Die Frommen und die Intellektuellen. Die jüdischen Studenten, spätere Prominente unter ihnen. 57

Viertes Kapitel. Öffentliches Leben. Ghetto und christliche Bevölkerung. Justizzustände, Rechtlosigkeit der Juden 72

Fünftes Kapitel. Die Öffnung des Ghetto, Wirkung auf Jud und Christ. Familie, mein Schwanken zwischen Handel und Studium, Entscheidung für das letztere. 85

Zweites Buch.

Erstes Kapitel. Die Wiener Juden im Vormärz, die ökonomische Entstehung der Wiener Judenschaft, 1682—1848 107

Zweites Kapitel. Polytechnik. Das Revolutionsjahr 1848. Schottengymnasium, Universität Wien und Prag 1850—1854. Wissenschaftliche Zukunftspläne, Katastrophe; Absturz zu Schere und Elle 133

Drittes Kapitel. Geschäft in Preßburg; Etablierung der k. k. privilegierten Großhandlung in Wien; Situation des Wiener Textilhandels; Krise 1857; Geld- und Kreditverhältnisse: selbständige Etablierung als Tuchhändler; weitere Krisen 1859—1866: das „Vergleichsverfahren" des Jahres 1859 und seine Folgen; Umwandlung meines Tuchgeschäftes in ein Detail-Kleidergeschäft. Die Entstehungsgeschichte der Wiener Platz-Konfektion 163

Viertes Kapitel. Rückblick und Schlüsse; Umwandlung meines Platzgeschäftes in eine Exportkonfektion; Ägypten; Errichtung unseres Kleidergeschäftes in Kairo; Lieferungen an die ägyptische Regierung; der Engroskleiderhandel für den heimischen Bedarf . 191

Seite

Fünftes Kapitel. „Zwei Seelen in einer Bruft." Kleider und Bücher. Wiederaufnahme meiner Studien: Klaſſiker, antike und moderne Wirtſchaftsgeſchichte; Eintritt in die Publiziſtik, ſelbſtändige Publikationen. Eintritt in die Politik. Widerſtreit mit dem Erwerb. Reſignation, vollſtändiger Rückzug und Beſchränkung auf das Geſchäft 219

Sechſtes Kapitel. Der Wiener Gemeinderat. Publiziſtiſche Tätigkeit, Zoll- und Handelsfragen; Gewerbefrage; Kriſen und Kriden. Im Gemeinderat; Parteien und Führer: Rechte und Linke, Charakter der letzteren. Kommunale Fragen: Tramway, Donauſtadt, Stadtbahn, Stadtrat. Ringtheaterbrand, Abſturz der Linken, Rettung: antiſemitiſche Bewegung 244

Siebentes Kapitel. Die Anfänge der antiſemitiſchen Bewegung; Georg Schönerer; Bildung der Wiener antiſemitiſchen Partei. 1884, Mechaniker Schneider als Gegenkandidat des Prof. Ed. Sueß; Dr. Pattai als Gegenkandidat Wilhelm Neubers. Die erſten Antiſemiten im Gemeinderat; die antiſemitiſchen Profeſſoren an den kommunalen Mittelſchulen und Unterrichtsminiſter Gautſch. Abfall der Intellektuellen im zweiten Wahlkörper, der Gedanke der Paſſivität, Austritt aus dem Gemeinderat Frühjahr 1890, Rückzug in meinen Beruf 276

Achtes Kapitel. Wiedereintritt in die Politik; 1894 der Plan zur Abwehr, erfolgloſe Konferenz mit den deutſchfreiheitlichen Abgeordneten; 1896, Rechtsſchutzbureau, Landtagswahlen in Wien, Kandidierung und Wahl der Sozialpolitiker. Mähriſche Landtagswahlen, die Juden zwiſchen Tſchechen und Deutſchen. Judenexzeſſe der Tſchechen in Prag. Badeni 1897 Wahlen in der allgemeinen Kurie. Neue Aſpekten! Gautſch, Regierung und Chriſtlichſoziale. Thun, Exzeß und Plünderungen in Galizien. Galiziſche Enquete, Galiziſcher Hilfsverein, Judenexzeſſe in Nachod und Witkowitz. 1898, Polnaer Prozeß. Die ruſſiſche Anleihe in Wien. Ausgleich zwiſchen Tſchechen und Deutſchen in Mähren. Situation der mähriſchen Juden, der jüdiſche Wählerkataſter. 1907, allgemeines gleiches und direktes Wahlrecht. Schluß. 307

Anhang. Die Juden als Handelsvolk in der Geſchichte 360

Erstes Buch.

Das Preßburger Ghetto.

Erstes Kapitel.

Existenz und Erwerb, Entstehung des Preßburger Großhandels, Schicksal des Ghetto 1527—1840.

„Willst den Dichter Du verstehn,
Mußt in Dichters Lande geh'n."

Ich bin 1831 im Preßburger Ghetto geboren und habe die Absicht, an der Spitze meiner Erinnerungen dasselbe dem Leser vorzuführen. Entsteht vor allem die Frage, ob dieser Zumutung an letzteren ein vernünftiger Sinn innewohnt? Ich bejahe diese.

Ungehindert durch den Zufall der Geburt, stehe ich dem Judentum und allen damit zusammenhängenden Momenten vollständig objektiv gegenüber. Wie ungezählte andere Tausende war ich ihm innerlich vollständig fremd geworden. Als dann die antisemitische Bewegung die Juden wieder in ein neues, wenn auch nur von unsichtbaren Mauern eingeschlossenes Ghetto gedrängt hatte, war ich den größten Teil meines Lebens sozusagen in der Fremde gewesen, hatte fremde Welt genug gesehen, um die alte Heimat mit nüchternem Blicke beurteilen zu können.

Da wurde mir vor allem eines klar: die Juden können ökonomisch und politisch bekämpft, aber ihre Bedeutung selbst kann von keinem Einsichtigen bestritten werden. Ist ja gerade der heftige Kampf, der gegen ihre wirtschaftliche Stellung, gegen ihre Mitarbeit in Literatur und Presse, Kunst und Wissenschaft geführt wird, der sicherste Beweis für den Umfang und das Gewicht ihrer Bedeutung.

Die heutigen Juden sind allerdings von denen des ehemaligen Ghetto in den mannigfachsten Beziehungen verschieden: nichtsdestoweniger wurzeln sie in dieser Vergangenheit und ohne

Kenntnis der ehemaligen Zustände sind sie nicht gut zu verstehen. Grund genug dafür, daß ein Mann, der seinen Anfang im Ghetto genommen und nach 80 Jahren ein bald vollendetes Leben schildern will, vorerst das Bild dieses Ghetto in sein Gedächtnis zurückruft.

Mehr als 60 Jahre nach Aufhebung des Preßburger Ghetto hatte ich es in einem knappen Vortrag zu schildern versucht. Mit den ersten Sätzen desselben will ich beginnen. Ich könnte auch das jetzt viel weiter Auszuführende nicht besser einleiten.

„Wohl nur wenige von Ihnen werden noch ein echtes und rechtes Ghetto gekannt haben, ein Ghetto wie jenes, in welchem ich geboren und erzogen worden bin. Dieses Ghetto, eine Mustertype für alle, bestand aus einer einzigen langen, aber sehr schmalen Gasse. Sie wurde noch jeden Abend von der Polizei durch schwere, eiserne Gitter abgesperrt und konnte Nachts, ohne daß letztere durch die Wächter geöffnet wurden, nicht verlassen werden.

In dieser Gassenenge, der das Gesetz keine Erweiterung gestattete, waren zu meiner Zeit ungefähr 5000 Menschen zusammengepfercht; in diesem engen Raume mußten sie leben, wohnen, sterben. In dieser Gasse, wo, um mit dem Dichter zu sprechen, „trübe und schwer der Himmel auf meinen Scheitel sich senkte", wurde nur gearbeitet und gesorgt, kannte man nicht das, was ein Leben voll Sorgen und Arbeit allein erträglich macht, „die stellenweise Unterbrechung des grauen Daseins durch zeitweilige Heiterkeit und Frohsinn". Im Raume zwischen diesen Gittern wurde nicht gelacht, selbst nicht von den Kindern.

Ungeachtet der Beweglichkeit im Sprechen und im Mienenspiel lag auf allen Gesichtern eine gewisse Scheu, wie bei Menschen, die eine Gefahr fürchten, oder einer solchen eben entgangen waren. Die Grundstimmung des ganzen Ghetto war Resignation.

Jenes Wort, womit sich der Jude über alle Demütigungen und Bedrückungen seit Jahrhunderten hinwegleitet: „Wir sind im Goleth" (in der Verbannung) ist im Ghetto geprägt worden."

Der Zwang jedoch, den diese Resignation auferlegt, hat im Ghetto eine Bevölkerung entstehen lassen, in welcher die naiven Volksschichten ganz fehlen. Sarkastisch war jeder dieser Ghettojuden und, gehörte er zu den Intellektuellen, von radikaler Gesinnung. Nur wer mit diesen Gefangenen der Judengasse mitgelebt und mitgelitten, versteht den grimmen Hohn Ludwig Börnes, den Zynismus Heines, begreift, warum Johann Jakoby und Adolf Fischhof, Ferdinand Lassalle und Karl Marx gerade Juden waren.

Und in diesem Charakter sind sich alle diese Ghettos gleich; ich habe jedes gezeichnet, wenn ich die Atmosphäre des in Preßburg bestandenen schildere.

Diese Atmosphäre schufen die Verhältnisse, in denen sich diese 5000 Seelen befanden. Ich meine damit keineswegs nur materielle wirtschaftliche, sondern noch viel mehr die imponderabilen Momente, die Kultur- und politischen Zustände.

Ich will den Leser durch das Preßburger Ghetto geleiten, ihm die Wohnverhältnisse, den Erwerb, die Männer und Frauen, das religiöse Leben, Staat und Gesellschaft in der Judengemeinde, das Verhältnis der Christen zur jüdischen Bevölkerung vorführen, und er wird, bevor wir es noch mit der „Auflösung des Ghetto" verlassen haben, nicht nur die Richtigkeit der obigen Worte, sondern in den Zuständen selbst eine organische Konsequenz langer Jahrhunderte erkannt haben.

Sehen wir also vor allem, wie das Wohnungsbedürfnis, das erste und notwendigste des Daseins, befriedigt wurde oder befriedigt werden konnte. Auf der einen, der älteren Seite der Gasse, lehnten die Häuser an einem Berg. Die Höfe in ihnen verdienten kaum noch diesen Namen, sie waren jämmerliche Schächte; hölzerne, wacklige, vollständig finstere Treppen führten zu den Wohnungen, deren rückwärtige, an den Berg stoßende Hälften nicht anders als feucht und dunkel sein konnten. Die Kanalisierung war elend, der Luftzutritt durch den winzigen Hofraum vollständig ungenügend, die Atmosphäre schwer und dumpf. Kein einziges Haus besaß einen Brunnen. Die ganze

Bevölkerung mußte aus den zwei Gemeindebrunnen ein schlechtes, kaum genießbares Wasser schöpfen. In den Häuserreihen der zweiten Gassenseite befanden sich eine Anzahl weniger schlechter, menschlicher Wohnungen, welche aber gegenüber dem Bedarfe kaum zählten.

Mein Vater hatte in dieser Judengasse ein aufblühendes Engrosgeschäft, das ihn zum wohlhabenden Manne machte. Er hatte Sinn für besseres Sein, und doch war „die Gewohnheit des Daseins", selbst mit den Augen jener Zeit gesehen, von einer unglaublichen Dürftigkeit.

Bei einem vor wenigen Jahren meiner Vaterstadt gemachten Besuche benutzte ich die Gelegenheit, sämtliche Wohnungen, welche meine Eltern bis zum Verlassen des Ghetto bewohnt hatten, wiederzusehen und ungeachtet meiner Kenntnis der damaligen Bedürfnislosigkeit konnte ich mir kaum vorstellen, wie meine Eltern mit vier Kindern, mit Geschäftsgehilfen und Dienstboten in diesen Räumen hatten Platz finden können. Und diese kleine Wohnung galt damals noch als zu splendid, den Einkünften meiner Eltern, ihrem Geschäfte nach, lange nicht angemessen. Das hing mit den entsetzlichen Wohnungsverhältnissen in diesem Ghetto zusammen. Je stärker sich die jüdische Bevölkerung vermehrte, desto höher stiegen, desto drückender wurden die Zinse, desto mehr mußten sich die Menschen zusammendrängen und pferchen. Man war eben der Willkür der wenigen Hausherren des Ghetto — jüdischen wie christlichen — vollständig ausgeliefert und am gefährlichsten zeigte sich dieses Mißverhältnis bei der Vermietung der Kaufläden, aus denen sämtliche Erdgeschosse der Häuser ausnahmslos bestanden.

Die Gewinnung und Erhaltung eines solchen Ladens war eine Existenzfrage und hierin waren die Zustände schon am Anfange des 18. Jahrhunderts so unleidlich geworden, daß eines Tages sämtliche Gemeindemitglieder wie bei einem Verzweiflungsakte einen Revers unterschrieben, nach welchem es keinem gestattet war, einen Laden zu beziehen, den der vorige Mieter einer Zinssteigerung wegen hatte verlassen müssen.

Der Revers wurde zum Gemeindestatut. Niemand wurde ins Ghetto aufgenommen, der sich nicht dazu verpflichtete, und er blieb in Kraft, bis das Ghetto 1840 geöffnet wurde.

Für diese Wohnungsverhältnisse ist speziell für unsere Familie charakteristisch, daß wir, als die Familie anwuchs, im Laufe von nicht mehr als sechs Jahren die Wohnung zweimal wechseln mußten, und zwar einmal gerade mit einer der scheußlichsten auf der alten linken Gassenseite.

Unter diesen gräulichen Zuständen litten die Wohlhabenden nicht weniger als die Armen, denn sich Hilfe durch Ankauf eines eigenen Hauses zu schaffen, war sehr schwer. Der Häuser im Ghetto war ja nur eine beschränkte Zahl, sie waren in festen Händen, und dazu kamen noch die größten formalen Schwierigkeiten.

Gesetzlich war dem Juden der Besitz von Realitäten nicht gestattet. Kaufte er ein Haus, so mußte er als Käufer einen Christen fungieren lassen und sich sein Recht durch einen unkündbaren Nutznießungsvertrag und darauf folgende hypothekarische Sicherstellung im Wege der Exekution oder auf einem sonstigen Weg sichern. Aber selbst unter diesen Formalitäten war es bis dahin keinem Juden gesetzlich möglich gewesen, oder auch gar nicht der Gedanke gekommen, außerhalb des Ghetto, in der Stadt, ein Haus zu kaufen, durfte er doch nicht darin wohnen! Alle diese Scheinpakte und Sicherungsverträge versagten aber ihre Kraft, wenn das Haus ein adliger Besitz war. Da hatte der adelige Verkäufer das merkwürdige Recht, nach fünfzig Jahren das Haus, wenn es ihm der derzeitige Besitzer nicht gegen den seinerzeit gezahlten Kaufpreis zurückgeben wollte, mit Gewalt — aber ohne Kriegswaffen — zurückzuerobern, wobei die Behörde weder der einen noch der anderen Partei den geringsten Beistand leisten durfte. Gelang es dem Adeligen, in das Haus zu dringen, so hatte er den Prozeß gewonnen. In der Judengasse waren einige solche „Edelsitze", und vor einem solchen, dem sogenannten „Edelhof" habe ich im Jahre 1844 einem solchen Kampfe als Zuschauer beigewohnt. Alle Läden und das Haustor waren fest

versperrt, letzteres innen verbarrikadiert; der Hausherr hatte handfeste Leute zur Abwehr gefunden und der „Edelmann" war mit einem Haufen Bauern aus seinem Dorfe erschienen, die mit Hacken und Beilen das Tor einzuschlagen versuchten. Nach kurzem Kampfe kam ein Ausgleich zustande: der Prätendent erhielt für die Verlängerung auf weitere 50 Jahre eine Abfindung und zog ab. Das war die berühmte „Avitizität", die namentlich in früherer Zeit keineswegs immer einen so harmlosen Verlauf nahm.

Man kann sich nun leicht eine Vorstellung nicht nur von den Folgen machen, welche diese unglaubliche Wohnungsbeschränkung, dieser Mangel an Luft, Raum und Bewegungsfreiheit in hygienischer Beziehung haben mußte, sondern auch lebhaft ausdenken, wie Geist und Gemüt dieser Ghettobewohner von solch ständiger, jeden Moment fühlbarer Beengung, von der ständigen Angst um den Platz, auf den er sein Haupt in Ruhe hinlegen, seinem Erwerb nachgehen könnte. beeinflußt wurden. Das war eine Last, die selten und immer nur verhältnismäßig kurz zu drücken aufhörte und die schon für sich allein keine Fröhlichkeit, ja nicht einmal ein ruhiges Behagen aufkommen ließ.

Wie stand es nun um das zweit wichtigste Verhältnis, um den Erwerb? Welches Bild zeigten in dieser Gasse Handel und Gewerbe?

Ich muß zur Steuer der Wahrheit vor allem bemerken, daß die Handwerker in dieser Gasse, welche unsere Welt war, weder ihrer Zahl noch ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit nach von irgendwelcher Bedeutung waren. Das war leicht zu erklären. Aus historischen Gründen war unter den Juden vom Mittelalter her das Handwerk sehr schwach vertreten, es war und blieb christlich und mußte auch in Preßburg dem Wesen nach diesen Charakter behalten.

Kein jüdischer Knabe wurde von einem christlichen Meister in die Lehre, kein jüdischer Geselle in Arbeit genommen, kein Jude wäre, wenn er auch durch besondere Verhältnisse Meister geworden wäre, in eine Zunft aufgenommen worden. Nichts-

deſtoweniger zählten zu Gemeindegliedern in der Gaſſe eine Anzahl Handwerker wie Schneider, Kappenmacher und Kürſchner, Zimmermaler und Tapezierer, auch andere Gewerbe mit leichter Hantierung. Dieſe Handwerker ernährten ſich ſchlecht und recht; zu irgendwelchem Wohlſtand konnte keiner von ihnen gelangen; — ſie waren mit Ausnahme der Schneider durchwegs Arbeiter zweiter Güte und wurden ſelbſt im Ghetto zu beſſeren Arbeiten nicht geholt —, noch weniger konnten ſie zu irgendwelchem Anſehen in der Gemeinde kommen. Ein Handwerker als Vorſtandsmitglied war undenkbar. Aber ſchon mir, dem Knaben, fielen ſie ſämtlich durch einen Umſtand auf, deſſen Bedeutung mir erſt 40 Jahre ſpäter klar werden ſollte: ſie wohnten nämlich ausnahmslos auf der einen, älteren und ſchlechteren Seite der Gaſſe.

Und das hatte folgende merkwürdige Urſache: dieſe Judengaſſe diente zweien Herren; die ältere am Berge lehnende Hälfte ſtand nicht auf ſtädtiſchem Gebiete, ſondern auf dem der fürſtlich Palffyſchen Gutsherrſchaft, war demnach dem Palffyſchen Patronat unterworfen. Die gegenüberliegende Häuſerreihe befand ſich auf ſtädtiſchem Boden.

In Preßburg herrſchte noch, wie in allen königlichen „Freiſtädten" Ungarns, der mittelalterliche Zunftzwang; die jüdiſchen Handwerker mußten alſo dieſe Straßenſeite, die ſtädtiſche, meiden, ſie konnten ihr Gewerbe nur auf der ſogenannten Palffyſchen Seite ausüben, denn dort herrſchte die vollſte Gewerbefreiheit. Sie ſpielten übrigens, wie ſchon bemerkt, in dem bewegten Treiben der Gaſſe keine Rolle.

Die Juden im Ghetto gehörten faſt durchaus dem Handelsſtande an. Das war dadurch möglich, daß im Gegenſatze zu den Beſtimmungen über das Handwerk auch auf der ſtädtiſchen Seite des Ghetto für den Handel volle Freiheit herrſchte, ein Unterſchied, auf deſſen Quelle ich noch zu ſprechen komme.

Beide Gaſſenfronten zeigten aneinandergereiht Laden an Laden. Ihre Beſitzer waren faſt durchwegs Textilhändler, zumeiſt Detailliſten.

Ihre Lage schien besser als die der Handwerker, in Wirklichkeit war sie es nicht. Das Lager ihres Ladens verdankten sie einzig dem Kredit; der Handwerker, sobald er seinen Auftrag hatte, saß ruhig in der Werkstatt bei seiner Arbeit; diese Boutiquiers lugten Tag für Tag vom frühesten Morgen bis zum späten Abend unruhig ängstlich nach der Kundschaft aus, ohne daß der erzielte Verdienst imstande gewesen wäre, ihren standard of life wesentlich zu erhöhen.

Daß nichtsdestoweniger alle diese kleinen Kaufläden, von denen jedes Haus mehrere zählte, bestehen, und ihren Besitzern eine Existenz gewähren konnten, kam daher, daß die ganze Stadt in dieser Gasse einkaufte. Das hing wieder mit dem herrschenden zünftigen Gremialzwang und der in der Gasse herrschenden Handelsfreiheit zusammen. Preßburg zählte 40 000 Einwohner, der normale Verkehr der Stadt erhielt durch den ungefähr alle zwei Jahre in ihr tagenden ungarischen Landtag, durch die vielen hunderte Landtagsabgeordnete, die ungarischen Magnaten mit ihrem Gefolge von Sekretären, Juraten und Dienern, die Bischöfe mit ihren Begleitern einen verhältnismäßig enormen Zuwachs an kaufkräftigen und kauflustigen Konsumenten. Vielfach kamen diese Gäste mit ihren Familien aus den Kleinstädten, vom Flachlande und pflegten ihre Einkäufe auf die langen Monate während des Landtags zu verschieben.

Nun ist es kaum glaublich, wie Gremium und Magistrat der Stadt, diesen tatsächlichen Verhältnissen gegenüber, das Geschäftsleben ihrer City geradezu unterdrückten. In derselben bestanden nach meiner bestimmten Erinnerung nicht mehr als zwei Modewaren-, ein Tuch- und ein Leinwandhändler, daneben zwei Eisenhändler, natürlich eine Anzahl Spezereihändler und einige wenige kleine Spezialkaufleute, wie Geschirr-, Papierhändler und dergleichen.

Diese wenigen bildeten den gesamten städtischen Kaufmannstand in Preßburg, und seine Vertretung hütete ihn eifersüchtig gegen jede Vermehrung. Metternich, der ein politischer, aber durchaus kein wirtschaftlicher Reaktionär war, sagte einst zu

einem ihm empfohlenen Gesuchswerber: „Zum Hofrat kann ich Sie machen, aber nicht zum Tuchhändler in Brünn.“ In Preßburg wäre ihm dies noch viel weniger möglich gewesen.

Die Folge war die, daß, wie oben bemerkt, alles in die Judengasse ging, wo man an Waren und Verkäufern die reichste Auswahl hatte und daß hierdurch die vom „Befähigungsnachweis“ geschützten innerstädtischen Kaufleute regelmäßig zugrunde gingen. Ein ganz anderes Bild als jenes des Detailverkehres im Ghetto bot dessen Engroshandel. Er war fast ausschließlich Textilhandel. Andere Zweige als dieser waren im Ghetto nur schwach vertreten. Es gab nur zwei Nürnberger- und einen Spezereihändler, die ihre Geschäfte en gros betrieben. Der Engros-Spezereihandel konnte im Ghetto nicht aufkommen, weil in der Christenstadt ein Kaufmann, Philipp Scherz, diesen Zweig beherrschte. Philipp Scherz war ein großes Haus, an das mich später die Schilderung des Hauses Schrötter in Freytags „Soll und Haben“ lebhaft erinnerte. Der Mann führte sein Geschäft — ich möchte sagen — mit jüdischem Geiste. Ein großer Teil Ungarns gehörte zu seiner Klientel. Scherz, ein strenger Katholik (sein Sohn ward später Pfarrer), hielt sich neben seinem christlichen Buchhalter noch einen jüdischen, um den Landjuden die Briefe und Rechnungen in jüdischer Schrift geben zu können. Er hielt strenge Kontrolle über seine jüdische Kundschaft und pflegte das Sprichwort im Munde zu führen: „Jud und Schwein sind nicht zu schätzen, bis sie tot sein.“ Er erkundigte sich immer genau, ob die Töchter seiner jüdischen Kunden schon heiratsfähig seien, und wenn dies der Fall war, entzog er denselben unbarmherzig den Kredit. Er behauptete, der Jude werde durch die Verheiratung seiner Töchter leicht ein armer Mann. Heute existiert das Geschäft nicht mehr. Wohl infolge der gleichen Ursachen, welche auch im Ghetto den Engros-Manufakturhandel haben aufhören lassen.

In meiner Jugendzeit, aber auch noch einige Dezennien später, mußte letzterer mit vollem Recht als ein solcher angesehen werden, der seinem Umfange nach, selbst für die Fabriks- und

Einkaufsplätze von Wichtigkeit war. Umfaßte doch diese eine Gasse die sehr bemerkenswerte Ziffer von nicht weniger als 20 Engrossisten. Es ist sehr bezeichnend für die Vollständigkeit und Ausbildung dieses Preßburger Engros-Verkehres, daß neben den regulären Grossisten — und sehr zu ihrem Verdrusse — auch der grossierende Partiehändler nicht fehlte.

Diese Preßburger Engrossisten wurden auch der Mehrzahl nach wohlhabend. Speziell eines Mannes unter ihnen will ich gedenken, erstens seines kolossalen geschäftlichen Erfolges wegen, zweitens der ebenso bemerkenswerten Ursache halber, welcher er diese Erfolge verdankte. Er, der „deutsch" nur lesen, nicht schreiben konnte, hinterließ, nachdem er kurz vor seinem Tode durch ein Gründerkonsortium um eine Viertelmillion Gulden geplündert worden war, nicht weniger als $1\frac{1}{4}$ Millionen Gulden, eine Summe, welche in jener Zeit nicht nur für diese Textilhändler im Ghetto, sondern im gesamten Textilhandel überhaupt als ganz außerordentlich erscheinen mußte. Während all die anderen Kaufleute den Kaufpreis auf der Ware nur in ihnen bekannten Chiffren zu zeichnen pflegten, hatte er wie ein Bauer auf jedes Stück Ware den Preis, zu welchem er es verkaufen wollte, in großen Ziffern geschrieben und dieser Preis galt ausnahmslos für jeden Käufer, einerlei, ob derselbe bar oder auf Zeit, ein oder 100 Stück kaufte, überhaupt ein kleiner oder großer Kaufmann war. Das verschaffte ihm einen ungeheuren Zulauf. Die „Landjuden", d. h. die Krämer und Hausierer der ganzen Umgegend, waren zu jener Zeit von einer heute nicht mehr möglichen Unkenntnis und darum äußerst mißtrauisch. Hier bei diesem System waren sie vor jeder Übervorteilung geschützt. Merkwürdig genug blieb er damit allein und wurde ein schwer reicher Mann, während die intelligenteren Kaufleute der Gasse nur eine Mittelhöhe erreichten. Geschäft und Geschäftsführung lassen eben erfahrungsgemäß keine Schablonisierung zu.

Und noch eine Veranlassung für mich, dieses ungebildeten Händlers von Preßburg zu erwähnen, besteht darin, daß mir und meinem Bruder die Erinnerung aus unserer Kindheit an

dieses System vierzig Jahre später Motiv war, in Alexandrien, Kairo und Konstantinopel zu der gleichen Irrationalität und zwar mit Erfolg, überzugehen. Die arabischen Kunden waren vor fünfzig Jahren noch unwissender und dem Europäer gegenüber noch mißtrauischer als die Landjuden der Slovakei, darum schlug auch das Verfahren dieses Preßburgers glücklich ein.

Und schließlich will ich als eine Tatsache, die für die Prosperität und den kaufmännisch gesunden Charakter dieses ganzen Ghettogeschäftes in Preßburg zeugt, anführen, daß nach meiner Erinnerung im Verlaufe von ungefähr 30 Jahren, von 1830 bis 1860 nicht mehr als zwei Insolvenzen von einiger Bedeutung zu verzeichnen waren.

Der Geschäftszweige abseits des Manufakturhandels gab es im Ghetto nur wenige, und von diesen waren die einen ohne Bedeutung, die anderen nicht von Bestand.

Ich möchte von letzteren nur einer eigentümlichen kommerziellen Episode gedenken. Am Ende des 18. Jahrhunderts etablierten zwei jüdische Kaufleute in Preßburg ein Engrosgeschäft von Erzeugnissen der Wiener Gold- und Silberwarenindustrie, welche sie hauptsächlich auf den Pester und Debrecziner Märkten absetzten. Sie florierten in ihrem Geschäft, begnügten sich aber nicht mit diesen Erfolgen, sondern begannen, wie die lombardischen Goldschmiede des Mittelalters, ein Bankgeschäft, nahmen Geldeinlagen gegen Verzinsung, gaben Hypothekarkredite usw. In der Katastrophe, welche dem Staatsbankerott von 1811 folgte, brach auch ihr Gebäude zusammen, ein Fall, welcher viele andere Geschäftsleute mitriß, und nicht nur in der Preßburger, sondern nahezu in der ganzen ungarischen Geschäftswelt Erregung hervorrief. Den jüngsten der Unternehmer, einen steinalten Greis damals, habe ich noch selbst gekannt, er hieß Frankfurter.

Ich kannte diesen Mann, weil seine Geschichte in die meiner Familie mit hineinspielt. Die Leute hatten, als ihrer Ware naheliegend, auch Handel mit Taschenuhren betrieben. Mein Großvater war bei ihnen bedienstet gewesen, und hatte nach ihrem Falle diesen Artikel für sich aufgenommen. Dadurch wußte

ich schon als Knabe, daß von diesen Uhren zu jener Zeit und vielleicht schon hundert Jahre zuvor, kein einziges Stück in Österreich erzeugt wurde. Sie kamen alle aus der Schweiz. Unter Kaiser Josef wurde die Einfuhr inhibiert, ohne daß dieses Verbot imstande gewesen wäre, die Erzeugung von Taschenuhren wieder zum Leben zu erwecken. Die Schweizer Uhren wurden über die Grenze geschmuggelt und — ein öffentliches Geheimnis — von großen Wiener Niederlägern an die kleineren Händler in der Provinz verkauft.

Vierzig Jahre später verschaffte mir die Erinnerung an diese Verhältnisse in meinem Kampfe gegen den Befähigungsnachweis, den Prinz Liechtenstein selbst für die Uhrgehäusemacher, die eigentlich gar nicht mehr existierten, einführen wollte, ein glückliches Argument gegen die Unwissenheit des Prinzen auf diesem Gebiete, was mich veranlaßt, hier dieses Themas Erwähnung zu tun. Und da will ich denn auch schon einer Frau, der Mutter meines Vaters, die selbst einen eigenen Erwerb hatte, mitgedenken. Feine Brüsseler Spitzen gehörten damals zu den Familienschätzen der Vornehmen. Meine Großmutter war eine Künstlerin, die es meisterhaft verstand, schadhaft gewordene Spitzen wieder tadellos herzustellen. Von weit und breit schickte man ihr solche zu und die Aristokratinnen, welche ihre Gatten zum Landtag begleiteten, brachten die notleidend Gewordenen für sie nach Preßburg mit. Der Umgang mit diesen Damen hatte auf diese Jüdin selbst sehr stark abgefärbt, sie wurde in ihrer Art selbst eine Dame, und genoß auch den Ruf einer solchen. Wenn sie des Freitag morgens, um die während der Woche fertig gewordenen Spitzen an ihre vornehme Kundschaft in der Stadt abzuliefern, in ihrer blinkenden Spitzenhaube durch „die Gasse" schritt, wurde sie von allen respektvoll gegrüßt: alt und jung wußte nämlich, daß sie einen Teil des Verdienstes, den sie vormittags einkassiert hatte, unausbleiblich noch vor Eintritt des Sabbats an eine der armen Frauen des Ghetto, namentlich an eine Wöchnerin, gelangen ließ. Ihre Kunst hatte sie auf einige Schülerinnen vererbt. Die letzte derselben, eine Frau Merle

Gomperz, war die Großmutter des Professors für Ohrenheilkunde an der Wiener medizinischen Fakultät Dr. Gomperz.

Der Vollständigkeit wegen will ich noch erwähnen, daß zu den Familienhäuptern der Gasse eine kleine Anzahl, fünf bis sechs Getreidehändler zählten, aber ihr Geschäft gehörte ökonomisch nicht zu dem des Ghetto. Sie trieben ihren Handel wie die Getreidehändler Raabs, Wieselburgs, Pests usw. an der Wiener Getreidebörse, wo sie an den beiden Börsetagen, Mittwoch und Samstag, erschienen. Aber alle diese Zweige des Geschäftes zählten im Ghetto nicht gegenüber dessen großen Manufakturhandel.

Ich kann es mir nicht versagen, bevor ich weitergehe, die Frage zu stellen und ihre Beantwortung zu versuchen: Wann das Engros-Warengeschäft des Preßburger Ghetto entstanden ist? Die Antwort bietet mehr als ein bloß lokalgeschichtliches Interesse, sie ist ein Beitrag zur Bedeutung des Ghetto überhaupt im Leben der Städte. Denn was sich im normalen Verlaufe zwischen Stadt und Ghetto in Preßburg vollzog, wiederholte sich ja in allen jenen Städten, welche Judengemeinden besaßen. Die Bevölkerung des Ghetto, fast durchwegs aus Händlern bestehend, mußte ihre Bedürfnisse in der Stadt decken; alle Vorteile des Handelsverkehrs mußten der Stadt zugute kommen. Nach der Länge der Zeit demnach, seit welcher dieser Handel des Ghetto bestand, bestimmt sich das Ausmaß von Prosperität, die das Ghetto zur Entwicklung der Stadt beigetragen. Solche und ähnliche Fragen sind ja heute sehr aktuell geworden.

Die Geschichte des Preßburger Ghetto, sowie auch jedes anderen, kann aber nur dann in die richtige Beleuchtung gelangen, wenn man es an dem allgemeinen Schicksale der Juden mißt.

Die Geschichte des Mittelalters zeigt uns in bezug auf das Schicksal der Juden eine Reihe gleichartiger Ursachen, die ich in meiner Studie „Die Juden als Handelsvolk in der Geschichte" zu einem einheitlichen Bilde zu gestalten suchte. Hier sei nur kurz und scharf der Verlauf gegeben.

Bis in das 13. Jahrhundert waren in den neu entstandenen, germanischen, damals rein agrarischen Staaten Mitteleuropas die Juden die einzigen Warenhändler, die einzigen Vermittler sowohl des heimischen wie des internationalen Handels. Sie waren nicht geschützt und geduldet, sondern geschätzt und gesucht. Gründete der Landesherr eine neue Stadt, so sorgte er dafür, daß auch die Juden darin Platz nähmen. Speziell von den geistlichen Landesherren, den souveränen Bischöfen und Erzbischöfen wurden sie gerne in ihre Städte gezogen. Charakteristisch in dieser Richtung ist, daß der Erzbischof von Speyer in seinem, den Juden verliehenen Privilegium vom Jahre 1252, welches dann in einer ganzen Reihe von Städten zum Vorbilde für das Recht der Juden wurde, sagt, daß er durch Heranziehung der Juden in seine Stadt den Glanz und die Wohlfahrt derselben tausendfach vermehrt habe. In Ungarn hatten sogar nur jene Städte das Recht, Juden in ihren Mauern zu hegen, welche zugleich Bischofssitze waren, und speziell Preßburg konnte auf diesen Vorzug nur aus dem Grunde Anspruch machen, weil die dortige Probstei bischöfliche Rechte ausübte. Da entsteht nun aber, vom 14. Jahrhundert angefangen, allüberall ein nationaler heimischer Handelsstand, der sofort gegen den älteren, erbgesessenen Konkurrenten losgeht. Die Kreuzzüge geben diesem Kampfe den religiösen Deckmantel und den Ausschlag gegen die Juden.

Allüberall werden sie verfolgt, zu Tausenden und Tausenden erschlagen; da man nicht alle erschlagen kann, wird der Warenhandel ihnen geradezu verboten; sie werden auf das Geldgeschäft, auf den Wucher, den die Kirche den Christen verbietet, eingeschränkt. Auch dieser anfangs sehr gewinnreiche Erwerb schlägt zu ihrem Unheile aus. In allen Landen schreitet bald physische Gewalt, bald eine gewaltsame Gesetzgebung ein und vernichtet die Schuldbriefe; der Haß gegen den Wucher wird ein Grund zu neuer Verfolgung. Die Bürger vertreiben sie aus ihren Städten, stoßen sie hinaus auf das flache Land. Aus den Städten verschwinden sie, aus dem Kommerz sind sie vertrieben,

der Geldhandel ist in ganz andere, kapitalkräftigere Hände gelangt, in die der Fugger, Welser und Genossen, gegen deren Konkurrenz sie nicht aufkommen können; nichts ist ihnen geblieben als der letzte kleine Schacher mit den bedürfnislosen Bauern.

Das ist die allgemeine Situation der Juden geworden, wie sie uns zu Beginn des 16. Jahrhunderts überall aus den Quellen entgegentritt. Nun wird der wirtschaftliche Aufschwung, welcher infolge der großen Entdeckungen, der Überfülle von Gold und Silber eintrat, in sein Gegenteil verkehrt, ganz Mitteleuropa wird eine Wüste. Es entsteht nämlich ein Brand, welcher die Welt, besonders aber Deutschland, aufs ärgste verheert, den durch die Arbeit von Jahrhunderten geschaffenen Wohlstand vernichtet — der Dreißigjährige Krieg. Da vollzieht sich im Schicksale der Juden eine merkwürdige Wendung. Wie schon mehr als 1000 Jahre vorher — nach der Zerstörung der antiken Kulturwelt durch die Barbaren — die jüdischen Kaufleute durch ihre Handelstätigkeit eine Brücke zwischen alter Kultur und neuer Barbarei schlagen, wie sie die Reste der alten Zivilisation in die kulturnackte Fläche einpflanzen, so ist auch jetzt wieder, nach Beendigung dieses Krieges durch den Westfälischen Frieden, Zeit und Raum für sie, eine ähnliche Kulturarbeit nochmals zu leisten. Von dieser Zeit an erscheinen die Juden allmählich wieder mit ihrem Warenhandel an der Oberfläche. „Vertrieben aus den großen und kleinen Städten, waren sie Hausierer auf dem Lande geworden, bildeten sie für die vom Handel noch unberührten Gegenden gleichsam ein Kapillarsystem, das den Strom des Güterverkehres aus den Hauptadern in die entlegensten Teile des Organismus führte."

Jetzt tauchen sie zuerst als Kleinhändler in Kleinstädten und kleineren Ortschaften auf und bereiten sich auf diese Weise zu einer neuen Mission, zu einer Reihe von solchen Missionen vor. Sie werden von neuem die Grossisten in den Städten, wie in den Zeiten der Auflösung des römischen Reiches. Allüberall sieht man sie wieder scheu, aber emsig arbeiten; in Amsterdam, in Hamburg, wo speziell die aus Spanien und Portugal ver-

triebenen Juden durch die altererbten Verbindungen mit Spanien, Portugal und deren überseeischen Kolonien, dem Handel der Stadt wesentliche, vom Senat anerkannte Dienste leisten. Charakteristisch für die Tätigkeit der Juden in Deutschland, wurde namentlich Frankfurt a. M., wo die jüdischen Kaufleute einen großen Textilhandel, einen Wechselplatz schufen und der Senat sich vergeblich bemühte, diese zum Bedürfnis gewordene jüdische Tätigkeit durch eine Behandlung, die schlechter und schimpflicher als in irgendeiner anderen deutschen Stadt, zu unterdrücken. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich in den meisten deutschen Städten. Wo immer sich das Bedürfnis nach Handelsleben wieder zeigt, wo es eine offene oder von anderen nicht erkannte Lücke auszufüllen gilt, sehen wir die jüdischen Geschäftsleute an der Arbeit.

Und für unser Österreich zeigt sich diese hohe wirtschafts- und kulturgeschichtliche Bedeutung der Juden drastisch in der Geschichte seiner Reichshauptstadt Wien, wie ich später im Zusammenhange mit anderen Momenten ausführlich darlegen werde.

Die Prager Statthalterei remonstriert noch unter Maria Theresia gegen die beantragte Ausweisung der Juden: „Unter den christlichen Bewohnern Prags seien nicht mehr als zwei bis drei mittelmäßige Kaufleute." Wir sehen aber während des 17. und 18. Jahrhunderts die Juden in allen deutschen Städten Mitteleuropas die gleiche Tätigkeit entfalten. Für jene Zeit bietet dieses geräuschlose Wiederauftreten der jüdischen Kaufmannswelt ein geradezu charakteristisches Moment.

Messen wir nun an diesem allgemeinen Schauspiel sowohl das Bild Preßburgs überhaupt wie speziell jenes seiner Judenschaft aus dem 16. Jahrhundert. Da hatte die Stadt offenbar jenen agrarischen Charakter, welcher die meisten Städte mit ihrer Entstehung verbindet, noch nicht verloren; sie trug ihn noch sehr stark. Wenn es sich zeigt, daß laut Ausweis des Steuerbuches vom Jahre 1434 von 819 Steuerträgern der Bürgerschaft mehr als die Hälfte, nämlich 465, mit der Weinsteuer belastet sind, und von 26 berufsmäßigen Fischern 16 den Weinbau betreiben,

dann muß man unter den Beschäftigungen der Bürgerschaft der Stadt der Urproduktion sicherlich noch die führende Stelle zuerkennen.

Und ebenso wird das enge Band, welches das städtische Leben mit der agrarischen Tätigkeit verknüpft hatte, aus den Testamenten der Bürgerschaft, wie aus den städtischen Grund- und Rechnungsbüchern erkennbar. In Städten von so vorwiegend agrarischem Charakter konnte aber das Gewerbe zu keiner Bedeutung gelangen. Das war auch in Preßburg der Fall. Die Stadt war klein, der Konsum darin und der Bedarf der ringsum liegenden Dorfschaften, welche sonst von der Stadt versorgt zu werden pflegen, zu jener Zeit minimal. Die Schwäche des Handwerks in Preßburg zeigte sich auch äußerlich darin, daß die Zünfte, ganz verschieden von der Entwicklung in den reichsdeutschen Städten und selbst in Wien, zu keiner irgendwie bedeutenden politischen Macht gelangt waren.

Welches Bild bietet dagegen der städtische Handel Preßburgs jener Zeit, wie anderseits jener der Juden? Diese besaßen damals ihr Ghetto in der Stadt selbst, in der Hutterergasse, der heutigen Hummelgasse. Sie zeigte noch Spuren der früheren Zeit, in welcher die Abgeschlossenheit nicht so streng gewesen war. Mitten im Ghetto befand sich ein „Christenhof", in der Stadt selbst, in der Gegend des heutigen Fischertors, ein „Judenhof", nachweislich im Besitze der Juden und von ihnen bewohnt. Was uns aber die Quellen über ihren Handel berichten, zeigt auch dort die Juden nicht mehr im Besitze des Warenhandels, — den hatten sie schon verloren — sondern nur als Geldhändler, als Darleiher, zu denen bisweilen der Stadtrat selbst seine Zuflucht nimmt. Dagegen aber sehen wir einen eigentlichen, für diese Stadt und jene Zeit nicht unbedeutenden Handel in Christenhänden; Steuerlisten, Rechtsbücher, Urkunden unterscheiden Krämer, Kleinhändler und Engrossisten, welch letztere nicht nur einen lokalen, sondern auch einen beachtenswerten Transithandel nach dem weiteren Ungarn und über die Grenze nach Österreich betreiben. Die erhaltenen Ausweise der von den Preßburger Kauf-

leuten den beiden „Dreißigstämtern" in der Nähe Preßburgs gezahlten Zölle zeigen gleichfalls die Ausdehnung dieses Handels.

Nun ereilt auch die Preßburger Juden die gleiche Katastrophe wie in fast allen Städten Deutschlands. Ihr Schicksal ist das gleiche, nur mußte der Vorwand aus den damaligen Ereignissen hergeleitet und ihnen angepaßt sein.

Nach der Schlacht bei Mohacs, 1526, wälzten sich die türkischen Heeresmassen über Ungarn, Schrecken und Entsetzen verbreitend, die Flucht wurde eine allgemeine. In Preßburg verließ auch ein Teil der Juden mit Hinterlassung von Hab und Gut die Hutterergasse mit der ausgesprochenen Absicht, wieder in ihr Heim zurückzukehren. Bevor sie dies noch ausführen konnten, schritt der Stadtrat bei der Königin-Witwe und Regentin Maria ein und verlangte als Strafe für diese Flucht einzelner jüdischer Hausbesitzer die Austreibung sämtlicher Juden aus der Stadt. In einer Urkunde von 1527 erteilt die Königin tatsächlich diesen Befehl und gibt ihre Zustimmung zum Verlangen der Bürgerschaft, die sämtlichen Häuser der Juden zu konfiszieren und zu verkaufen und den Erlös zur Ausbesserung der Befestigungen zu verwenden. Gnadenweise solle den Nichtgeflüchteten der Betrag aus dem Verkaufe ihrer Häuser ausgefolgt werden. Ganz derselbe Vorfall und mit ganz dem gleichen Ausgange vollzieht sich gleichzeitig in Ödenburg. Der ausgezeichnete Historiker der Stadt Preßburg, Professor Dr. Theodor Ortvay, dessen Güte ich die Kenntnis dieser Tatsachen verdanke, wird die diesbezüglichen Urkunden im siebenten Bande seiner „Geschichte der Stadt Preßburg" — sie ist heute erst bis zum dritten Bande gelangt — bringen.

Die Analogie mit den erwähnten Verhältnissen in Deutschland geht jedoch noch weiter. Auf die Katastrophe für die Juden folgen weitere solche für das Land. Die nun ständigen Türkenkriege, die fast zwei Jahrhunderte dauernde Okkupierung des größten Teiles von Ungarn durch die Türken, — unweit der Tore Preßburgs, in Gran, residierte der türkische Pascha — devastieren ganz Ungarn, lähmen jede wirtschaftliche Tätigkeit

und ruinieren den gesamten Handel, welcher vor allem des Friedens und der Sicherheit bedarf.

Hierzu treten die Folgen der gewaltsam versuchten Gegenreformation, der Krieg der Jesuiten gegen die Protestanten. Sie kommen in das Land mit der Parole: Hungariam primum facere miseram, deinde catholicam, deinde germanicam, d. h. Ungarn muß zuerst wirtschaftlich elend gemacht werden, dann kann erst der Protestantismus vernichtet, Ungarn germanisiert werden.

Hauptsächlich dieser Versuch ruft die Aufstände unter den beiden Rakoczys und Tekelys hervor und diese ständigen Unruhen bringen Ungarn tatsächlich dem Ruine nahe, die Kurutzen verwüsten das Land bis an die Mauern Wiens, kurz, es treten Zustände ein, welche an die ähnlichen nach dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland erinnern.

Als dann die Türken endlich besiegt und aus dem Lande vertrieben wurden, damit auch die Aufstände ein Ende nahmen, wieder Friede im Lande und ein wirtschaftlicher Neuaufbau möglich war, haben auch hieran die ungarischen Juden — gleichwie ihre Stammesgenossen in Deutschland — den stärksten Anteil genommen, indem sie allüberall im Lande den zerrütteten Handel wieder aufrichteten.

Nicht am wenigsten in Preßburg, von wo sie 1527 vertrieben worden waren. Sie hatten sich schon früher auf dem Palffyschen Schloßgrunde neu angesiedelt, von daher datiert die schon oben angeführte politische Zweiteilung der Judengasse. Der fürstlich Palffysche Majoratsherr gewährte ihnen Schutz und ihrer Gemeinde eine gewisse Autonomie. Aber erst jetzt, nach hergestellten ruhigen Zuständen hatten sie Gelegenheit, eine große Aufgabe zu erfüllen. Der frühere, von Christen betriebene Import und Transithandel Preßburgs war in den Stürmen der Zeit untergegangen; aber die neu angesiedelten Juden begründeten ihn wieder neu. Sie versorgten nicht nur die Stadtbevölkerung mit den Erzeugnissen der böhmischen, mährischen und schlesischen Weberbezirke und der in Wien neu geschaffenen Textilindustrie,

sondern sie schaffen auch einen Engroshandel, indem sie die Kleinhändler, Krämer und Hausierer innerhalb eines sehr großen Kreises zu ihren Kunden machen. Der Weg, den sie hierbei gegangen, läßt sich heute noch verfolgen. Den Dörfern nord- und westwärts bis an die niederösterreichische Landes- und Zollgrenze, jenen bis zum Eingang des Waagtales, den Ortschaften in der Schütt, sowie jenseits der Donau bis ungefähr Wieselburg lag die neue Einkaufsquelle in unmittelbarer und bequemer Nähe. Aber unsere Juden ziehen die ganze weite Slovakei bis in die Bergstädte dadurch heran, daß sie aus dem kleinen Körner- und Produktenmarkte Tyrnau gleichsam eine Messe für den Absatz von Textilwaren schaffen, zu der sich auch noch zu meiner Zeit selbst Tuchfabrikanten, wie die Neutitscheiner und Zwittauer, Sgalitzer und Iglauer, regelmäßig einfanden. Demselben Zwecke nach einer anderen Richtung diente der Raaber Markt. Dem steigenden Konsum konnte aber die zeitlich beschränkte Marktgelegenheit nicht genügen und die Marktkunden gewöhnten sich, auch in der Zwischenzeit, den Platz selbst aufzusuchen. Bald traten die Händler der zwischen den beiden hier gezeichneten Linien liegenden dritten Linie, nämlich jener an der Donau zwischen Gran und Komorn, hinzu und der Platz war fertig.

Meine Darstellung wäre nicht vollständig, wenn ich nicht darauf hinwiese, daß Beginn und Fortdauer dieser Tätigkeit in hohem Maße durch den Bestand der Zwischenzollinie zwischen den Erblanden und Ungarn unterstützt worden ist.

Diese Zollinie stammte noch aus der Zeit der ungarischen Könige, welche aus rein fiskalischen Gründen von der ganzen Einfuhr den dreißigsten Teil des Wertes erhoben. — Die Zollstätten hießen darum „Dreißigstämter".

Die habsburgischen Regenten, statt vernünftiger Weise diese Zwischenzollinie aufzuheben, hielten an ihr, trotzdem sie ein stetes Grawamen des Landtages bildete, fest und erhöhten noch den Zoll.

Die Manipulation auf diesen Dreißigstämtern war aber eine äußerst beschwerliche, langsame und schikanöse; Umständlichkeiten, die, wie mir mein Vater oft erzählte, von den kleinen Händlern

aus den Dörfern, den Hausierern und Krämern nicht gut zu bewältigen waren.

Speziell die Einbruchstation für Preßburg und das ganze mit ihm zusammenhängende Gebiet, das Dreißigstamt in Wolfstal, hatte in dieser Beziehung einen schlimmen Ruf.

Preßburg war nun die der Zwischenzollinie überhaupt nächste Stadt. Dieser fiskalische Zwischenzoll wirkte aber auf die Entstehung des Preßburger Handels wie ein Prohibitivzoll von industrieller Tendenz auf die Entstehung einer Industrie. Ich setze also die Entstehung eines regelmäßigen und nicht unbedeutenden Engroshandels im Preßburger Ghetto verhältnismäßig sehr früh ein, im Anfang des achtzehnten, wenn nicht im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts.

Mir ergibt sich diese Bestimmung nicht nur aus dem pragmatischen Zusammenhange des wirtschaftlichen Verlaufes, sondern aus einem bestimmten konkreten Momente, aus der Baugeschichte des Ghetto selbst. Wie ich oben dargelegt, bestand das Ghetto zuerst nur aus der von den Ansiedlern auf Palffyschem Grunde erbauten Häuserzeile; sie lag parallel jenem Teile der Stadtmauer, welche sich von der „breiten Treppe" in der Höhe des Michaelertores bis zum ehemaligen Wödritzertor, das bis zum Dome führte, hinzog.

Die Gebäude, welche noch heute diese erste und älteste Reihe bilden, stehen schon durchwegs an Stelle der von den ersten Ansiedlern errichteten kleinen Bauten, welche durch wiederholte, die ganze Gasse verheerende Brände vernichtet wurden. Nichtsdestoweniger tragen diese Ersatzbauten in Konstruktion, Bauweise und Ausstattung schon den Typus eines sehr hohen Alters.

Alle ihre Erbauer sind nachweislich Textilhändler gewesen. Den stärksten Beweis jedoch für den weit zurückreichenden Beginn dieses Engros-Kommerzes unserer Preßburger Juden liefert jenes lokalgeschichtliche Ereignis, welches der Judengasse ihre heutige Ausdehnung und Gestalt gegeben hat.

Im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts sind die Befestigungen der Stadt, von denen nur der eine Michaelerturm

erhalten geblieben, niedergelegt worden. Unsere Juden waren durch den Handel bereits genug kräftig geworden, um die ihnen am Rande des aufgelassenen Stadtgrabens gegenüberliegenden Parzellen vom Stadtrate kaufen zu können. Es war städtischer Grund, aber den Stadtrat lockte das Geld und er gewährte ihnen die Erlaubnis, auf diesem Streifen zu wohnen und zu handeln. Sie bauten also auf diesem Platze eine Linie von neuen Häusern.

Der Textilhandel hat das Preßburger Ghetto geschaffen, wie nahezu 200 Jahre später der Wiener Quai für und durch den gleichen Handel der Wiener Juden entstanden ist.

Den charakteristischsten Nachweis für den von mir gesuchten Zusammenhang zwischen der Baugeschichte des Ghetto und der Entwicklung seines Handels liefert ein bestimmtes Haus, das größte des Ghetto in der neuen Häuserreihe, der „Bernauersche Hof". Drei Generationen ein und derselben jüdischen Kaufmannsfamilie bauten daran. Die erste den ältesten, linksseitigen, die zweite den rechtsseitigen späteren neuen Flügel, die dritte den Hoftrakt. Diese dritten Bernauer habe ich selbst in meiner Kindheit als schon alte Leute gekannt. Den Chef der zweiten, Salomon Bernauer, kenne ich nur aus den Jugenderinnerungen und Mitteilungen meines Vaters; von dem ersten hat er selbst nur aus der Tradition gewußt. Und diesem ersten muß ein schon ganz verschollener Kaufmann vorangegangen sein, welcher zu dem damaligen Wohlstand der Familie den ersten Grund gelegt hat.

Diese vier Generationen — von 1831 meinem Geburtsjahre — nach rückwärts gerechnet, reichen nahe bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Der, dem Engroshandel entsprungene Wohlstand scheint sich auch im ruhigen Flusse weiter entwickelt zu haben. Von Unterbrechungen kenne ich aus den Erinnerungen des Ghetto nur eine.

Preßburg wurde nämlich durch die Franzosenkriege stark berührt und mitgenommen: 1809 wollten die Franzosen, geradeso wie die Preußen 1866, bei Preßburg über die Donau setzen.

Der Schloßberg beherrscht das gegenüberliegende Donauufer mit dem dahinterliegenden Flachland, die günstigste Position, um eine Brücke zu schlagen, Preßburg wird belagert, beschossen, besetzt, Napoleon zieht ein.

Eines Morgens hebt meine Großmutter — die schon oben vorgeführte Spitzenmacherin — meinen Vater aus dem Bett, zeigt dem fünfjährigen Jungen den auf den Schloßberg reitenden Kaiser mit den Worten: „Sieh, vor diesem kleinen Manne zittert die ganze Welt", eine Erinnerung, von der mein Vater noch sprach, als er schon ein Greis geworden war.

Die Störung hielt einige Jahre an und während dieser Zeit übersiedelten einige Preßburger Kaufleute teils nach Wien, teils nach Pest, auf welchen Plätzen sie zu Firmen von Rang wurden.

Mit den friedlichen Zuständen hob sich natürlich wieder der Handel im Preßburger Ghetto und gewann jene Gestalt, welche ich in meiner Kindheit gekannt und hier geschildert habe, bis ihm in unserer Zeit eine gänzliche Änderung der Verhältnisse ein Ende machte. Die Aufhebung der Zwischenzollinie, die aus allen Richtungen nach Wien führenden Eisenbahnen, die nach und nach eintretende Ersetzung des Hausierhandels durch stabile Krämer, deren teilweise Auffaugung durch bessere Handlungen in den größeren Ortschaften, der immer mehr zunehmende Absatz durch Reisende mußten diesen Zwischenplatz vor den Toren Wiens nach und nach aufhören lassen.

Heute ist die Judengasse verödet. Die elenden Häuser stehen noch aufrecht, aber die Läden sind meist geschlossen, sie sind wertlos, in den Wohnungen hausen jetzt die Ärmsten, Christen und Juden durcheinander.

Das einstige Erwerbsleben derselben, Handwerk, Klein- und Großhandel, habe ich zu zeichnen versucht. Diese Zeichnung genügt nicht — nicht mir, wohl auch nicht dem Leser; denn wie waren die Erwerbenden selbst, die Männer und Frauen des Ghetto?

Diese Frage zu beantworten, will ich im nächsten Kapitel versuchen.

Zweites Kapitel.

Die Frauen und Männer der Judengasse. Die „bürgerliche Gesellschaft" des Ghetto.

Das Bild, das die jetzt tote Gasse einst bot, steht mir noch lebhaft vor Augen. Kleinhändler und Großhändler, „Landjuden", wie die Krämer vom flachen Lande allgemein genannt wurden, Damen aus der Stadt, die „shopping" durch die Gasse schlendern, Bäuerinnen, ihre Einkäufe in den Läden machend, Fuhrleute, die Kisten abladen, dazwischen bald ein Hochzeitszug — die Trauungen fanden stets unter freiem Himmel statt — dann ein Leichenwagen, Kinder, Lastträger usw. — tummeln sich in diesem engen Raume, auf einem Pflaster, das diesen Namen kaum verdient, fortwährend durcheinander. Es ist dasselbe Bild, das ich nicht nur in belebten Geschäftsvierteln orientalischer, sondern auch europäischer Städte wieder gefunden habe. Aber die Straßen aller Ghettos erhielten eine besondere Farbe durch einen speziellen Einschlag: den des weiblichen Elements — ich meine nicht das „Ewig Weibliche" Goethes, sondern jene Frauen des Ghetto, deren Tätigkeit in allen Läden neben jener der Männer deutlich erkennbar hervortritt.

Ich möchte bei diesem Zuge in der Physiognomie der Gasse einen Moment verweilen, weil durch die Verhältnisse, die ihn schufen, auch die Frauen einen eigenen Charakter, ihr Sein und Wesen einen besonderen Inhalt gewannen. Sie waren fast ausnahmslos vom Morgen bis zum Abend im Geschäfte tätig.

Gewisse Eigentümlichkeiten wird jede, im Erwerb kräftig mitwirkende Frau, natürlich auch die nichtjüdische, gewinnen,

aber in voller abgeschlossener Ausbildung habe ich sie eben nur bei den Jüdinnen des Ghetto gefunden.

Kräftig und vernünftig steht sie vom Morgen bis zum Abend ihrem Manne zur Seite; in der Arbeit ist sie zäher und geduldiger als der Mann, sie ist ihm aber keine bloße Gehilfin, sondern nach jeder Richtung hin eine fortwährende Stütze und Unterstützung. Dieses Weib ohne Schulbildung, ohne das, was man heute als „Erziehung" anstrebt und teuer bezahlt, ist stark genug, um nicht nur mitzuarbeiten, sondern auch weltklug genug, um mitzuraten. Und das liegt in der Natur der Sache. Die Frau, die in einem solchen Maße, namentlich in einem Engros-geschäfte, mitarbeitet, steht fortwährend Menschen gegenüber, die sie zum Denken zwingen. Sie will ihnen Ware verkaufen, muß demnach ihren Geschmack, ihren Bedarf erraten, bis zu einem gewissen Grade ihre freundliche Gesinnung gewinnen. Diese Menschen wollen von ihr Kredit erhalten, da gilt es denn, vorsichtig deren Kreditwürdigkeit abzumessen, deren Verhältnisse zu studieren. Dies alles hat für die individuelle Gestaltung der Ehefrau, für die Denkübung eine ganz andere Kraft, als der „Jour", der Zeitungsroman, das Theater, die Promenade.

Eigentlich war jede dieser jüdischen Geschäftsfrauen mehr oder weniger eine Persönlichkeit. Diese schafft kein „Mädchen-lyzeum", sondern nur die „Arbeit", die Notwendigkeit zu denken, zu sorgen. Ich gebe ohne weiteres zu: diese Weiber des Ghetto waren dem Manne, d. h. dem männlichen Wesen nähergerückt, standen ihm näher als die heutigen Frauen. Haben sie deshalb an Weiblichkeit verloren? Ja, aber nur in einem einzigen Punkte, der ihnen, dem Manne, der Familie, ihrer Welt sehr zum Vorteile gereichte. Ich habe die Verschiedenheit zwischen dem Denken und Handeln des Mannes und der Frau zumeist darin gefunden, daß diese den Unterschied zwischen wichtigen und unwichtigen Dingen viel schwerer als der Mann erfaßt. In der Regel denkt sie an die letzteren, ist sogar ungehalten, wenn die ersteren an sie herantreten. Das war aber bei den Frauen dieses Schlages nicht der Fall. Diese wußten genau, wo es

„Kopf und Kragen" galt. Es bestätigt nur die Richtigkeit meiner Ansicht, daß, soweit ich mich zurückerinnere, jene Frauen im Ghetto, welche durch den Beruf ihres Mannes von dieser Mittätigkeit ausgeschlossen waren, geistig an die anderen, miterwerbenden, nicht heranreichten; sie zeigten sich zumeist als weniger bedeutend. Und mit dieser Fähigkeit und Gewohnheit, gerade das Wichtige zu erfassen und zu würdigen, hängt noch ein anderes, nicht minder bedeutsames Moment zusammen: die Stellung dieser Ghettofrau zwischen Mann und Kindern war eine andere als jene, die man heute für selbstverständlich hält. Gewiß waren den beiden jüdischen Ehegatten auch damals in ihrem gemeinsamen Leben und Weben die Kinder die Hauptsache — nur für sie arbeiteten sie, und erst in dem, was jene erreichten, sahen sie den rechten Erfolg des eigenen Lebens; aber zwischen Mann und Kinder gestellt, war der Jüdin jener Zeit vor allem der erstere die Hauptsache. — Durch den auf den Erwerb und den Bestand des Hauses gerichteten Sinn, war es unbedingt der Mann, an den die Frau vor allem und bei allem dachte. Der Mann, das steckte durch tausendjährige Übertragung eisern in ihrem Bewußtsein, ist die Säule, auf der ihre und der ganzen Familie Existenz beruht; für ihn galt es zuerst zu sorgen, ihn gesund, kräftig und arbeitsfähig zu erhalten. Erst nach ihm kamen die Kinder, und das war für ihre Erziehung von entscheidender Bedeutung. Das drückte sich natürlich im ganzen Leben des Hauses aus, und die Kinder gewannen dieselbe Empfindung. Sie sahen, wie der Vater das ganze Denken der Mutter ausfüllte, das flößte ihnen vor dem Vater einen Respekt ein, den die Kinder heute nicht leicht gewinnen können. Denn was sehen sie heute? Schon als kleine Knirpse wissen sie, daß sie der Mittelpunkt sind, um den sich alles dreht, das Denken der Mutter und des Vaters zugleich. Auf diesem Gebiete hat sich gegen früher eine große Wandlung und zwar rasch, ich möchte sagen fast ohne Übergang vollzogen.

Der Geburtstag des Baby ist der Mutter ungleich wichtiger als die Bilanz im Hause des Mannes. Jeder Wunsch des oder

der Kleinen wird womöglich erfüllt, Vater und Mutter gehorchen denen, denen sie befehlen sollen, und das Verhältnis wird nicht besser, wenn die Kinder größer werden. Heute sehe ich, daß die Eltern der besseren Kreise immerfort darauf aus sind, nicht nur von den Kindern alles Unangenehme zu entfernen, sondern ihnen möglichst viel Vergnügen zu bereiten; davon war früher keine Rede, und die frühere Art und Weise war doch offenbar die richtigere. Sind denn die Kinder von heute glücklicher? Sie treten in die Welt mit der falschen Vorstellung, daß das Leben ein Vergnügungstrain sei; sie finden bald das Gegenteil, sind aber gegen jedes Ungemach widerstandsunfähig und greifen zum Revolver. Ich gehöre nicht zu den Weichmütigen, mir erregt aber jeder dieser, leider so häufigen Fälle geradezu Entsetzen, und ich betrachte es als eine unzweifelhafte Versündigung an unserer Jugend, daß die Tagesblätter alle diese entsetzlichen Selbstmorde gewissenhaft in ihren Spalten und dadurch zur Kenntnis der jungen Leute bringen. Also die Kinder selbst haben durch die Erziehung für sich nichts gewonnen und die Eltern an den Kindern noch viel weniger. Ich behaupte, die Ehrfurcht vor den Eltern, namentlich aber die Opferfähigkeit für sie, stehen geradezu in umgekehrtem Verhältnis zu dem Übermaß der Verhätschelung in der Erziehung. In erschütternder Weise sagt Shakespeare in seinem „Lear" dasselbe, und jeder Leser, der selbst aufmerksam um sich sieht, wird die Wahrheit meines Satzes bestätigt finden.

Zweifellos lag in jener früheren Art der Erziehung eine gewisse Härte, welche, namentlich wenn sie als von der Mutter ausgehend gedacht wird, die heutige Generation fremdartig berührt. Aber es ist ja nur ganz natürlich, daß eine Frau, die den ganzen Tag an dem für die Existenz der Familie nötigen Erwerb energisch mitarbeitet, auf das Kleine zu denken wenig verfällt, etwa auf die Fasson des Kleidchens für das Kind oder gar an dessen Zerstreuung. Also ehrlich zurückschauend muß ich sagen: aus dieser härteren und strengeren Erziehung sind bei den Juden — Männer und Frauen — nicht nur tüchtiger, sondern auch besser hervorgegangen.

Eine zweite Frage entsteht: War die hier geschilderte Erziehung nur auf das Preßburger Ghetto beschränkt? Keineswegs. Es hat mich jüngst bei der Lektüre der Erinnerungen Ludwig Bambergers außerordentlich interessiert zu finden, daß bei den deutschen Juden jener Zeit den Kindern gegenüber die gleiche strengere Haltung geübt wurde; die Aussprüche seiner Großmutter präzisieren dieselbe in klassischer Weise: „Ein Kind hat keinen Willen." „Ein Kind darf nicht sagen: ich will." „Ein Kind hat nicht zu fragen, sondern zu folgen." Genau so, dieselben Worte hörte ich meine Mutter sprechen. Wie und woher dieses Nachlassen der Strenge gekommen, ist mir nicht ganz klar. „Der „Assimilierung" kann man diese Tatsache nicht zu Lasten schreiben. Von christlicher Seite hat diese weichliche Anschauung und Gewöhnung auch nicht kommen können, sie hatte dort ja viel weniger bestanden. Eher haben wir in den letzten Dezennien hinübergewirkt.

Ich resumiere: die heutige Erziehung der Kinder ist, wenngleich reichhaltiger, für die Charakterbildung der Kinder jedoch nicht besser. Natürlich wäre es in erster Linie Sache der Männer, in die Erziehung der Kinder verbessernd einzugreifen. Aber vorerst müßte der Mann bei der Frau beginnen, da diese heute nicht durch Mitarbeit tüchtig wird. Zweitens und hauptsächlich können sich die wenigsten Männer selbst der gegenwärtig sie umgebenden Atmosphäre entziehen. Und eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß gerade die intelligentesten Männer in diesem Punkte die schwächsten sind, am wenigsten dazu taugen, die Frau nach dieser Richtung und überhaupt zu erziehen. Namentlich sind diejenigen die schwächsten, welche noch über die Sorge für ihre eigene Existenz hinausdenken, während gerade die enger Denkenden in der Regel der Frau und den Kindern gegenüber sich viel stärker und vernünftiger zeigen, als die geistvollen. Und dies aus zwei Gründen: Vor allem tragen die wirklich „Intellektuellen" häufig zu viele Dinge im Kopf und im Herzen, die für die Welt bedeutend sind, so daß diesen gegenüber Haus, Frau und Kinder, wenn auch gewiß ganz ungerechtfertigt, zurück-

stehen. Sie interessieren sich für die Allgemeinheit, da geschieht es leicht, daß ihnen das eigene Haus zu klein erscheint, um sich ganz davon ausfüllen zu lassen. Und nur derjenige, den seine Person, seine Existenz und sein Haus ganz ausfüllen, wird die Frau täglich und stündlich erziehen wollen und können.

Ich habe mich zu diesem Exkurse über die Frau in der geschlossenen Judengasse verleiten lassen, weil seit ihrem Verschwinden diese Gattung im Aussterben begriffen ist, nur mehr in einzelnen Exemplaren, zumeist in der Provinz, anzutreffen ist.

Meine älteste Tochter Sidonie erinnert in vielen Stücken an diese Spezies, und meine gute Mutter nannte sie auch in ihrer bezeichnenden Ausdrucksweise: „ein vorzeitisch Weib". Ein andermal sagte sie von ihr: „ein geborenes Weib", und beides stimmt zusammen. Die Jüdinnen waren „geborene Weiber".

Immerhin habe ich für mich und wohl auch für den Leser von der Frau im Ghetto genug gesagt. Ich will nur mit Beziehung auf meine einleitenden Worte noch eines hinzufügen: Die heitere Farbe im Milieu des Hauses, der Frohsinn in der Familie geht naturgemäß von der Frau aus. Nun diese Judenfrau in ihrer angestrengten, nie ruhenden Tätigkeit, in der Konzentrierung und Richtung ihres ganzen Wesens auf Arbeit und Sorge, war dazu nicht geschaffen.

Aber vielleicht verhielt es sich in dieser Richtung anders und besser mit den Gatten? Wie waren diese?

Nun, sie waren vor allem die Übersetzung dieses Frauentyps ins Männliche. Wir finden bei ihnen die völlige Gefangennahme des Seins und Denkens durch den Erwerb noch ausschließlicher wie bei der Frau, die ja bei allem Eifer für das Geschäft doch immer einen großen Teil ihres Interesses der Sorge für Haus und Kinder zuwendet. Wie das Ghettoweib vor allem an ihren Mann denkt, so ist auch sein erster Gedanke auf das Weib gerichtet. Er ist gleichfalls kein heiterer Geselle, kein fröhlicher Mensch.

Es bestehen in der geschlossenen Judengasse auch keine jener

geselligen Einrichtungen, an welche sich heitere Gewohnheiten knüpfen. Sie kennt kein Kaffeehaus oder Gasthaus, die zum Besuche und Verkehr anregen würden; in die kleine Traiterie gehen nur die Fremden, die in der Regel abends in ihr heimatliches Dorf zurückkehren, in die Weinschenke gehen nur die letzten: Fuhrleute, Kutscher, Träger usw.

Zu freundlichen Familienzusammenkünften haben Leute keine Zeit, welche die Woche hindurch erst spät abends den Laden verlassen und ihren einzigen Ruhetag, den Sabbat, zum großen Teile in der Synagoge verbringen.

Diesem Milieu entspricht das äußere Wesen und Gehaben des Ghettojuden. Die Sorge liegt breit auf seiner Stirne, der Kampf ums Dasein hat sich in den Zügen seines Gesichtes eingelebt, wie in dem des Schauspielers das stete Mienenspiel der Bühne; er spricht hastig, nervös, eindringlich, sein Blick ist nicht frei, wie wenn er unsichtbar an den Gittern des Ghetto zurückprallen würde.

Und dieser sein Gemüts-Habitus wird auch dann kein anderer, wenn er durch seine Arbeit zu Vermögen und Wohlstand gelangt ist; auf ihn, den Gefangenen unter den Gefangenen des Ghetto kann der wohlerworbene Besitz auch nicht annähernd jene psychologische Wirkung ausüben, ihn nicht jene freudige Stimmung gewinnen lassen, wie den Freien unter Freien.

Reicht das bisher Gesagte für die Beurteilung des Juden im Ghetto aus? Gewiß nicht. Ein entscheidendes Urteil über seinen Charakter können wir erst dann fällen, wenn wir sehen, wie er sich in seinem Berufe darstellt.

Es ist natürlich und selbstverständlich, daß die ständige, durch Jahrhunderte fortgesetzte Tätigkeit als Händler auf den Charakter jedweder Schichte, nicht bloß der jüdischen, eine entscheidende Wirkung ausüben mußte. Aber ich möchte hier, selbst auf die Gefahr hin, meine Reputation als Realisten zu beeinträchtigen, eine kleine theoretische Bemerkung vorausschicken.

In meinem 23. Jahre stürzte ich, wie ich später erzählen werde, aus allen Himmeln der Wissenschaft auf die Flachebene

des Gelderwerbs. Diese Welt war mir fremd — ganz zu Hause bin ich eigentlich nie in ihr geworden. In einem fremden Lande wird man zum Beobachter. Da war mir schon damals aufgefallen, in welch verhältnismäßig geringem sozialen Ansehen der Kaufmann bei uns stand, in ungleich geringerem als der Grundbesitzer oder der Industrielle. Viel anders ist's auch heute noch nicht. Nun ist denn doch dieses Verhältnis ganz merkwürdig. An sich steht auf der Stufenleiter des Erwerbs der Kaufmann am höchsten. Er ist in der ganzen wirtschaftlichen Tätigkeit derjenige, bei dem die rohe physische Kraftleistung das schwächste Moment bildet. Er ist im Wirtschaftsleben nur das leitende, führende Element, er ist der Geist in der Arbeit. Er repräsentiert das Kulturelement im Leben der Völker, und es ist bezeichnend, daß mit der Kulturstufe eines Volkes auch das Ansehen des Kaufmannes bei ihm steigt. Der Kaufmann steht in Wien gesellschaftlich ungleich tiefer als in Hamburg, und in Hamburg noch lange nicht so hoch wie in London oder Neuyork. Nichtsdestoweniger hatte der Kaufmann von jeher mit einer gewissen gegen ihn gerichteten Animosität, hatte er von jeher um seine Stellung zu kämpfen. Im Evangelium heißt es: „Es ist schwer, daß der Kaufmann sich vor Unrecht hüte." Nun diesen Satz möchte ich, selbst wenn ich Christ wäre, nicht unterschreiben. Es spricht aus ihm noch die ökonomische Naivität, die glaubt, daß der eine nur gewinnen könne, was der andere verliert. Der Satz trifft nicht ins Schwarze, sondern daneben. Der Kaufmann steht viel mehr unter einem bestimmten Drucke, wird von ihm viel mehr bedrängt als die anderen ökonomischen Hauptberufe. Ich meine damit die „Konkurrenz".

Die Konkurrenz erweckt neben der höchsten Anstrengung des Geistes die häßlichsten Eigenschaften des Charakters und der Seele. Sie ist ein Krieg, in welchem auf die vollständige Vernichtung des Gegners hingezielt, nie Pardon gegeben wird. Ihr ist der Kaufmann am meisten ausgesetzt. Er hat nicht, wie der Getreidebauer, eine Ware, welche für alle, die sie besitzen, den gleichen Marktwert hat, die, wenn sie gebraucht wird, sich so-

zusagen von selbst verkauft und die keine Anstrengung des Besitzers verkäuflich macht, wenn der allgemeine Bedarf dafür fehlt. Er hat auch keine individuelle Ware wie der Fabrikant, welche, wenn sie gefällt, gesucht wird, er hat überhaupt nur das, was auch jeder andere Kaufmann haben kann. Er kommt nur vorwärts, wenn er den anderen verdrängt, ihn und seine Ware aus dem Wege räumt. Er führt einen Kampf Person gegen Person, Leib gegen Leib, und da dieser Krieg nicht etwa um die höchsten Güter der Menschheit, sondern um Geld und Gewinn geführt wird, so erzeugt er eine Atmosphäre, die in der Tat nicht immer vornehm ist.

Natürlich will ich damit keineswegs gesagt haben, daß der Handel, der kaufmännische Beruf, die Vornehmheit ausschließt. Die Handelsgeschichte und meine eigene Erfahrung haben mich wahrhaft vornehme Kaufleute kennen lernen lassen; „der große Kaufmann, der mit tiefem Ernst auf die weitesten Fernen die beiden wirtschaftlichen Haupttatsachen des Bedarfes und der Produktion miteinander verbindet, sie ausgleicht, ist ein Kulturarbeiter höchsten Grades und ein geistig vornehmerer Mann als der Produzent". Gewiß sind die vornehmen Kaufleute eher unter den obersten Schichten des Standes, namentlich unter jenen, die in ihrer Tätigkeit am weitesten ausgreifen, zu finden, als in den unteren begrenzteren, denn offenbar müssen diese schlimmen Seiten des Konkurrenzkampfes desto schärfer hervortreten, je enger der Raum ist, in welchem er geführt wird. Und ein engerer Raum als das Ghetto ist wohl nicht leicht denkbar.

Fehlten darum diese vornehmen Kaufleute dort ganz? Gewiß nicht! Ich brauche hier nur an meinen eigenen Vater zu denken, er arbeitete später in größeren Kreisen, aber in Preßburg bewegte er sich nur in kommerziell-mittleren Verhältnissen; nichtsdestoweniger war er auch schon damals ein in seiner Art stolzer, wahrhaft „vornehmer" Kaufmann.

Worin besteht diese Vornehmheit? Doch nicht darin, daß man zahlt, Ehrlichkeit wird doch von jedem Menschen gefordert. Gewiß auch noch darin nicht, daß man seine Kunden reell

bedient. Der Kaufmann, der sie betrügt, ist ein Dummkopf. Zur „Vornehmheit" des Kaufmanns gehört vor allem, daß er seiner Erwerbslust nach einer Seite hin eine bestimmte Grenze setzt; er muß jedes Geschäft, das nicht ganz fair ist, ablehnen. Das habe ich bei meinem Vater wiederholt in ganz entschiedener Weise und ohne daß es ihn eine Überwindung gekostet hätte, beobachtet. Am charakteristischsten aber zeigt sich die Gentilität dieser Art Geschäftsleute im Einkauf.

Die einen suchen ihren Nutzen aus der ökonomischen Tatsache zu ziehen, daß die Ware für ihre Klientel effektiv einen Wert besitzt, der höher ist als jener Preis, den sie selbst gegeben haben. Der Kaffee hat für den Kleinhändler in Leitomischl oder in Pilsen natürlich einen höheren Wert als jenen, den der Grossist bei der Auktion in London gegeben.

Es gibt aber eine Klasse, welche sich mit dieser natürlichen und legitimen Differenz nicht begnügt; die ihr Zugehörigen wollen immer „unter dem Preise" einkaufen, sie suchen „Notverkäufe", sie wollen, daß der Erzeuger verliert, damit sie selbst entweder mehr verdienen oder auch nur, um den geschäftlichen Kollegen eine schlechte Konkurrenz machen zu können. Diese Exemplare wurden von meinem Vater verachtet. Das sind, sagte er, keine Kaufleute, sondern „Schächter", die mit dem Schlachtmesser in der Hand auf den Markt kommen. Er war sicherlich nach jeder Richtung ein sehr rationeller tüchtiger Kaufmann; er war ein großer Warenkenner und kannte namentlich aufs genaueste die Textilindustrie in ihrem ganzen Umfange. Er verschenkte gegenüber dem Fabrikanten nichts, aber jenen hier charakterisierten Leuten wich er bei seinen Einkäufen aus, es widerstrebte ihm, Ware zu kaufen, an der, wie er zu sagen pflegte, „Blut hängt"; er war überhaupt beim Einkauf sehr stolz, kaufte nicht von jedem und war gerade dann am penibelsten, wenn und wo er auf Kredit kaufen sollte. Er meinte: „Man müsse sich denjenigen, von dem man Kredit nimmt, noch besser ansehen als jenen, dem man Kredit gewährt. Bei letzterem könne man nur sein Geld, bei ersterem auch seine Reputation einbüßen."

Er mißbilligte sehr entschieden auch nur den geringsten Versuch, wie dies leider häufig geschieht, von dem Fabrikanten erst beim Begleich frühere nicht besprochene Konzessionen zu erreichen, und behauptete, daß er während seiner ganzen geschäftlichen Laufbahn noch nie mit einem Fabrikanten auch nur in den geringsten Konflikt gekommen sei; diese seine Behauptung verdient auch vollen Glauben, denn ich habe ja selbst oft genug gesehen, mit welcher, an Verehrung streifenden Hochachtung ihm noch später, als er schon aufgehört hatte, ein Geschäftsmann zu sein, von seinen einstigen Geschäftsfreunden begegnet wurde.

Und zum Schluß will ich selbst die hier naheliegende Frage stellen und beantworten: Sind diese vornehmen Kaufleute unter den Juden, wenn sie auch nicht ganz fehlen, Ausnahmen, sind sie überhaupt unter ihnen seltener als unter den Christen?

Die Gegner behaupten es, ich verneine es.

Allzu zahlreich sind die „Vornehmen" in keinem der beiden Lager, aber prozentual ist ihre Zahl unter den jüdischen Kaufleuten sicherlich nicht geringer als in den Reihen der christlichen.

Selbst in meinem, doch immer nur beschränkten Kreise kenne ich so viele, denen ich diese erste Vorzugsklasse zubilligen muß.

Ich gehe aber noch weiter: Zugegeben, der Jude sei vielfach erwerbseifriger als der Christ, nach einer bestimmten Richtung hin zieht er seiner Erwerbslust doch viel eher eine Grenze, über die der christliche, namentlich kleine Geschäftsmann, wenn er dazu gelangt, ohne Bedenken hinweggeht. Wenn auch nur die Hälfte von dem wahr ist, was behauptet wird, sind wir in Wien in einem gewissen durchaus arischen Kreise an Zustände gelangt, die an bestimmte öffentliche Verhältnisse in Neuyork erinnern. Der Fall, daß ein Mann, welcher ganz vermögenslos an die Krippe gekommen, nur wenige Jahre an derselben gestanden, und wie allgemein behauptet wurde, mehr als eine Million Kronen hinterlassen haben soll, spricht Bände. Andere, auf die man mit dem Finger hinzeigt, müssen eben erst sterben.

Noch deutlicher spricht jene Gerichtsverhandlung, aus der hervorgegangen, daß 25 000 Kronen eine Verwendung gefunden,

die keine andere als eine Bestechung sein konnte. Umgekehrt ist die Integrität der jüdischen Mitglieder des Kollegiums, das ich im Auge habe, durch mehr als ein halbes Jahrhundert nie auch nur im geringsten angezweifelt worden.

Ich habe bisher das Erwerbsleben des Ghetto insoweit zu zeichnen versucht, als es sich auf der Gasse oder vielmehr in den ohne Unterbrechung zu beiden Seiten aufeinanderfolgenden Läden abgespielt hat. Damit ist es aber nicht erschöpft. Vor allem kannte man natürlich auch das Geldgeschäft; einen Erwerb, welcher der Gasse ausweicht und nur in der Wohnung gepflegt wurde. Usuell oder traditionell denkt die Menge bei dem Geldgeschäft der Juden sofort an Wucher. Ich lehne es nicht ab, über das, was sich in dieser Richtung im Preßburger Ghetto vollzog, zu sprechen.

Wucher mit der leichtlebigen ungarischen Aristokratie war ein altes Geschäft der Juden gewesen; doch bei dem unsäglich schleppenden ungarischen Gerichtsverfahren, bei welchem der Prozeß wohl leicht einen Anfang, aber schwer ein Ende fand, war dieses Geschäft von großem Risiko begleitet und konnte nur von Leuten betrieben werden, die schon in anderen Geschäften zu größerem Vermögen gelangt waren. Es konnte darum dieser Zweig keine allgemeine Ausdehnung gewinnen, sondern mußte sich auf die Ausbeutung der hohen Aristokratie beschränken. Er war dadurch entstanden, daß die Aristokraten in ihrer Verschwendungssucht nicht ihre Ernte in Getreide, Raps usw., ihre Wollschur abwarten wollten oder konnten, sondern sie im voraus an die Produktenhändler *nicht* zu fixen Preisen verkauften. Letztere sollten erst bei der Ablieferung mit einer bestimmten Differenz unter dem Marktpreise festgesetzt werden; da auf Grund eines solchen Schlußkontraktes stets ein sehr bedeutender Vorschuß genommen wurde, so steckte hinter diesem Geschäfte einfach ein Wucher. Von da bis zu Darlehen, die durch die nächste Ernte nicht mehr ganz bezahlt werden konnten und darum prolongiert werden mußten, war nur ein kleiner Schritt. Da die Ernten nicht in ihren Ergebnissen wachsen konnten, so mußten es eben durch die

Zinsen die Darlehen. Diese Spezies des Geschäftes bestand in Preßburg nicht, sie war das Geschäft des ungarischen Tieflandes und der großen Produktenhäuser in Pest; in unserem Ghetto kannte man nur die gleichsam bürgerliche Art des reinen Geldverleihens zu höheren Zinsen, usuell zu 10—12 % (die 5 %ige österreichische Rente, die Metalliques standen zu meiner Ghettozeit bis 100, aber der öffentliche Zinsfuß war 6 %).

Diese Wucherer waren in der Regel Kaufleute gewesen, die sich mit dem erworbenen Vermögen von ihrem Geschäfte zurückgezogen hatten.

Unter den Wucherern dieser Art gab es viele, sonst sehr brave, sogar wohltätige Leute; dieser Wucher galt unter den Juden keineswegs als etwas Verächtliches, sondern als ein berechtigter Erwerb, welcher den, der ihn betrieb, in keiner Weise tiefer stellte, er galt einfach als ein Kapitalist.

Solcher Geldleute, welche die Achtung ihrer Mitbürger genossen, erinnere ich mich aus dem Ghetto mehrerer. Von ihnen ist mir ein Mann am deutlichsten in der Erinnerung geblieben, in dessen Hause wir einige Jahre den zweiten Stock bewohnten. Sein eigentlicher Zuname war Figdor, er hieß aber ganz allgemein im Ghetto Michael Kittsee, nach einem Orte ganz in der Nähe Preßburgs. Die Judengemeinde in demselben zählte eine verhältnismäßig große Anzahl von „Balbatim" (Mitglieder), sämtlich Woll-, Korn-, Häutehändler. Da in dem Preßburger Ghetto für solche Geschäfte keine Räume zu haben waren, sahen sich diese Produktenhändler gezwungen, in Kittsee Wohnung und Magazine zu suchen. Der Kommerz dieser Leute war nicht unbedeutend, und es gingen aus ihnen mitunter große Firmen — in Wien wie in Pest — hervor. Unser Hausherr nun gehörte zu den Ältesten dieser Reihe. Er zählte zu den schon sehr wenigen, die noch die Tracht des 18. Jahrhunderts: Dreispitz, Kniehosen, Strümpfe und Schnallenschuhe beibehalten hatten, war übrigens ein „Lamden" (talmudischer Gelehrter) und saß tagsüber über dem Talmud, wenn er nicht den „Herrschaften", seinen Schuldnern, seine Aufwartung machte. Er war in der Gemeinde hochgeachtet

und nicht ganz unverdient; denn er war ein in seiner Art vornehmer Geschäftsmann. Er lieh nie an Juden, sondern nur an kleinere „Herrschaften", bedingte sich aber nie förmlich die Zinsen, sondern stellte sie seinen Schuldnern anheim und war dabei, wie er sagte, immer gut gefahren. „Ein Szrore" (Aristokrat), sagte er, „der nit selber gern Rewochim zahlt (Zinsen), ist keine Herrschaft, sondern ein Parch." (Ein unübersetzbarer, verächtlicher Ausdruck.) Dabei war er in seinen Kreisen eben als Gelehrter sehr anerkannt. Er hatte einige jüdische gelehrte Schriften verbrochen — und besaß vom Gelehrten zumindest die unverhohlene Geringschätzung gegen alle Ungelehrten, gegen die „Amrazzim" (Ignoranten). Ein drastisches Beispiel dieser seiner Gesinnung ist mir aus der Zeit, da wir bei ihm Mieter waren, in Erinnerung geblieben.

Er hatte ein Stück des Hausdaches in Angeln so befestigt, daß man es in die Höhe ziehen konnte; darunter hatte er sich eine Sukke (festliche Laubhütte) gezimmert, in welcher er nach der rituellen Vorschrift während des Laubhüttenfestes seine Mahlzeiten einnahm und in welcher auch seinen Mietern zum gleichen Zwecke je ein Tisch eingeräumt war. Einer dieser Mieter war ein im Dienste der Gemeinde stehender Subrabbiner, ein Gelehrter von Beruf und Ruf. Die beiden gelehrten Herren fingen nun, wie es bei Tische Sitte war, einen gelehrten frommen Disput an. Da ließ es sich mein Vater unglücklicherweise einfallen, an dem Gespräch teilnehmen zu wollen. Der Hausherr sieht ihn zuerst ganz erstaunt an und sagt dann, während er sonst nie den „Dacherez" (Lebensart) außer acht ließ, ganz grob: „Da hat ein ‚gemainer' Mann nichts dreinzureden." Mein Vater schweigt verblüfft, aber ruhig. Meine Mutter jedoch — ich sehe noch ihr zornentflammtes Gesicht vor mir — ruft: „Wer ist Ihr gemainer Mann, Hausherr?" — Der gelassen: „Madam Toni, ich wer Ihnen sagen, wer ein gemainer Mann ist. Herr Reb Naftali, ist ein armer Mann, er lebt vom ‚Reschach' (Gemeindegehalt); aber er ist ein Lamden (Gelehrter), kann er schon kein gemainer Mann sein. Und unser Schochen (Nachbar),

Dr. Weißweiler, hat auch nichts, aber er ist ein Roise (Arzt) und hat studiert, wenn auch ka Gemorrhe, gehört also gewiß nicht zu den gemainen Leuten. Wer aber nix ‚gelernt' und auch nicht studiert hat, das is bei mir ein gemainer Mann, und wenn er auch der bravste Mensch ist."

Hohe Zinsen zu nehmen, war so wenig anrüchig, daß selbst hochachtbare, ehrenhafte Geschäftsleute zeitweise ohne Bedenken verfügbares Geld auf diese Weise verliehen und daß ich mich zweier, selbst in Christenkreisen sehr geschätzter Ärzte erinnere, eines Dr. Bernheim und eines Dr. Kuh, welche beide, nachdem sie durch ihre Frauen reich geworden, ihre Praxis aufgaben und Geldverleiher geworden waren.

Wenn also diese von mir vorgeführten bürgerlichen Kapitalisten bei den damaligen primitiven Verhältnissen Preßburgs, bei dem absoluten Mangel an Geldinstituten doch nur — wenn auch zu höheren Zinsen — die Funktion der heutigen Banken und Bankiers ausübten, so gab es immerhin eine kleine Anzahl eigentlicher Wucherer, das will sagen Leute, welche nicht das schon erworbene Vermögen ausliehen, sondern von Anfang an und von vornherein darauf ausgingen, ihr kleines Kapital durch außerordentliche Zinsen rapid zu steigern; Leute, welche den Notstand, den Leichtsinn, die Unwissenheit der Geldsuchenden planmäßig ausbeuteten: diese kleine Gruppe genoß die allgemeine Verachtung; ihr Geschäft konnte keinen größeren Umfang annehmen, weil ja auch für die kleinen Beträge genau so wie für die großen der schleppende und unsichere Gang der ungarischen Justiz beschritten werden mußte.

Das änderte sich plötzlich, als 1840 ein ungarisches Wechselrecht geschaffen wurde. Jetzt konnte auch der kleinste Betrag rasch exekutiert werden.

Das erste Geldinstitut, die Preßburger Sparkasse, wurde erst 1840 errichtet. Bei der ungarischen Leichtlebigkeit waren in den darauf folgenden Jahren die Folgen tatsächlich schlimm, der Wucher verbreitete sich seuchenartig, und die Klagen über ihn und über die Juden, die ihn betrieben, waren nicht unberechtigt.

Aus jener Zeit ist mir ein bezeichnendes Wort Deaks erinnerlich. „Gegen den Wucher der Juden", sagte er, „gibt es nur ein Mittel, eine Hilfe, ihre völlige Gleichstellung; sie müßten sich selbst achten lernen."

Wie jede Seuche ihr baldiges Ende findet, so war es auch mit dem Wucher; mit dem Jahre 1848 ist er wie so vieles andere verschwunden.

Ausnahmsweise mag er noch vorkommen; ein wirtschaftliches Moment ist er nicht mehr.

Ich muß aber, um das Bild der Geldleute aus dem Preßburger Ghetto jener Zeit zu vervollständigen, zurückgreifend einer kleinen Gruppe gedenken, welche sich sehr charakteristisch sowohl von den oben geschilderten patriarchalischen Geldverleihern als — und noch ungleich mehr — von den damaligen kleinen Wucherern unterschied.

Ende des 18. Jahrhunderts war ein polnischer Jude, Michel Lazar Freistädter, nach Preßburg gekommen und dort ein intimer Freund meines Großvaters geworden. Er wollte in seinem Gewerbe — er war ein geschickter Steingraveur — bei den Aristokraten des ungarischen Landtags Beschäftigung suchen. Er fand nicht nur diese, sondern wurde bald Edelsteinhändler, Vertrauensmann vieler Magnaten, ihr Vermittler bei Wiener Bankiers und schließlich selbst ihr Bankier. Auf diese Stufe gelangt, änderte er seinen bisherigen Namen in „Biedermann" um. Er war schon in Preßburg ein reicher Mann von vornehmem, weltmännischem Charakter geworden, hatte in der Judengasse drei Häuser, die einzigen von modernem Aussehen erbaut, die im Ghetto die „Biedermannschen" Häuser genannt wurden. Er siedelte dann nach Wien über und gründete hier das Haus M. L. Biedermann & Co., das heute noch besteht.

Er gelangte nicht nur zur führenden Autorität in der Wiener Judengemeinde, sondern auch bei den Regierungsbehörden zu einem Ansehen, das er im Interesse seiner Gemeinde zu nützen versuchte und auch verstand. Allgemein ökonomisch von Bedeutung wurde er dadurch, daß er der erste war, welcher die

österreichischen feinen Herrschaftswollen dem auswärtigen Konsum zuführte. Seit dieser Zeit war dieser Zweig bedeutend und wichtig geworden. Man exportierte nicht die Partien, wie man sie von den Herrschaften gekauft hatte, sondern sortierte jede Partie nach Qualitäten und verkaufte sie je nach Eignung in Posten ins In- und Ausland. Selbstverständlich ließ sich der größte Teil seiner Nachkommen nobilitieren und taufen.

Seine zwei Brüder hatten gleichfalls den Namen „Biedermann" angenommen, Hersch und Mayer, und waren ihm zuerst nach Preßburg und dann nach Wien gefolgt. Hersch gründete das Bankhaus H. Biedermann & Söhne, das keine Höhe erreicht hat und schon lange nicht mehr besteht. Ein Sohn desselben, Emil, wurde einer der vornehmsten Juweliere Wiens. Eines zweiten Sohnes, namens Pepi, erinnere ich mich als eines bekannten Lebemannes. Dazu war er, obwohl hinkend, Kürassier in der Eskadron des Bürgermilitärs, worauf er und die Juden sich nicht wenig zugute taten. Er war auch tatsächlich der eine von den zwei Juden im ganzen Bürgerkorps. Der andere Bruder Mayer betrieb eine Zeitlang das gleiche Wollgeschäft, gab es aber bald auf und wurde Privatmann. Es waren eben in dieser Sortiererei schon andere auf den Platz getreten, welche sie energischer und geschickter betrieben, große Vermögen machten und zu Häusern wurden. Ich erwähne von ihnen nur die Figdors, weil diese gleichfalls zur Preßburger Provenienz hervorragender Wiener Juden zählen. In Kittsee gehörten die zahlreichen Figdors zu jenen Produktenhändlern, die dort wohnten und ihr Geschäft dort betrieben. Der erste von ihnen, der nach Wien gekommen war, hatte diese Wollsortiererei anfänglich klein, dann groß betrieben. Später, als durch die Einfuhr der gewaschenen russischen, weiterhin der Kap- und der australischen Wolle, die inländischen Wollgattungen vom heimischen Konsum sehr verdrängt wurden und infolgedessen die Großgrundbesitzer die feinen Schäfereien ganz aufgaben, wandelte er die von ihm gegründete Firma J. Figdor & Söhne in ein Bankhaus um. Die Söhne Wilhelm und Ferdinand habe ich per-

sönlich noch ganz gut gekannt; mit einem Enkel Gustav war ich im Gemeinderat Kollege. Natürlich ist die ganze Nachkommenschaft getauft. Die Söhne Ferdinands gehören zu den bekannten Kunstsammlern Wiens.

Zu gleicher Zeit mit den Biedermanns war auch ein anderer Freund meines Großvaters nach Wien gekommen, im Ghetto hieß er Mordechai Naß, in Wien war er zum Ritter v. Naiwal geworden. Seine Söhne und Töchter hatten sich konvertiert, Aufnahme in die Patrizierfamilien der Wiener Bürgerschaft gefunden — ein Graf Auersperg zählt einen dieser Naiwal zu seinen Ahnen — einige Dezennien lang spielten sie finanziell und sozial eine Rolle; dann sind sie untergegangen und verschollen.

Eine andere zum Teil aus Preßburg stammende, sehr bemerkenswerte Familie der jüdischen Haute finance sind die Gomperz.

Die Gomperz — der Name stammt von „Gumprecht" — sind eine über Deutschland und Holland weit verbreitete große Familie, deren Zweige schon seit Jahrhunderten keine Verbindung mehr miteinander hatten. Einer von ihnen war aus Nimwegen in Holland nach Preßburg gelangt, und die Mitglieder wurden nach damaliger Sitte öfter mit dem Namen ihres Stammortes, als ihrem Familiennamen benannt. Zweier Familienmitglieder, Bendel und Mayer Nimwegen, erinnere ich mich noch aus den Erzählungen meines Vaters. Ein Gomperz dieser Linie, Leopold Benedikt Gomperz, fand 1776 eine Anstellung in Brünn als k. k. Tabaksgefällsleiter. Er war der Vater des Philipp Gomperz. Dieser heiratete die Tochter eines reichen jüdischen Wollhändlers, Leopold Auspitz, und dieser errichtete für die Söhne Philipps in Brünn eine große Fabrik unter der Firma L. Auspitz Enkel, welche durch ihren Umfang und ihre Erzeugnisse in der Wollwarenindustrie Österreichs noch heute eine erste Rolle spielt.

Vater Philipp hatte aber ein kleines Bankgeschäft begonnen, das durch die damaligen Eskompteverhältnisse Brünns notwendig

groß und überaus lukrativ werden mußte. Die Differenz nämlich zwischen dem Zinsfuß der Nationalbank und jenem, zu welchem das langsichtige Portefeuille der Wollhändler und noch mehr der Brünner Fabrikanten im Privatekompte begeben werden mußte, war eine heute gar nicht mehr verständlich große, und da diese Bank durch ihre Statuten zu jener Zeit dem eigentlichen Kommerz nur wenig zugänglich war, gelangte ein sehr großer Teil des gesamten Brünner Verkehrs erst durch das Haus Gomperz in die Bank.

Als nun mit der Gründung der verschiedenen Brünner Banken sowie der Filialen von Wiener Instituten diese Zustände ein Ende nahmen, übersiedelte das Haus Gomperz nach Wien. Seine Inhaber gehören zwar auch mit zu den Reichen und Reichsten, ambitionieren aber auf dem Geldmarkt keine Rolle, sie sind hier gleichsam „die Stillen im Lande".

Die Mitglieder dieser Familie, Männer wie Frauen, sind übrigens durchweg Personen von distinguiertem Wesen. Der dritte Sohn Philipps ist Theodor Gomperz, der berühmte Verfasser der „Griechischen Denker" — die Philosophie gehört seit einem halben Jahrhundert nicht zu den beliebten Disziplinen, und ich glaube selbst, daß die „Entstehung der Arten" für den Fortschritt in der Erkenntnis mehr getan hat als alle Metaphysik, aber sein Buch kann auch jeden Gegner der letzteren fesseln.

Die älteste der Töchter, die Gattin Leopold v. Wertheimsteins gehörte nach jeder Richtung zu den geistig und sozial hervorragendsten Damen Wiens. Ihre Tochter Franziska dachte vornehm genug, um sich zu sagen: „Der Antisemitismus vergeht, aber Wien bleibt meine Vaterstadt" und hat ihren schönen Besitz in Döbling der Kommune mit der Bestimmung legiert, ihn zu einem öffentlichen Parke zu gestalten. Persönlich kannte ich nur einen der Herren, den verstorbenen Julius von Gomperz. Er war Präsident der Brünner Handelskammer, lange Zeit Mitglied des mährischen Landtages, Präsident der Brünner Kultusgemeinde, Reichsratsabgeordneter, dann Herrenhausmitglied. Kein Redner im offenen Hause, aber allüberall am grünen Tisch ein kluger, durchaus sachlicher und praktischer Berater.

Außer diesen Genannten möchte ich noch einige Familien nennen, die finanziell und bis zu einem gewissen Grade auch sozial die andere Preßburger Provenienz hinter sich zurückgelassen haben. Vorerst die Familie Todesco.

Der Gründer dieses Hauses, den ich noch persönlich gekannt habe, Hermann Todesco, war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch sehr jung nach Wien gekommen, hatte dort nach mehreren Versuchen ein kleines Weißwarengeschäft errichtet, es aber bald wieder aufgegeben und war an die Börse gegangen. Hier zu einigem Vermögen gelangt, stand Hermann Todesco nach dem Tode des Kaisers Franz, der vorübergehend einen rapiden Kurssturz hervorrief — wie er selbst erzählte — an den Ufern der Donau, einen Sprung in dieselbe erwägend. Er besann sich aber eines besseren. Die bald darauf auch in Österreich beginnende Eisenbahnepoche, der Bau der Gloggnitzer oder, wie sie vorerst genannt wurde: Wien—Raaber—Bahn (heutige Südbahn), dann 1838 der Bau der Nordbahn, gaben der Wiener Börse eine ganz neue Spielbasis, auf der sich der geniale Mann mit wunderbarem Geschick zu tummeln wußte.

Er wurde der große Nordbahnspekulant der Börse und hatte schon vor dem Jahre 1848, wie es allgemein hieß, die für damals ungeheure Summe von 12 Millionen Gulden erworben.

Haus und Familie Todesco spielten dann in Wien durch lange Jahre finanziell und gesellschaftlich eine große Rolle. Der spätere Chef des Hauses Todesco hatte den Takt, nicht zu konvertieren und seinen Töchtern keine Aristokraten zu kaufen. Leider ist die Familie im Mannesstamme ausgestorben.

Mehr als ein halbes Jahrhundert vorher war ein anderer Jude aus Preßburg nach Pest gekommen und hatte für sich und seine Nachkommen schon vor dem Jahre 1848 eine große kaufmännische und soziale Stellung erreicht. Moses Ullmann; dem kleinen Manne war es gelungen, Einkäufer für das Tabakmonopol in den Erblanden zu werden, dadurch zu einem großen Vermögen zu kommen und ein bedeutendes Haus zu gründen. Schon der Alte und seine Frau nahmen die Taufe, allerdings sind sie

schlecht getauft, er spricht weiter seinen unaussprechlichen Jargon, sie betet weiter in ihrem „Siderl" (Gebetbuch). Das hindert aber die Alten nicht, den Adel mit dem Prädikat „von Szitany" zu erreichen und die Söhne nicht, sogar eine politische Rolle zu ambitionieren.

In ganz Ungarn sprach man — ein Gespräch, das sich selbst in unsere Kinderstube verlor — von der Kandidatur des einen Ullmann um eine Vizegespanstelle und von dem Kampf, den er um die Wahl führte. Die Familie existiert noch, denn ich finde hie und da in den Zeitungen den einen oder anderen dieser Ullmann-Szitanys erwähnt.

Das war wohl in Ungarn der erste Mann jüdischer Herkunft, der die Aufnahme in den Adelstand — Wodianer war eine viel spätere Größe — durchsetzte.

Alle diese nobilitierten Juden, wie Ullmann, Naiwal, Todesco, Gomperz und Biedermann sind von mir nur vorgeführt worden, weil sie eine Brücke zwischen der alten Preßburger Judengasse zu der heutigen Zeit und den Verhältnissen, in denen die Juden heute leben, darstellen. Aber echte Ghettojuden waren sie schon nicht mehr, als sie in Preßburg noch zwischen den eisernen Gittern lebten; sie waren Leute, die in ihrem Denken und Streben schon damals darüber hinaus dachten; sie hatten eine Lebenslust und eine Sucht nach Lebensfreude, die der gesamten bürgerlichen Gesellschaft des Ghetto fremd waren.

Habe ich diese „bürgerliche Gesellschaft des Ghetto" mit der Schilderung der Erwerbstätigkeit, mit der Vorführung der erwerbenden Männer und Frauen erschöpft? Nein!

Die Gesellschaft des Ghetto hatte nach mehreren Seiten einen von der großen Gesamtheit verschiedenen Charakter.

Sie hatte keinen ersten Stand, keinen Adel, auch keinen zweiten Stand, keine Geistlichkeit; der Rabbiner und die ihm unterstehenden Berufsgenossen waren Angestellte und hatten, wenn es sich nicht um rein religiöse Dinge handelte, keine Macht.

Merkwürdigerweise auch nicht die geringste Macht über die Schule.

Als mein Vater, noch jung in der Würde eines Vorstandsmitgliedes, in einer Sitzung den Antrag stellte, zu der Entscheidung in einer Schulfrage den Rabbiner zu hören, sah ihn der Vorsitzende verwundert an und sagte kurz: „Wer von uns gezahlt wird, hat bei uns nichts zu reden."

Es gab im Ghetto auch keinen „vierten Stand". Die Handwerksgesellen — und deren Zahl war bei den wenigen jüdischen Meistern eine minimale — waren künftige Bürger. Ein jüdisches Proletariat bestand nicht. Hausmeister, Hausdiener, Fuhrknechte usw. waren keine Juden. Das ganze Ghetto war sozusagen „dritter Stand". Natürlich teilte er sich vor allem in Reiche und Arme; aber dieser Gegensatz griff sozial keineswegs so tief ein, wie heutzutage. Es lag hier eine gewisse Gleichartigkeit des Denkens und Fühlens vor. Sie entstammt vor allem dem Umstande, daß die Bewohner des Ghetto als Händler den gleichen Beruf hatten; sodann aber läßt die Denkweise der Juden diesen Gegensatz überhaupt nicht so scharf hervortreten. Auch der kleinste Jude hat intuitiv die ökonomische Einsicht, daß der Unterschied zwischen großem und kleinem Besitz ein natürlich entstandener ist und so wenig aus der Welt geschafft werden kann, wie die Tatsache, daß es große und kleine Befähigungen gibt.

Es fällt ihm nicht ein, den Reichen zu befehden oder auch nur zu beneiden; er strebt nur dahin, selbst womöglich ein kleiner Millionär zu werden, und wenn ihm dies nicht selbst gelingen kann, so wünscht er es bei seinem Sohne oder Enkel zu erleben.

Diese Gleichartigkeit prägte sich auch im sozialen Leben aus. In allen Schichten herrschte das Beschränken auf die Familie und der Verzicht auf Vergnügungen außer dem Hause; auch in den ärmsten Familien der gleiche Zusammenhang und die gleiche Opferfähigkeit und die gleiche Empfindlichkeit für Familienehre. Im Ghetto waren die ungleichen Ehen, d. h. die Paarung von Leuten, die ihrem Äußeren nach absolut nicht zueinander paßten, ungleich häufiger als heute. Denn zu jener Zeit wurden die Mädchen nicht gefragt, noch viel weniger fiel es ihnen ein, sich

zu widersetzen; die Versorgung durch einen erwerbsfähigen Mann war die Hauptsache. Dennoch muß ich konstatieren, daß im ganzen die Ehen vielleicht nicht glücklicher, aber jedenfalls gefestigter waren als heute. Wiewohl die Ehetrennung sehr leicht war, gehörte eine solche zu den äußersten Seltenheiten. Uneheliche Geburten kamen noch weniger vor, wohl auch mit aus dem Grunde, weil in der ganzen Verwandtschaft sich jeder bemühte und dazu verhalf, daß keines der Mädchen, die zur Familie zählten, unverheiratet blieb.

Auch in der Lebensführung waltete eine gewisse Gleichmäßigkeit. Wie auch die Wohlhabenden wohnten, wohnen mußten, haben wir schon früher erwähnt. Aber die heutige Generation kann sich überhaupt keine Vorstellung von der Einfachheit machen, die damals in der Führung des Haushalts auch der Reicheren herrschte. Die Gelegenheit zum Geldausgeben fehlte, wagten sich doch auch nur die wenigsten ins Theater. In den frömmeren Familien galt sein Besuch sogar als Sünde, und bei allen galt ein öfterer Besuch gegen die Sitte. Ja, es ist kaum glaublich, wie wenig diese Leute sogar an Samstagen, wo doch alle Geschäfte ruhten, auch nur der einfachsten aller Vergnügungen, dem Spazierengehen im Freien, zu huldigen gewohnt waren.

Im ganzen waren diese Juden des Preßburger Ghetto, wie sie in meiner Erinnerung leben, brave, fleißige Leute. Vierzig Jahre später habe ich in Saloniki eine Stadt kennen gelernt, deren Bevölkerung zu acht Zehnteln jüdisch ist; diese spanioliſchen Juden haben mich in vielen Dingen an die Preßburger Juden erinnert.

Ich bitte den christlichen Leser, wenn ich deren finden sollte, um Entschuldigung, aber ich kann nicht umhin, hier über den Unterschied zwischen Christen und Juden ein aufrichtiges Wort zu sagen. Berthold Auerbach meint in einer seiner „Dorfgeschichten“: „Wo es auf reines Menschtum ankäme, steht der Jude höher.“ Ich muß ihm bei aller Unbefangenheit zustimmen.

Der Jude gibt auf der Straße dem christlichen Bettler sein Almosen, ohne dabei an etwas anderes als dessen Not zu denken,

der Christ geht am jüdischen Bettler vorbei. Für die Insassen des Ghetto bedurfte es keines Trunkenheitsgesetzes, für deren Töchter keiner Findelhäuser; Mißhandlungen von Kindern durch die Eltern oder auch nur von Lehrlingen durch deren Meister, wie sie oft in entsetzlichen Gerichtsverhandlungen zutage kommen, oder Rohheiten gegen die Frau sind bei den Juden undenkbar. Für die innerste Anschauung und Denkungsart, welche in dem Juden, wenn auch unbewußt, lebt, kenne ich ein charakteristisches Wort: der Segenspruch, welchen bei der rituellen Beschneidung der Funktionär über den Jungen spricht, lautet: „Möge er gedeihen und aufwachsen zur Gründung einer Familie und zur Ausübung guter Werke." Ich glaube nicht, daß ähnliches anderwärts zu finden.

War also das Ghetto eine Gesellschaft von eigentümlichem Charakter, so waren doch gewisse soziale Momente, die für jede Bevölkerung bestimmend sind, auch in diesem engsten Raume zu erkennen. Die große Querlinie, die mitten durch jede Bevölkerung trennend geht, die der sog. „Gesellschaft", war auch hier deutlich zu sehen; wiewohl man ja meinen sollte, daß der auf allen lastende Druck und die Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens, welche der Handel allen, die sich mit ihm beschäftigen, aufprägt, diesen Unterschied nicht hätte aufkommen lassen dürfen. Ich erinnere mich mit einem gewissen Behagen einer Anzahl Familien, die durch Wesen und Charakter dem Preßburger Ghetto unverkennbar ein gewisses vornehmes Relief gaben und ihm Ansehen in der ganzen österreichischen Judenschaft verliehen.

Ein Preßburger Ghettojunge namens Wannefried, von geringer Herkunft, war nach Wien an die Effektenbörse verschlagen und dort ein vermögender Spekulant geworden. Er hatte die Taufe genommen, seinen Namen Wannefried mit seinem Vornamen „Kalman" gewechselt, eine Christin geheiratet, und da er kinderlos geblieben, sein Vermögen, 1 200 000 Gulden Konventionsmünze, seinen Schwestern hinterlassen, die an kleine Leute, Wolf Pappenheim, Moses Bettelheim und David Gutmann verheiratet waren. Das waren dann, wie

es in Preßburg allgemein hieß, die „Millionäre“. Das Gelangen dieser Million in das Ghetto war ein solches Ereignis, daß die Leute noch lange Zeit nachher die Ereignisse nach der zeitlichen Entfernung davon zu datieren gewohnt waren. Die Linie Gutmann, kinderlos, verschwand; die Bettelheimsche Linie ging früher, die Pappenheimsche später wirtschaftlich größtenteils zugrunde, so daß sich nur einige wenige Nachkommen von ihnen wohlhabend erhalten haben. Ich kenne von dieser ganzen großen Familie in Wien nur mehr einen persönlich, einen angesehenen Advokaten, mir nicht nur befreundet, sondern auch merkwürdig als eine jener Erscheinungen, welche die natürliche Reaktion gegen den Antisemitismus hervorgerufen hat. Der Mann, nach Erziehung und Bildung, Charakter und Beruf Gentleman, ist einerseits von modernster Tendenz; er besitzt z. B. die in Europa vielleicht vollständigste sozialistische Bibliothek, — und anderseits ist er von der stärksten jüdischen Empfindung. Für jene Zeit waren die Mitglieder dieser Familie vornehme Leute; speziell der alte Wolf Pappenheim, den ich noch sehr gut gekannt habe, hatte sich durchaus zu einem Patrizier, auch im Äußern metamorphosiert.

Neben diesen „Millionärs“ gab es noch eine bemerkenswerte Familie, die Brülls. Der Angesehenste unter ihnen war ein Reb Esriel Brüll, ein vornehmer Kaufmann; seine Schwester, die Frau Wannefried, die Mutter des oben geschilderten Kalman; eine andere Schwester, Babe Estherl, war die Großmutter meiner Mutter. Esriel Brüll hatte einen aus Ragendorf bei Preßburg eingewanderten jungen Mann namens Schreiber, zu seinem Schwiegersohn gemacht und ihm zu der Tochter auch den Namen gegeben, welchen neuen Namen sich auch zwei andere mit eingewanderte Brüder des Schwiegersohnes gleichfalls beilegten. Der Angesehenste unter ihnen, Heinrich, Schwiegersohn des Reb Esriel, war von sehr stattlicher Erscheinung, grundbrav, wohltätig und erwarb ein verhältnismäßig bedeutendes Vermögen. Dessen Söhne übersiedelten nach seinem Tode nach Pest und gehörten dort bald zu den reichen Leuten. Der eine Bruder des

Heinrich, Ignaz, der sich in der Vaterstadt nicht recht erhalten konnte, hatte schon viel früher Preßburg mit Pest gewechselt und dort ein Indigogeschäft betrieben; seine Söhne sind geadelt, gleichfalls große Leute geworden.

Diese Familien vertraten also in meiner Kindheit im Ghetto die Oberschichte des Patriziats. Selbst in dieser Judengasse fehlte nicht das Bedürfnis nach einer besseren sozialen Atmosphäre. Es gab sogar neben den bis jetzt aufgezählten Familien einige, die selbst über dieses Patriziat hinauswachsend, schon das kannten, was man heute einen „Salon" nennt. Zu ihnen gehörten die eigentlich reichen Leute, die eben genannten „Millionäre" nicht. Dafür erinnere ich mich vor allem einer Familie K. Ihr Haupt Abraham K. war seinerzeit ein bedeutender und sehr geachteter Kaufmann, der einzige Produktenhändler, der im vielleicht einzigen Magazin des Ghetto, am Schloßberge, sein Geschäft betrieb. Seine Frau sah Leute bei sich: Lehrer, Ärzte und sonstige Intellektuelle, natürlich des Ghetto; nach der Meinung der Leute führte sie überhaupt ein Haus über ihre Verhältnisse, hatte sogar, wie man sich im Ghetto mißbilligend erzählte, ein „Stubenmädchen". Sie erzog auch ihre Kinder in einer dem Ghetto ungewohnten, in der modernen Art, d. h. sie verwöhnte sie. Keines dieser Kinder hat es zu etwas Rechtem gebracht; erst ein Enkel wurde ein Künstler von hohem Rang und großer Bedeutung in Wien, selbstverständlich schon als Kind getauft. Ich hatte den alten Herrn noch in seiner Glanzzeit sehr gut gekannt. Er ist später zugrunde gegangen, war nicht nur verwitwet, sondern auch von seinen Kindern total verlassen; auch eine Illustration dafür, was ich oben über die Undankbarkeit gerade der verwöhnten Kinder gesagt habe. Seiner erbarmte sich eine Frau in Wien, eben jenes Stubenmädchen, das man im Ghetto scheel angesehen hatte, die „Leni", welche den alten Herrn bei sich aufnahm und betreute, bis er, 90 Jahre alt, starb.

Ich war zur Kenntnis seines Schicksals auf eigene Weise gekommen. Mein Vater hatte mir einmal gesagt: „Ich will jemandem eine monatliche Pension von 5 Gulden geben, dazu sollst Du die

Hälfte beisteuern." Nach mehr als 15 Jahren sagte mein Vater eines Tages: „Wir haben eine Erbschaft gemacht, der Pensionär ist gestorben." Es war der alte Abraham gewesen.

Ein zweites Haus dieser Art war das einer Familie O. Die Frau war von ungewöhnlicher Häßlichkeit, hatte aber Geist und gesellschaftliches Talent. Das Haus ging zugrunde, die ältere, ebenso häßliche Tochter, hatte einen sehr bekannten Musikkritiker in Wien geheiratet, der nach ihrem Tode die zweite, sehr schöne Tochter zur Frau nahm.

Das Haus eines jüdischen Brauhauspächters der Vorstadt war sehr gastfrei, sehr angenehm. Seine Tochter, das schönste Mädchen der Stadt, heiratete einen sehr wohlhabenden Kaufmann, der nach wenigen Jahren in seinem Geschäfte zugrunde ging und starb — seiner Frau nichts als die Sorge für die Familie und einen eben erst begonnenen Verlosungsanzeiger „Merkur" hinterlassend. In der jungen, ob ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gefeierten Frau erweckte die Not Geist und Blut der Ghettojüdin. Sie macht aus den immer zahlreicher werdenden Abonnenten des „Merkur" eine geschäftliche Klientel, die ihr den Ein- und Verkauf von Effekten anvertraut, etabliert eine kleine Wechselstube, aus derselben wird ein großes Bankgeschäft und schließlich die heutige große Aktiengesellschaft „Merkur".

Ich schließe die Schilderung der „guten Gesellschaft" im Ghetto mit der Bemerkung, daß ihr Begriff in der öffentlichen Meinung keineswegs genau mit dem des Reichtums zusammenfiel. Nicht nur die Familien der eigentlichen Wucherer, sondern auch jene Kaufleute wurden von ihr ausgeschlossen, aus welchen ihr Reichtum, wenn auch im ehrlichen Handel erworben, nicht viel Besseres gemacht hatte; eine Sorte, von welcher das Ghetto mehr als ein Exemplar aufzuweisen hatte. Aber das Bild des Ghetto und seines Lebens wäre nicht vollständig, wenn ich mich auf die Interieurs in den Häusern beschränkte.

Im Bilde der Vergangenheit, das mir noch jetzt lebendig vor Augen steht, haftet meine Erinnerung insbesonders an einer Reihe von Personen, welche ihm durch ihre Originalität gleichsam

die Lichter aufsetzen. Im Grunde waren diese alten Ghettojuden fast alle Individualitäten. Durch die Unmöglichkeit, sich durch den Verkehr mit weiteren Kreisen abzuschleifen, mußten sich ihre Eigentümlichkeiten vertiefen und durch die Vererbung in einem so engen Kreise verstärken und vermehren.

Da war vor allem eine prächtige Figur: der Briefträger der Judengasse. War doch zu jener Zeit jeder Brief ein Ereignis. Man konnte sich wohl für dieses Amt keinen ungeeigneteren Mann suchen, denn er war riesig dick und plump, wie ein Stückfaß, aber allerdings wurden die Briefe nur einmal am Tage ausgetragen, und Eile hatte damals niemand. Er suchte sich des Morgens auf dem Postamte die Briefe, die nach seiner Personenkenntnis an Juden gerichtet waren, heraus. Merkwürdigerweise behielt er diese Amtierung auch nach Aufhebung des Ghetto bei, nachdem sich die Juden in der ganzen Stadt zerstreut hatten. Erst 1854 hörte diese konfessionelle Trennung auf der Post auf. Er war zugleich der einzige Bäcker des Ghetto, von dem die ganz Heiligen, die dem christlichen Bäcker nicht trauten, scheußlich schwarze Semmeln kauften. Brot wurde damals in allen Haushaltungen selbst bereitet, während nicht nur in der Stadt überall, sondern auch bei den Bäckern unmittelbar vor der Gasse das köstlichste Weißbrot erhältlich war und von den weniger Heiligen auch gekauft wurde.

Dann erregte das höchste Interesse von uns Kindern ein riesig großer Mann, den wir sonst nur als Traiteur der Gasse kannten; bei der ersten Feuersbrunst aber, der wir — und zwar in der Stadt — ansichtig wurden, sahen wir ihn als Kommandanten der Ghettofeuerwehr mit großem Lärm seiner Gefolgschaft bei der Löscharbeit mithelfen; Juden als Helden, das war uns neu. Die Preßburger Juden waren nicht wenig stolz auf die Leistungsfähigkeit ihrer Spritze. Als Ruhmestat erzählte man uns, daß 1828 beim Turmbrande der Domkirche die Judenspritze am höchsten hinaufgereicht hätte. Der Herr Kommandant war übrigens noch ungleich gröber als die jüdischen Gastwirte von alters her zu sein gewohnt waren; er sprach auch stets so, als wenn er an der Spritze kommandierte.

Natürlich konnte man nicht jeden Tag für uns Jungens ein solches Feuerwerk abbrennen, aber es waren auf der Gasse noch andere Personen zu sehen, die unsere, oder zumindest meine Aufmerksamkeit erregten. Da war vor allem eine allerdings im Ghetto sehr kleine Anzahl von Leuten, die immer zu sehen waren, weil sie nichts zu tun hatten. Wie die Kiebitze beim Kartenspiel standen sie regelmäßig bei den verschiedenen Ladentüren und hatten ihr Vergnügen daran, der Arbeit anderer zuzusehen. Unter ihnen war mir einer besonders merkwürdig — durch seinen Sohn, den damals weltberühmten großen Violinvirtuosen Miska Hauser, auf dessen Berühmtheit sich das ganze Ghetto nicht wenig zugute tat. Miska Hauser reiste, wie sein noch berühmterer Kunstkollege Ernst, das ganze Jahr, und diese seine Reisen gaben einem jüngeren Bruder Hausers, meinem Schulkollegen, der nichts weiter als die vier Volksschulklassen absolviert hatte, Gelegenheit, eine für seine Jahre, für jene Zeit und jene Provenienz, ganz merkwürdige feuilletonistische Begabung zu zeigen. Es erschienen damals in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" höchst interessante Reisebriefe des Miska Hauser aus den entferntesten Städten und Ländern: Australien, Ostasien, Indien, Südamerika, aus dem Westen Nordamerikas, Gebiete, welche uns damals noch viel entfernter lagen als heute. Diese Feuilletons machten unseren reisenden Virtuosen noch populärer als seine Geige. Aber nach einigen Monaten kamen aus allen Städten, die Hauser so reizend geschildert hatte, Proteste über Proteste. Hauser war gar nicht dort gewesen. Die Redaktion recherchierte, und da stellte sich heraus, daß sein jüngerer Bruder die Tourneen fingiert und mit Hilfe von Reisebeschreibungen und — seinem Talente das Publikum unterhalten hatte. Miska Hauser lebte, wenn auch vergessen, seinem Behagen und seiner Violine noch lange; er starb erst vor nicht vielen Jahren.

Eine andere dieser Gassenfiguren war mir wiederum durch ihren Beruf von besonderer Bedeutung. Auf mich übte nämlich, kaum daß ich lesen konnte, alles Gedruckte eine ungeheure Anziehungskraft aus, und demgemäß war mir der Antiquar des

Ghetto der interessanteste Mensch darin. Er war der arm gebliebene jüngste Bruder eines längst verstorbenen großen Preßburger Kaufmannes und sonnte sich noch immer im Glanze dieser Vergangenheit. Von Schere und Elle war er auf den Trödel gesunken und hatte aus der Trödlerei nach und nach einen Buchhandel gemacht. Er war natürlich kein Sortimenter, sondern einzig Antiquar. In den drei Zimmern seiner Wohnung hatte er ein großes Lager von alten Büchern, Dingen, die damals als wertlos galten, heute aber, namentlich die Viennensia, mit teurem Gelde aufgewogen werden. Jedes Jahr einmal schleppte er einige Kisten von seinem Vorrat nach Wien, um sie an die dortigen Antiquare loszuschlagen, die ihn außerordentlich schätzten, weil er sich praktisch eine große Fachkenntnis erworben hatte. Trotz seiner Armut und seiner vier häßlichen Töchter war er immer voller Witz und behielt ihn bis zu seinem Tode. Als er zum Sterben war und die Leute der frommen Bruderschaft ihm, wie rituell vorgeschrieben, mit Gebeten den letzten Beistand leisteten, sagte er zu ihnen: „Meine Herren, ich weiß, ich muß sterben, ich will auch sterben, aber ‚jaugen' (hetzen) laß ich mich nicht."

Ein köstliches Gegenstück zu diesem Büchertrödler bildete in der Gasse eine Doppelfigur, ein Ehepaar, das nie anders als beisammen zu sehen war; er: ein Greis, lang, dürr, mit unaufhörlich wackelndem Kopfe auf dem spindeldürren Halse; sie: wachsgelb, mit der einen Hand ihn von Zeit zu Zeit stützend, in der anderen die große Tasche, die stete Ausrüstung des Paares. Der alte Ratzersdorfer, wie man ihn bei Jud und Christ nannte, war der Antiquitätenhändler der Stadt. Zu jener Zeit, da die Museen noch viel seltener waren, Privatsammler überhaupt fehlten, konnte man von der kenntnislosen ungarischen Aristokratie Raritäten und Kunstschätze, die sich auf ihren Schlössern überall vorfanden, um einen Spottpreis erwerben; ein Geschäft, dem dieser alte Mann das ganze Jahr oblag. Er war ursprünglich auch Trödler gewesen, hatte an die Landtagsherren während der Tagung Möbel vermietet, war hierdurch in die Kreise der Aristokraten gelangt und hatte es bald heraus, daß durch den

Einkauf von Antiquitäten und Kunstsachen ungleich mehr zu holen war. Er war schon ein Siebziger, als er diese, in ihrer Jugend sehr schön gewesene Frau heiratete; zu seinen zwölf Nachkommen aus erster Ehe brachte sie ihm noch sechs neue hinzu. Nicht das einzige Verdienst, dessen sie sich rühmen durfte. Die Frau war ein besserer Kunstkenner und tüchtigerer Geschäftsmann als ihr Mann geworden.

Sein ältester Sohn, Hermann Ratzersdorfer, welcher anfangs der vierziger Jahre nach Wien übersiedelte, fand es bald einträglicher, Raritäten, anstatt sie mühsam aufzusuchen, zu imitieren, und er begründete eine solche Fabrik, die erste ihrer Art in Österreich. Heute ist diese Fabrikation von alten Möbeln, altem Porzellan, Schmuck und sonstigen Kunstgegenständen früherer Jahrhunderte sehr ausgedehnt.

Zum Staunen ist es übrigens, wie verhältnismäßig häufig sich Juden, ungebildet und kenntnislos, in nicht allzu langer Zeit in dem doch anscheinend so subtilen Fache heimisch fühlten.

Tatsache ist, daß fast alle Antiquitätenhändler Wiens, große und kleine, Kunstkenner und Trödler, Juden sind. Selbst unter den letzten jüdischen Händlern wachsen ganz merkwürdige Talente dieser Branche. Ich erinnere an den famosen Weininger, der allerdings nicht seine Kunst, aber seine Fingerfertigkeit im Kerker büßte; an den Pariser Spitzer, einen Preßburger, welcher als Hausierer mit Operngucken vor der Oper begonnen hatte und die größte Privatsammlung der Welt hinterließ, für welche die Erben nahezu zwanzig Millionen Frcs. erlösten.

Von Paris wieder in die Gasse zurückkehrend, möchte ich, um die Schilderung ihrer Insassen zu vervollständigen, auf eines hinweisen: So sehr sich alle diese Ghettojuden durch Eigentümlichkeiten und Sonderbarkeiten voneinander unterschieden, so gab es ein Moment, welches ihnen und zwar in viel stärkerer Weise als der Handel, dem sie angehörten, ein gleichartiges Gepräge aufdrückte: das war das starke und intensive Maß, womit sie von der Religion beeinflußt wurden.

Davon soll im nächsten Kapitel gesprochen werden.

Drittes Kapitel.

Religiöses und geistiges Leben, Schule und Haus. Die Frommen und die Intellektuellen. Die jüdischen Studenten, spätere Prominente unter ihnen.

Ich habe bisher versucht, die alten Juden Preßburgs in ihrer Arbeit dem Leser vorzuführen. Wie war nun ihr Leben abseits vom Erwerbe?

Allem voran stand die Religion, denn auch das Geschäft mußte sich in den von ihr geschaffenen Rahmen fügen. Durfte doch kein Jude es wagen, am Samstag Geld auch nur in die Hand zu nehmen, viel weniger, ein Geschäft zu machen. Die Religion durchdrang und beherrschte alles.

Zu meiner Zeit war Rabbiner der vielberühmte Reb Moische Sofer, ein Mann von größtem Rufe innerhalb der frommen Kreise; er soll ein großer Talmudgelehrter gewesen sein, was ich nicht beurteilen kann. Was ich von ihm weiß beschränkt sich darauf, daß er ein schrecklicher Fanatiker war. Noch in seinem Testamente (Zwoe) sprach er über alle Reformer einen Fluch aus: „Kol meschanne beth hacknesses ponow jeschunne" (Wer es wagen sollte, an der Schul [Synagoge] etwas zu ändern, dessen Gesicht solle sich verzerren). Die Gemeinde umgab ihn mit fast mystischer Verehrung. Viele hielten ihn für einen Kabbalisten (Wundertäter) und er regierte, insoweit das religiöse Gebiet in Frage kam, mit unumschränkter Macht. Dabei war er ein scharfblickender, weltkluger Mann, der auch für Weltereignisse Interesse und Verständnis hatte. Er war ein „Aschkenes", d. h. ein Reichsdeutscher und hatte aus

seiner Heimat die Verehrung der Juden für Napoleon mitgebracht, der bekanntlich in seinen Landen überall den Juden die Gleichberechtigung gegeben hatte. Man erzählte von Rabbi Sofer, daß er über die Heirat Napoleons mit Marie Louise auf das höchste entrüstet gewesen sei; das sei „schatnes" (etwas ganz Unvereinbares), habe er erklärt und den Sturz Napoleons seit dieser Ehe prophezeit. Ihm zur Seite standen die „Dajonim" Rabbinats-Assessoren, die Gehilfen und Beisitzer des Rabbiners, wenn bei Streitigkeiten zwischen Mitgliedern der Gemeinde die Entscheidung des rabbinischen Gerichtshofes angerufen wurde. Der erste unter ihnen war für uns Gymnasiasten der Religionslehrer. Er war wie der Oberrabbiner gleichfalls ein kluger Mann und konnte gutmütig lächeln, wenn er durch seinen Religionsvortrag uns mitunter heiter stimmte.

Zu meiner Zeit wurde der rabbinische Gerichtshof nicht mehr sehr in Anspruch genommen, die Hauptsorge des Rabbinatskollegiums war die Synagoge.

Diese Synagoge oder wie man damals sagte: „die Schul" bildete den Mittelpunkt des Lebens außerhalb der Geschäfte. Die meisten besuchten sie täglich zweimal; selbst die Laxeren jeden Montag und Donnerstag und ausnahmslos alle am Samstag vormittag zumindest von 7—11 und 12 Uhr, und des nachmittags noch zweimal zu — allerdings — kürzeren Gebetstunden. Die acht Synagogen der einen Gasse rangierten nach ihrer Größe und der Zahl der ständigen Sitzinhaber im Ansehen der Gemeinde. Je größer die „Schul" und je länger die Dauer des Gottesdienstes, desto stolzer ihre ständigen Besucher.

Innerhalb dieses religiösen Lebens vollzogen sich auch die Sensationen der Woche: der Socher und Brith (Geburtsfest und Beschneidung), die Tnom (Verlobung), die Chuppe (Trauung) und schließlich die Lewaje (Leichenbegängnis), die in den Familien vorfielen, waren Dinge, an denen immer die ganze Killeh (Gemeinde) teilnahm. Ich erinnere mich, noch sehr spät in den fünfziger Jahren einer altjüdischen Hochzeit beigewohnt zu haben, bei welcher ein mittelalterlicher Schalksnarr alle Hochzeits-

geschenke ausrief, herumzeigte und mit allen möglichen Witzen begleitete. Die Chewra Sude (Liebesmahl der frommen Bruderschaft des Vereines für Armenwesen, Spital und Friedhof) war ein Fest der ganzen Gemeinde. Da sich diese Ereignisse während des Alltagslebens vollzogen, veränderten sie nicht den Charakter der Gasse. Anders am Sabbat (Schabbes) und an den Feiertagen, da gewann sie — ich möchte sagen — innerliches Leben, ein Gesicht und eine Farbe, die nicht leicht zu schildern sind. Wenn an diesem Tage alle Läden gesperrt, nicht nur die Gasse, sondern auch die Bewohner sauber gekehrt waren, und alle mit einem gewissen Stolz in „Schul" wandelten, so hatte man den Eindruck, als wäre auf der Straße selbst ein Teppich ausgebreitet worden.

Auch das Innere des Wohnhauses zeigte an diesem Tage sympathischen Charakter. Die weihevolle Stimmung wurde mit dem „Entzünden" (dem Anbrennen der Sabbatlampe durch die Hausfrau) am Freitag Abend eingeleitet und vierundzwanzig Stunden herrschte in allen Räumen volle Ruhe, da selbst in der Küche jede Tätigkeit ruhte.

Der Sonntag der modernen Juden in der Großstadt ist mit dem Sabbat nicht zu vergleichen und kein Ersatz für ihn.

Ich erinnere mich eines köstlichen Bildchens von Oppenheim „Der Sabbat". Am Tische sitzen die jungen Mädchen im freundlichen Gespräch mit den jungen Leuten; die Alten sind nicht zu sehen, sie haben sich zurückgezogen, und durch die Tür sieht man in der Hausflur den Dienstboten sitzen und schlafen. Das ist sehr fein gemacht.

„Über allen Wipfeln ist Ruh"
„Das ist der Tag des Herrn".

Die ganze Woche fühlte sich der Jude niedrig, allen Beschimpfungen ausgesetzt; da in der „Schul" stand er unmittelbar unter und dicht unter dem Herrgott und sah auf jene, die ihn verfolgten und beschimpften, tief herab.

Es ist also gewiß nicht zu leugnen, daß die Religion diesen Juden eine Erhebung über die Misere des Lebens gewährte.

Doch war letztere, zumindest innerlich, von einer Art, die keine Erheiterung zuließ. Das Judentum ist keine Religion der Fröhlichen. In jedem Dorfe steht neben der Kirche das Wirtshaus, in der Kirche selbst sprechen Musik und Kunst, Bilder des Gottmenschen, der Mutter Gottes, dieses oder jenes Heiligen zur Phantasie, zum Gemüt der Bäuerin und selbst des Bauern. Von einer ähnlichen Wirkung kann in der Synagoge keine Rede sein, der Jude schöpft aus den langen Gebeten mehr Erschütterung und Zerknirschung als Hoffnung und Tröstung.

Im Spätherbste, in den Wochen vor dem Neujahrsfeste bis zum Abschlusse der Bußezeit durch den Versöhnungstag, reißen sie noch nachts, zwischen 3 und 4 Uhr morgens, sich und die Knaben aus den Betten, eilen in die Synagoge und absolvieren bis zum regulären Frühgottesdienste lange Gebete, die durch ihren Inhalt den ganzen Tag über im Gemüt nachzittern, eine Depression zurücklassen. Noch heute fröstelt es mich bei der Erinnerung an diese Quälerei für uns Kinder.

Welchen Schauer empfanden und empfinden noch heute die Frommen, wenn sie mit dem „Kolnidre-Gebete" den Versöhnungstag einleiten. Bei diesem Gebet möchte ich einen Moment verweilen. Es war, sehr zum Schaden der Juden, bis in die allerjüngste Zeit ein Rätsel geblieben. Die wunderbare ergreifende Melodie stimmt nicht zum Texte und dieser Text noch weniger zum Charakter und Glauben des Juden, denn in „Kolnidre" erklärte der Betende, alle Eidschwüre, die er bis zum nächsten Versöhnungstage ablegen sollte, im voraus für ungültig; eine Erklärung, die mit der sonstigen Heilighaltung des Eides beim Juden ganz unvereinbar ist.

Natürlich gab dieses Gebet Anlaß zu den heftigsten Angriffen; das „Deutsche Volksblatt" druckt noch jetzt jedesmal am Vorabend dieses Tages dieses „Kolnidre" in original jüdischen Lettern und in deutscher Übersetzung ab, zum Beweis für die Schlechtigkeit der Juden. In reformierten Gemeinden wurde dieses Gebet schon längst gestrichen. Erst vor ganz kurzer Zeit

ist es aber der Forschung gelungen, seine Herkunft in unzweifelhafter Weise festzustellen.

Die Lösung des Rätsels enthält einen schweren Vorwurf für die Christenheit. Die oft massenhaften Zwangstaufen der Juden, zuerst und am allerhäufigsten bei den fanatischen Westgoten in Spanien praktiziert, dann über ganz Mitteleuropa verbreitet, machten diese getauften Juden nur zu Scheinchristen, die in ihrem Innern am alten Glauben festhielten und, wo sie konnten, zumeist mit Lebensgefahr seine Rituale weiter ausübten. Das Kolnidre war also nicht nur eine Verwahrung vor „Jehova", sondern auch ein quasi juristischer Protest gegen die Ausschließung aus der jüdischen Gemeinschaft. Dieser letztere wurde nicht selten tatsächlich erhoben, wenn beispielsweise spanische Marannen, nachdem sie nach Holland oder Deutschland gekommen waren, die Aufnahme in die dortigen Judengemeinden verlangten.

Die Leser haben wohl kaum den Wunsch über die Synagoge im Ghetto noch mehr zu hören.

Welches Moment aber von allgemeinerem Interesse stand mit ihr in Beziehung? Zur Zeit meiner Jugend kannte die christliche Bevölkerung nur Pfarr- und Klosterschulen, die unter der unmittelbaren Aufsicht der geistlichen Behörde standen und der Kirche dienstbar waren.

Wie verhielt es sich nach dieser Richtung mit der Schule in der Judengasse? Es waren darin nicht weniger als zwei — wie man heute sagt — mit Öffentlichkeitsrecht ausgestattete Volksschulen für Knaben. In jener Zeit, wo man weder Bonnen, noch Kleinkinderbewahranstalten kannte, schickte man die Kleinen, bald nachdem sie sprechen konnten, in die Schulklasse.

Die ältere der beiden Schulen war die orthodoxe Gemeindeschule, die zweite, eine mehr moderne, war eine Vereinsschule mit dem Titel „k. k. Primär-Hauptschule".

Für die Mädchen hatte vor jener Zeit überhaupt keine Schule bestanden. Später hatten zwei Lehrer — von einem wird noch später die Rede sein — eine solche mit privatem

Charakter errichtet, die Gemeinde zahlte hier für die Mittellosen das Schulgeld. Auf die Mädchenschule komme ich später zurück. Die orthodoxen Väter schickten die Knaben in die Gemeinde-, die aufgeklärteren in die Primärschule, die eine eigene Verwaltung hatte, während jene natürlich dem Gemeindevorstand unterstand. Der Unterschied lag nicht nur im Lehrziele für die Normalgegenstände — die Gemeindeschule war nur drei-, jene fünfklassig —, sondern hauptsächlich in dem Ausmaße der Unterrichtsstunden, die man den hebräischen Gegenständen zuteilte. In der orthodoxen Schule überwogen sie die Normalien.

Vom rein pädagogischen Standpunkte kenne ich nichts Schlimmeres als diese Quälerei der Kinder mit einem Lehrstoffe, der ihnen schon wegen der ungeheuren Anstrengung die höchste Qual bereitet; sie bewältigen ihn auch in der Tat nicht, wenn er nicht nach der Schule eifrig geübt wird, was ja nur bei einer kleinen Minderzahl der Fall ist. Und dazu tritt noch der Widersinn, daß sich der Unterricht nur auf den Bibeltext verlegte, während es doch das Nächste und dem religionspädagogischen Zwecke Entsprechendste gewesen wäre, vor allem den Text des Gebetbuches, welches gleichfalls in hebräischer Ursprache abgefaßt ist, zu übersetzen und hierdurch Kinder und Erwachsene wissen zu lassen, was sie von ihrem Herrgott verlangen. Natürlich hatte dieser hebräische Unterricht durch seinen Umfang eine ganz schauerliche Überlastung der Kinder zur Folge. Von der zweiten Volksschulklasse an verbrachten sie jeden Tag, mit Ausnahme des Samstags und der jüdischen Feiertage, Sommers und Winters nicht weniger als acht Stunden in der Schule, ohne daß diese Grausamkeit durch Ferien unterbrochen worden wäre. Ich kann noch heute nicht ohne Entrüstung an jene Zeit zurückdenken. Denn im Punkte des hebräischen Unterrichts war es auch in der Primärschule, in welche ich und meine Geschwister geschickt wurden, noch immer arg genug bestellt. Nur der hebräische Kommentar zur Bibel und die Anfänge des Talmuds fielen fort, ansonst war die Plage die gleiche. Von diesem, durch die damalige Richtung auch dieser Schule aufgezwungenen Übelstand

abgesehen, war die Primärschule ungleich besser als die Gemeindeschule, sie besaß einige für jene Zeit vortreffliche Lehrer.

Sie verdankte ihre Entstehung nicht autochthonen Gemeindemitgliedern, sondern einer Gruppe von Leuten, welche sich in die Gesamtheit eigentlich schwer einfügten. Es waren jene aus Deutschland nach Wien eingewanderten Geschäftsleute, welche, da sie dort eigentlich nicht wohnen durften, in Preßburg den Wohnsitz ihrer Familie hatten. Zu ihnen gehörten die Familien Preisach, Schwabacher-Kohn und mehrere andere. Sie hatten durchgesetzt, daß der damalige Kronprinz Ferdinand bei seiner Anwesenheit in Preßburg in den dreißiger Jahren diese Schule durch seinen Besuch auszeichnete und dem Vorstande gestattete, ihrer Schule den Titel „königl. ungar. Primär-Hauptschule" zu geben. Ich erinnere mich, daß der eine Gründer dieser Schule ihr sogar eine hübsche kleine Bibliothek schenkte, welche sich auf jüdische Angelegenheiten bezog. Verwandte dieser Preisachs haben sich seinerzeit, um sich in Wien niederlassen zu können, taufen lassen und in der Wiener Gesellschaft eine gewisse Rolle gespielt. Ein Preisach war in den Franzosenkriegen Lederlieferant der Armee gewesen; einer seiner Söhne starb als General, der zweite, Josef Preisach, als reicher Mann und bekannt durch seine Härte und seinen sprichwörtlichen Geiz. Seine Frau war aus der Altwiener Familie Klinkosch; eine Enkelin heiratete den bekannten Patronenfabrikanten Georg Roth.

Ich habe diese Klinkosch als Gelbgießer schon in einem Schema aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts gefunden. Die Nichte der Frau Preisach, Hanna Klinkosch, wurde die Gattin des Prinzen Alois Liechtenstein, und unser Preisach erwähnte bei jeder nur möglichen Gelegenheit seines Neffens, „des Prinzen".

Die Söhne des Kohn-Schwabacher übersiedelten nach Paris; ein Mitglied dieser Familie Kohn, Rudolf Kohn wurde Sekretär des Pariser Rothschild, gelangte zu großem Ansehen und wurde später Präsident des jüdischen Konsistoriums in Frankreich, einer Zentralbehörde für die jüdischen Angelegenheiten im ganzen Lande.

Ich kann aber auch nicht umhin, hier auf die Gegenwart hinüberzugreifen. Dieser Unterricht im hebräischen Urtext ist innerhalb der Wiener Juden durch die wesentlich veränderte Zusammensetzung, welche sie in den letzten Dezennien von Ungarn und Polen her erfahren haben und durch die Rückwirkung, welche der Antisemitismus ausgeübt hat, eine viel umstrittene Frage geworden. Ich erkenne an, daß, solange der Religionsunterricht noch obligat ist, der Kultusgemeinde das Recht zustehen muß, ihn zu ordnen. Was ich aber entschieden bestreite ist, daß der Unterricht in hebräischer Sprache überhaupt ein Religionsunterricht genannt werden kann.

Es ist eine alte Erfahrung, daß die Kinder anfänglich religiösen Gefühlen sehr zugänglich sind. Das ändert sich bei den Judenkindern in Wien sofort mit dem hebräischen Unterrichte. Woran mag dies liegen? Keineswegs einzig oder auch nur hauptsächlich in der Schwierigkeit; aber instinktiv fühlen die Kinder, daß die hebräische Sprache mit dem wirklichen Leben auch nicht im geringsten Zusammenhang mehr steht, Zeit und Mühe daher verloren ist. Dagegen sträuben sie sich.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß es ein nicht unansehnlicher Teil der Gemeindemitglieder ist, welche für ihre Kinder diesen hebräischen Unterricht wünschen, trotzdem er sie dem religiösen Gefühl nach meiner Meinung entfremdet. Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, aber diese Minorität hat nicht das Recht, ihren Willen der Majorität aufzuzwingen. Diese Kreise müßten sich solche hebräische Schulen selbst errichten oder äußerstenfalls ihre Errichtung von der Kultusgemeinde fordern.

Kehren wir von diesem Exkurse zur Vergangenheit, zu den Schulzuständen des Ghetto zurück. Von höheren Schulen bestand nur die Rabbinatsschule, „die Jeschiwah"; es war die größte der Monarchie, die jungen Leute wurden an ihr zu künftigen orthodoxen Rabbinern herangebildet.

Zu einer genauen Kenntnis dieser Jeschiwah bin ich nie gelangt, ich habe das Schulhaus (Beth-Hamidrasch) nie betreten, ich könnte also von ihr nicht mehr sagen, als damals jedes Ge-

meindeglied wußte. Gelehrt wurde ausschließlich der Talmud, jedes profane Wissen war streng verpönt und der Hörer, welcher den Versuch machte, auch nur „deutsch" lesen zu lernen, wurde ausgeschlossen. Diese jungen Leute waren zumeist armer Leute Kinder und in ihrem Äußern in einer Weise vernachlässigt, daß sie selbst unter den Ghettojuden, die auch nicht alle gerade wie Kavaliere aussahen, unangenehm auffielen. Außerdem aber haftete auf ihnen ein Typus, der unverkennbar im Berufe liegt. Denn als ich zwanzig Jahre später in Kairo einige junge Leute vor unserem Magazin vorbeischlendern sah und zu meinem Bruder bemerkte: „Diese jungen Leute erinnern mich an die Bochrim (Schüler an der Jeschiwah) des Schloßberges", erwiderte er lachend: „Natürlich, es sind ja die Sophtas, die Schüler der Medresche". Sind also die Namen der Schulen für Talmud und Koran die gleichen, so tragen auch Bochrim und Sophtas eine ganz merkwürdige Familienähnlichkeit im Gesichte und Gehaben.

Ich denke, daß es wohl heute in Preßburg, trotzdem die dortigen Juden sich in eine orthodoxe und eine reformierte Gemeinde geteilt haben, selbst mit der orthodoxen Rabbinerschule vernünftiger bestellt sein dürfte.

Im starken Gegensatz zu ihnen stand eine Schar junger Leute, die vordem der Jeschiwah angehört, sich aber von ihr befreit hatten, um an den reformierten Gemeinden moderne Rabbiner und Prediger zu werden.

Zu dem Zwecke absolvierten sie eine der beiden in Preßburg vorhandenen akademischen Mittelschulen, zumeist das achtklassige evangelische Lyzeum. Sie waren der Mehrzahl nach nicht Preßburger Kinder, sondern stammten aus anderen ungleich kleineren Judengemeinden. Diese Schar ist mit den heutigen Gymnasiasten nicht zu vergleichen, denn sie waren viel älter, als diese heute zu sein pflegen, da sie ja erst, nachdem sie die Jeschiwah verlassen hatten, in das Gymnasium eintreten konnten.

Mit lebhaftem Interesse denke ich an diese jungen Leute zurück; sie waren ausnahmslos arm, brachten sich als Hofmeister

bei den besseren Familien des Ghetto oder durch Lektionen fort, waren aber voll von Idealismus und Ideen.

Ihre Kenntnisse waren nicht groß, selbst jene der deutschen Literatur nur spärlich; über Schiller und die bekanntesten Dichtungen Goethes reichten sie nicht viel hinaus; ab und zu fielen ihnen die Gedichte von Freiligrath, Herwegh und Anastasius Grün in die Hände; das weitere Gebiet dichterischer Schöpfungen lernten sie zumeist nur aus dem damals viel gelesenen „Hausschatz" von O. L. B. Wolf und ähnlichen Sammelwerken kennen, aber auch diese spärliche Nahrung genügte, um sie für alles Schöne und Edle, namentlich für Freiheit und Gleichheit zu begeistern.

Bei der Theologie, resp. der Predigerlaufbahn sind nur zwei von ihnen geblieben, die übrigen alle haben andere Berufe gewählt.

Ich möchte einige von ihnen dem Leser vorführen.

Allen voran denke ich hier an Leopold Kompert, den Schöpfer der „Ghettogeschichten", deren erste er noch inmitten der Preßburger Judengasse, angeregt durch die in der Gasse bekannte Vergangenheit einer verrückten jüdischen Lumpensammlerin, geschrieben hat. Er wurde in Wien — schon mit großem Namen — wieder Hofmeister in einem Hause der haute finance, heiratete eine jüdische reiche Witwe und schrieb dann Jahr um Jahr wieder eine seiner rührenden Novellen. Zweifellos sind sie, wenn auch heute vergessen, immerhin von wirklich dichterischem Werte; er reicht zwar lange nicht an sein Vorbild, Auerbach, hinan, aber er schildert die Juden wahrer als dieser die schwäbischen Bauern.

Einen zweiten ehemaligen Talmudschüler aus Preßburg, Moriz Störck, habe ich als Professor an der Wiener medizinischen Fakultät und Laryngologen von europäischem Ruf wiedergesehen. Als dritten will ich einen hier erwähnen, der gleichfalls Professor an der Wiener Alma mater geworden ist, obwohl er an sich von gar keiner Bedeutung war. Aber er hatte den Übergang von Revolution zur Reaktion, 1848 und

1850, sehr gut ausgenützt. Als Junge ausgezeichnet und hoffnungsreich, aber leider auch ein Schöngeist und Romantiker. Wie sagt doch Goethe? „Auf das empfindsame Volk hab ich nie was gehalten, es werden, kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen draus".

Im Jahre 1848 war er natürlich von fürchterlicher Begeisterung. Dann verschwand er und ich sah ihn wieder als Mithörer in einem Kollegium. Auf eine Bemerkung, die ich meinem Kollegen machte, antwortete er mir sehr auffallend. Ich erkundigte mich und hörte, daß er aus langer Untersuchungshaft schwarz hervorgegangen sei; er hätte die Taufe genommen und sei Affilierter des Jesuitenordens — es gibt zahlreiche Ziviljesuiten — geworden. Der Lohn konnte nicht ausbleiben. Er wurde, trotzdem ihm mehr als eine Vorbedingung dazu fehlte, Gymnasialprofessor, später Lehrer des Kronprinzen Rudolf und schließlich, obwohl er in der Wissenschaft keine andere Leistung aufzuweisen hatte, als daß er ein ganz unbedeutendes Lehrbuch seiner Wissenschaft geschrieben, Professor an unserer Wiener Hochschule. — Ein anderer, an den ich mich erinnere und der einer Erinnerung wert ist, war Adolf Buchheim, ein Mann von wenn auch kleinem, doch immerhin wahrem poetischem Talent. Mit Oskar Falke, recte Peter, gab er in Wien während der Revolution eine feuerrote Zeitung, die „Ohne Hose" heraus. Nach den Oktobertagen flüchteten sie glücklich und entgingen dadurch dem Galgen. Falke kam nach längerer Irrfahrt als reicher Mann nach Österreich zurück und wurde steirischer Landtagsabgeordneter. Buchheim kam endlich nach England, wurde Professor der Literatur am Royal College in London und erwarb sich um die Verbreitung der klassischen und nachklassischen, wie modernen deutschen Literatur in England große Verdienste; er starb erst vor einigen Jahren.

Ein sehr interessanter Student war auch Einhorn. Er wurde Prediger der Pester Reformgemeinde, führte den Orgel- und Chorgesang ein, predigte ungarisch, wurde im Revolutionsjahr jüdischer Feldprediger der Insurgentenarmee, flüchtete nach

Vilagos in die Türkei, von dort nach Paris, gehörte zum Komitee der ungarischen Emigration. Er nahm den Namen Horn an und schrieb als ständiger Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“ und anderer vornehmer französischer und englischer Blätter, ebenso böse wie ausgezeichnete Artikel über die Finanzen Österreichs, welche dem Ministerium in der Himmelpfortgasse, bei dessen fortwährenden Appell an den auswärtigen Geldmarkt, sehr unangenehm waren.

Ein Versuch, den ganz vermögenslosen, von seiner Feder lebenden Mann, zu kaptivieren, mißlang. Mit Andrassy kehrte er nach Pest zurück, wurde als Staatssekretär der leitende Mann im ungarischen Finanzministerium, starb aber leider nach kaum einem Jahre seiner Amtsführung.

Einem schließlich noch zu Erwähnenden, namens Haas, begegnete ich später als Direktor der ungarisch-galizischen Eisenbahn, der er nach den mannigfachsten Wandlungen und oftmaligem Berufswechsel geworden war.

Insoweit von einem im Ghetto pulsierenden geistigen Leben gesprochen werden kann, so beschränkte es sich nahezu ganz auf diese junge Schar.

Aber für seine Mitglieder waren die Kenntnisse und Studien, aus denen sie die Begeisterung schöpften, zugleich die Quelle ständiger Belastung des Gemütes, fast ununterbrochener Betrübnis; ihre Begeisterung zersplitterte an der harten Wirklichkeit, an dem Jammer des Ghetto. Sie hatten sich einen kleinen Kommers eingerichtet, den sie an einem Abend der Woche absolvierten und an welchem mich mein Hofmeister als halberwachsenen Gymnasiasten einige Male teilnehmen ließ.

Schillers „Lied an die Freude“ wäre hier ganz deplaciert gewesen, die jungen Leute waren auch bei diesen Zusammenkünften mehr erbittert als erfreut. Nicht jedes Ghetto ist die Geburtsstätte eines Börne oder Heine, eines Adolf Fischhof, eines Johann Jacoby, aber die Schilderung dieser Schar jüdischer Studenten machen dem Leser die Genesis des von mir schon im ersten Kapitel erwähnten Sarkasmus und Radikalismus der jüdischen

Intellektuellen vielleicht verständlicher als eine pragmatische Abhandlung darüber.

Unsere Preßburger Studenten waren auch jene Wenigen im Ghetto, welche über die Mauern hinaus in jene Welt blickten, die man damals — wenn auch noch in höchst naiver Weise — Politik nannte. Auch hierdurch hoben sie sich stark aus der Menge, denn es war geradezu erstaunlich, wie wenig sich diese eigentlichen Ghettoleute um die Politik kümmerten, trotzdem doch der ungarische Landtag vor ihren Augen tagte. Die Stadtgemeinde hatte das Privilegium, eine politische Zeitung herauszugeben. Diese, die „Preßburger Zeitung", war gerade des Landtages wegen nicht ohne Bedeutung, aber von ihr existierte im ganzen Ghetto auch nicht ein einziges Exemplar. Selbst die Erinnerung an die Belagerung Preßburgs durch die Franzosen im Jahre 1809 war für das Ghetto kein politisches, sondern nur ein lokales Ereignis gewesen.

Leopold Kompert hat später in einer reizenden Novelle die Belagerung Preßburgs zum Rahmen einer Geschichte benutzt, deren Heldin ein Judenmädchen aus dem Ghetto ist und in welchem der seltene Fall eines freundschaftlichen Zusammengehens eines jüdischen Hausierers mit einem Christen, dem Gastwirt „zum großen Christof" im Kriege zwischen Napoleon und Kaiser Franz einen ergötzlichen Hintergrund bildet. Noch zu meiner Zeit erzählte man sich von diesem Wirte die ergötzlichsten Geschichten. Sein Einkehrhaus stand in der Judengasse und hatte fast nur die fremden Landjuden, die mit Roß und Wagen bei ihm einkehrten, natürlich ohne bei ihm zu essen, zu Besuchern. Er sprach den jüdischen Dialekt wie der beste Ghettojude, und es machte ihm Vergnügen, eben angekommene fremde Juden, die kein „Plett", will sagen Billet (Anweisung zu einem Mittagstisch bei einem Gemeindemitgliede) hatten, auf Schabbes zu sich zu laden, die hebräischen Segenssprüche vor Tisch zu sprechen und sie erst während des Essens merken zu lassen, daß sie bei einem Goj (Christ) zu Gaste waren.

Das Ghetto hat nur einmal Veranlassung genommen, sich

mit der ungarischen Politik zu beschäftigen: bei der Gründung des „Hony-Vereins" durch Ludwig Kossuth. Alle Ungarn und Ungarinnen sollten sich nur mit ungarischen Erzeugnissen kleiden. Ich erinnere mich deutlich der anfänglich sehr lebhaften Besorgnis meiner Eltern, als ihre Kunden „Hony-Ware" verlangten. „Zwar nicht die Bauern und Bäuerinnen", sagten sie, „aber die Edelleute, die ja damals allein die Politik machten, wollten keine andere als Hony-Ware kaufen." Nun hatte aber Ungarn damals fast keine andere Textilindustrie, als die drimitive der Blaufärber, aus der erst viel später die Fabrik von S. F. Goldberger entstanden ist, vor der allerdings die Bauernindustrie hat verschwinden müssen. Auch die Bauern wollte der Adel zu der gleichen Abstinenz gegen Österreich zwingen.

Und für die gesamte Männerkleidung bestanden nur einige wenige Tuchmacher, die in noch ganz veralteter Weise ein blaues Bauerntuch herstellten. Ich erinnere mich aus jener Zeit der Hony-Agitation nur dreier Textilgründungen, von denen zwei die Unternehmer vollständig ruinierten. Ein Louis Singer errichtete in Preßburg im Palffyhof eine Seidenzeugmacherei, deren Erzeugnis nicht verwendbar war. Denselben Versuch machte damals auch ein großes und reiches Haus in Pest, J. A. Valero & Söhne; beide Firmen gingen, die erste nach kurzer, die zweite nach längerer Zeit zugrunde. Eine dritte, vom Grafen Zay gegründete Tuchfabrik in Ugrocz, hatte dadurch längeren Bestand, daß sie einen jüdischen Direktor fand, welcher später ihr Pächter wurde. Nach kaum einem Jahre war die ganze Hony-Bewegung erloschen. Damals stand eben Ungarn kulturell noch nicht auf jenem Niveau, das eine Industrie überhaupt ermöglichte. Selbst Gewaltmaßregeln, wie die Absperrung der Grenze, können erst in einem fortgeschrittenerem Stadium des Landes nutzen, wie seinerzeit bei Schaffung des deutschen Zollvereins und noch früher bei uns unter Kaiser Josef II. Heute aber — wir schreiben 1908 — ist der Stand jenseits der Leitha ein anderer. Ich halte heute die Schaffung einer Industrie in Ungarn nicht nur für möglich, sondern für sehr wahrscheinlich. Nach aller ge-

schichtlichen Erfahrung aber schließe ich die Befürchtung aus, daß wir an ein Ungarn, das selbst industrielle Werte schafft, weniger von unseren industriellen Waren absetzen würden. Nicht die zurückgebliebenen agrarischen Gebiete sind die besseren Kunden. Das, was wir nach dem Balkan schicken, verschwindet gegen das, was wir an das industriell hochentwickelte Deutsche Reich absetzen. Zur Zeit meiner Kindheit zählte Preßburg 40 000 Einwohner und keine einzige Fabrik; heute ist es eine Fabrikstadt geworden und zählt 80 000 Einwohner. Verkaufen wir vielleicht heute nach Preßburg absolut und per Kopf weniger als vor sechzig Jahren? Man braucht dieses Beispiel nur auf ganz Ungarn auszudehnen.

Denken wir uns Galizien mit Fabriken bedeckt, würde es dann von uns nicht ungleich mehr kaufen können als jetzt? Bezüglich Ungarns wird mir eine Zukunft, die ich nicht mehr sehen werde, recht geben, und es wäre lächerlich, das Fiasko des damaligen Hony-Vereins als Argument gegen die Industrialisierung Ungarns auch nur zu diskutieren. Zu jener Zeit war die Enttäuschung vorauszusehen und nachdem sie eingetreten, sprach man im ganzen Ghetto nicht mehr von öffentlichen Dingen, die sich jenseits der Gitter vollzogen, sondern nur von jenen, welche in der kleinen Welt innerhalb der Gitter die Stelle der Politik vertraten.

Welche waren diese?

Das waren die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens in der Gemeinde, von dem ich im folgenden Kapitel sprechen will.

Viertes Kapitel.

Öffentliches Leben. Ghetto und christliche Bevölkerung. Justizzustände. Rechtlosigkeit der Juden.

Bei meiner Rückschau muß ich selbst darüber lächeln, in welch früher Zeit die öffentlichen Angelegenheiten schon meine Aufmerksamkeit — die Aufmerksamkeit eines Knaben — erregt haben, und wie ich schon damals bemüht war, Kenntnis von diesen Dingen zu erwerben. Nun viel war von ihnen nicht zu sagen, viel weiß ich auch heute nicht hiervon zu erzählen.

Inwieweit die Judengemeinde, d. h. ihr Vorstand im Mittelalter eine richterliche Judikatur besessen haben mag, ist aus dem Material des Archivs nicht zu ersehen. Der „Judenrichter" war ein königlicher Beamter. Besser stand es mit der Autonomie der Verwaltung, die ich noch in meiner Jugend walten sah.

Unter ihren Agenden stand selbstverständlich die Sorge für den Kultus obenan: Synagoge, Koscherfleisch, Bad usw. Diese Aufgaben der Gemeindeführung waren dem Vorstand viel wichtiger als die Schule; auch hier gilt das Wort Grillparzers: „Der Kultus hat den Unterricht erschlagen." Die Schulzustände habe ich schon geschildert. Von einer planmäßigen, systematischen und pädagogischen Führung der Schule konnte keine Rede sein. Der Vorstand bestand nicht aus Leuten, die einer solchen fähig gewesen wären, und der Rabbiner, welcher nichts als den Talmud kannte, war doch wohl nicht imstande, eine Schule zu beaufsichtigen, in welcher nahezu die Hälfte der Zeit mit den Normalgegenständen verbracht werden mußte.

Es bestand in der Gemeinde auch eine Armenpflege. Das Gemeindespital, das dazu gehörte, war vorzüglich; tägliche Visite durch einen graduierten Doktor und einen Chirurgen, gute Kost, sorgsame Pflege und vor allem ein luftiges Haus mit Garten und weiter freier Aussicht.

Weniger gut, sehr kümmerlich war die Sorge für diejenigen, die absolut erwerbsunfähig und darum auf die Gemeinde angewiesen waren, doch war ihre Zahl verhältnismäßig sehr gering.

Materiell besser stand es mit der Waisenpflege. Dafür sorgte eine eigene Korporation von behördlichem Charakter, die sog. „Waisenväter". Sie nahmen das Vermögen der verwaisten Kinder in Verwahrung und Verwaltung und gaben die Waisen, wenn sie beiderseits elternlos waren, zu einem Gemeindemitglied in Pflege. Man kannte diese Knaben schon von weitem, sie steckten alle in gleichen, unsinnig langen Röcken und trugen trotz ihrer Jugend möglichst hohe Zylinder.

Des weiteren hatte die Gemeinde innerhalb des Ghetto autonom für Feuerwehr, Sanitätswesen, Straßenpolizei, Unterhaltung der Straßen zu sorgen. Die Feuerwehr habe ich schon erwähnt. Die Sorge der Sanität beschränkte sich neben der Kanalräumung einzig auf die Erhaltung der zwei Gemeindebrunnen.

Die Straßenpflege verdiente kaum diesen Namen. Die Fahrbahn war vor vielleicht hundert Jahren mit ganz unregelmäßigen Steinen gepflastert worden und befand sich in einem Zustande, daß sie mit Wagen nicht ohne Anstrengung zu passieren war; das Trottoir war in einer ähnlichen kümmerlichen Verfassung. Gassenbeleuchtung fehlte, und wir Kinder mußten des Winters abends um 6 Uhr mit einer Laterne aus der Schule geholt werden. Als mein Vater im Vorstand die Straßenbeleuchtung zum erstenmal anregte, sagte ein Mitglied: „Wozu braucht man Laternen? Wer geht bei Nacht auf der Gasse? Höchstens wer ins Theater geht, für den werden wir doch nicht

anzünden!" Der Ausspruch ist charakteristisch für den Geist der damaligen „Alten".

Die Agenden waren also prinzipiell ungefähr dieselben wie in jeder anderen Stadtgemeinde, zu ihrer Bewältigung genügte ein einfacher Apparat, und er funktionierte ohne Störung, weil die Wahl des Vorstandes zu Parteiungen keinen Anlaß bot. Nicht bloß im Preßburger, sondern in den meisten Ghettos wurden für ihn zehn wahlberechtigte Gemeindemitglieder ausgelost, die als Wahlmänner den Vorstand zu wählen hatten. War dies geschehen, so war ihr Amt zu Ende.

Der Präsident des Gemeindevorstandes war zu meiner Zeit ein persönlich unbedeutender Mensch. Er hatte aber unter seinen Vorgängern eine lange Reihe von ziemlich bemerkenswerten Persönlichkeiten gehabt. Sie waren nicht nur bedeutende Geschäftsleute, sondern hatten durch besondere Verhältnisse ein eigentümliches Relief erhalten. Die Preßburger Gemeinde besaß von alter Zeit her und aus einer mit Bestimmtheit nicht mehr eruierbaren Veranlassung das heitere Recht, dem Könige von Ungarn zu Martini eine Anzahl Gänse, die berühmten „Martinigänse", zu verehren. Kaiser Franz pflegte in seiner patriarchalischen Weise diese Deputation immer persönlich und gütig zu empfangen. Da die Gemeindevorstände in der Regel ihres Amtes durch lange Jahre walteten und der Kaiser sich immer mit ihnen in ein Gespräch einließ, hatte er die jeweiligen Gemeindepräsidenten in seiner Erinnerung behalten. Sie waren ihm geradezu Bekannte geworden. Das haben denn diese Herren benutzt, um sich für Juden, denen auf irgendeine Weise ein schreiendes Unrecht geschehen war, in besonderer Audienz zu verwenden. Es bildete sich geradezu eine Art Rechtsschutz heraus, der an jenes von mir in der „Union" eingerichtete Rechtsschutzbureau erinnert, wovon später die Rede sein wird.

Noch in meine Kinderzeit fällt ein Vorfall, auf den mein Vater nicht wenig stolz war, weil er den endgültigen Bescheid der ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzlei selbst aus Wien brachte.

Ein Jude in Ungarn hatte sich taufen lassen und wollte die Kinder seiner Frau, die Jüdin geblieben war, wegnehmen, um sie gleichfalls taufen zu lassen. Der damalige Gemeindepräsident hatte sich der Frau angenommen und das Verbleiben der Kinder in der jüdischen Religion und bei der Mutter durchgesetzt.

Nur für eine Menschengruppe, hilfsbedürftiger als alle anderen menschlichen Wesen, fehlte jede behördliche Sorge; das war die im Verhältnis zur Bevölkerung große Zahl von Wahnsinnigen in der Gasse, die jedem Beobachter hätte auffallen müssen. Ich erinnere mich mit Bestimmtheit nur an drei solcher Unglücklichen, welche, wenn auch harmlos, so doch vollständig verrückt herumbummelten; aber man wird mir zugeben, daß schon diese Ziffer für die Bevölkerung einer Gasse erschreckend genannt werden muß.

Die Familien, denen diese armen Verlorenen angehörten, zählten zu den unteren Schichten. Doch habe ich in meinem Gedächtnis, wenn auch aus anderen Judengemeinden, die Namen besserer Familien aufbewahrt, welche von alters her in dieser verhängnisvollen Weise hereditär belastet waren und unter deren Nachkommen, wenn auch oft in langen Zwischenräumen, einzelne Fälle der Art vorkamen; unterdrückte Leute, wie die Juden, haben keine weit zurückgreifende Familiengeschichte; diese erbliche Belastung war demnach nicht immer nachzuweisen, so daß die Geisteskrankheit scheinbar originär auftritt.

Zur Charakteristik dieser Erscheinung überhaupt will ich gleich hier anführen, daß sie unter den Juden des flachen Landes, welche nicht im Ghetto eingeschlossen, sondern mitten unter der Bevölkerung, im freien Verkehr mit ihr, demnach in ganz anderen Verhältnissen als im abgesperrten Judenviertel lebten, ungleich seltener auftrat.

In jedem solchen sah man übrigens sehr häufig Leute heftig gestikulieren, lebhafte Selbstgespräche führen, die man sonst als normal kannte, die aber dadurch einen auffallend unangenehmen

Charakter trugen; eine Erscheinung, die man erst heute in ihrer Bedeutung zu fassen versteht. Diese Exaltierten, in dem Bilde einer Judengasse besonders unheimliche Punkte, fügen sich durchaus in die schwere Stimmung, in die dunkle Grundfarbe des gesamten Ghettolebens. Da muß sich wohl jedem Denkenden die Frage aufdrängen, wie diese verhältnismäßige Häufigkeit von Geisteskranken entstanden sein mag? Nun hat seither die Statistik erwiesen, daß die Juden in allen Ländern einen ungleich höheren Prozentsatz von Geisteskranken aufweisen als die ganze übrige nichtjüdische Bevölkerung.

Die Quelle muß also eine allgemeine sein. Man wird natürlich sofort darauf hinweisen, daß sie fast ausschließlich Händler sind und daß die Handelstätigkeit ungleich aufreibender und nervenzerrüttender ist als die der Ackerbauer und Handwerker. Und dazu komme sicherlich als außerordentlich entscheidend, daß, während die christliche Bevölkerung der Städte seit den ältesten Zeiten durch einen leise rinnenden, aber nie aufhörenden Strom vom flachen Lande her eine Beimischung von Einwanderern erhält, deren Köpfe kühler, deren Nerven frischer sind, die Juden durch den Wegfall des Konnubiums ihre Nervosität in immer steigendem Grade haben fortzüchten müssen.

Doch genügen diese Erklärungen nur zum kleineren Teile. In höherem Grade wirkt und hat von jeher ein Moment von größerem Einflusse mitgewirkt, zu dessen Erkenntnis ich aus der Erfahrung meiner eigenen Jugend gelangt bin. Ich meine damit das geschichtliche Verhältnis der Ghettojuden zur christlichen Bevölkerung der Stadtgemeinde. Der Situation der Juden nach dieser Richtung hin will ich hier eine kurze Ausführung widmen.

Faßt man die Lage der Juden im Preßburger Ghetto zusammen, so war sie enge und drückend genug. Es war aber eine Enge und es waren Lasten, in die sie sich eingelebt und welche zu tragen sie seit langen Jahrhunderten gewohnt waren. In

ihrer Abgeschlossenheit hatten sie keine anderen Zustände kennen gelernt. Ließen diese auch keine wirkliche Behaglichkeit aufkommen, so lebten die Preßburger Juden denn doch in einem gewissen Gleichmut, solange sie innerhalb der Tore des Ghetto und miteinander verkehrten.

Anders stand die Sache, wenn sie die Gitter überschritten und in die Stadt gelangten. Stadt und Ghetto waren tatsächlich zwei Welten, die neben, nicht miteinander lebten und von denen die eine ständig und stetig die Verachtung der anderen genoß. Auf keinem Gebiete zeigten sich die Folgen dieser Verachtung stärker und verhängnisvoller als auf dem Gebiete des Rechtes. Der Jude lebte in voller Rechtsunsicherheit, nicht etwa, als ob Gesetze gefehlt hätten; nur bot ihre Ausübung den Juden absolut keine Sicherheit. Den Mangel einer solchen konnten Klein und Groß unter den Juden alle Tage und zu jeder Stunde drastisch und greifbar an Leib und Leben verspüren. Wir Judenkinder waren, wenn wir das Ghetto verließen und anderen Jungen begegneten, in steter Gefahr, von ihnen geprügelt zu werden. Um 12 Uhr mittags konnte kein erwachsener Jude die Klarissagasse passieren ohne die Gefahr mißhandelt zu werden. Im Benediktinerstifte dort war auch die Rechtsakademie untergebracht; um diese Zeit verließen die Studenten oder die Juraten, wie man sie hieß, die Schule. 4 Uhr nachmittags dieselbe gefährliche Stunde. All das kann man, wenn man will, noch Harmlosigkeit im Vergleich mit anderen Dingen nennen, die sich zutrugen. Schutz gegen solche Rohheiten bei der Polizei zu suchen, konnte dem Juden nicht einfallen; der Stadtgardist hätte ihn nur ausgelacht, und eine nachträgliche Genugtuung durch eine Ehrenbeleidigungsklage zu finden, war ganz aussichtslos, ist darum nie versucht worden. Der Jude fand bei Gericht für jedes von ihm begangene Vergehen strenge Strafe, aber für ein an ihm begangenes Unrecht nur in den drastischesten und unabweisbaren Fällen eine, und auch dann nur widerwillig gewährte Gerechtigkeit.

Welche Behandlung der jüdische Kaufmann von seiten der Behörden erfuhr, spottet aller Beschreibung. Auf dem Tyrnauer Markte hatte sich zufällig eine Detailkunde, eine Bürgerin, in das Engrosgeschäft meines Vaters verirrt, ein Stück Leinwand gekauft und bezahlt. Des anderen Tages brachte sie es wieder und verlangte ihr Geld zurück. Mein Vater weigert sich; sie geht zum Stadtrichter, der schickt einen Panduren, der nimmt meinen Vater vom Markte weg und steckt ihn ohne Vorführung und Verhandlung ins Gefängnis. Natürlich erklärt er sich nun bereit, das Geld zurückzugeben.

Zu meinen ersten Erinnerungen gehört ein Vorfall, schrecklich genug an sich, noch schrecklicher durch die Behandlung, die er von seiten der Behörde gefunden. Während des Landtages hatte ein Domherr seinen Hausjuden, namens Bonitzer, der eine seiner Angelegenheiten nicht diskret genug geführt hatte, in seine Wohnung kommen lassen und ohne weiteres niedergeschossen! Da dieser Mord, durch einen Geistlichen vollführt, gar zu grell erschienen wäre, nahm der Bruder des Domherrn vor Gericht die Tat einfach auf sich und wurde zu einer Rente von einigen Gulden Wiener Währung an die Witwe, die ich noch sehr gut gekannt, verurteilt. Welche Folgen für das Seelen- und Geistesleben der Juden mußten aus dieser Rechtsunsicherheit, aus diesem Bewußtsein entspringen? Vor allem hierin suchen wir die Quelle jener Neigung zum Wahnsinn, von der wir sprachen. Sie ist eine durch die Vorgänge seit dem Mittelalter entstandene hereditäre Belastung. Die Rechtsunsicherheit der Zeit, die ich noch miterlebt, war nur eine Fortsetzung jener noch ungleich ärgeren, in welcher die Juden jahrhundertelang gelebt hatten.

In meiner schon früher erwähnten Studie „Die Juden als Handelsvolk" habe ich mich, und ich glaube nicht ganz ohne Erfolg, bemüht, diese Situation der Juden in dem bezeichneten halben Jahrtausend zu schildern; dieses durch Jahrhunderte erduldete Angstgefühl, diese ständige, von Vater auf den Sohn und Enkel sich fortpflanzende Furcht, dieser entsetzliche Mangel

an Ruhe für Empfinden und Denken hätten jene verhängnisvolle Neigung zur Geisteskrankheit bei jeder Rasse und sicherlich noch mehr als bei der jüdischen hervorrufen müssen. Ich erinnere mich eines köstlichen Satzes von meinem Vater: „Der Jude", sagte er, „kommt aus der Furcht nicht heraus; zuerst fürchtet er den Rebbe (Lehrer), dann fürchtet er die Assentierung, dann die Krida und sein ganzes Lebtag hindurch den Goj."

Diese Recht- und Schutzlosigkeit hatte aber für die Juden und ihren Charakter noch eine andere, nahezu allgemeine Folge. Aus ihr stammt auch jene Feigheit, die man damals nicht ohne Unrecht den Juden zuschrieb. Sicherlich gab es in ganz Preßburg keinen Juden, der es gewagt hätte, einem Christen die erhaltene Ohrfeige zurückzugeben, und selbst wir Kinder getrauten uns nicht, mit den Christenbuben, die uns überfielen, in der richtigen Weise zu raufen; denn es war uns nicht der Mut anerzogen worden, von unseren Fäusten furchtlosen Gebrauch zu machen. War da in diesem Milieu die Feigheit der Juden nicht sehr erklärlich? Übrigens will ich hier gleich hinzufügen, daß sie hauptsächlich eine Ghettopflanze war. Unter den Soldaten ist der Jude nicht nur von einer Tapferkeit, die nicht hinter der seiner Kameraden zurücksteht, ja sogar durch Intelligenz von höherem Werte ist, sondern es ist sicher, daß die Juden dort, wo sie nicht im Ghetto, sondern mit anderem Volke zusammen lebten, wie beispielsweise auf dem flachen Lande, namentlich unter den Magyaren, immer viel mutiger waren und sich ungleich weniger gefallen ließen als die anderen. Aber was die Ghettobewohner hinnehmen mußten, war ganz unglaublich, denn die Verachtung zeigte man nicht bloß dem einzelnen Individuum, sie hielt ganz und gar nicht stille vor ihrer Gesamtheit und vor der Korporation, die sie vertrat. Hiervon nur ein drastisches Beispiel.

Der Güterdirektor, zugleich Justiziär der Palffyschen Majoratsherrschaft am Ende des 18. Jahrhunderts, Latschnigg, hatte die ganz unglaubliche Frechheit, den gesamten Gemeindevorstand während einer Funktion zu empfangen, für die man sonst

die entschiedenste Zurückgezogenheit wählt. Derselbe Latschnigg hatte die Bauern in Malatzka, einem Gute der Herrschaft, in einer Weise geschunden, daß diese sonst so lammfrommen Slowaken förmlich revolutionierten und durch Militär zur Raison gebracht werden mußten. So taten diese Bauern, aber unser Gemeindevorstand ließ diese Verachtung (wenn auch empört, so doch ohne Äußerung) über sich ergehen. Tragikomisch im Verhältnisse zwischen Juden und Christen ist es, daß die ersteren die Verachtung, die sie seitens der Christen genossen, zwar still, aber ganz entschieden und im ausreichenden Maße ihnen zurückgaben. Es ist gar keine Frage: der Jude hielt sich ethnologisch und ethisch für den Besseren.

Diese geringere Bewertung der Christen von seiten der Juden hing vor allem mit jenem Grauen und Widerwillen zusammen, welche dem frommen Juden der ganze Apparat von Heiligenbildern, Messen, Geistlichen usw. seines Kultus einflößte. Wir Kinder hatten geradezu ein heimliches Entsetzen, wenn wir vor einem gekreuzigten Heiland vorübergingen. Wir hatten das instinktive Bewußtsein, daß der ganze Druck, unter dem wir als Juden lebten, von dem verhängnisvollen Tage, da Christus auf der Schädelstätte in Golgatha gekreuzigt wurde, herrühre, und der Haß gegen ihn war ein Stück erklärlicher Psychologie.

Aber auch von diesem religiösen Moment abgesehen, ist es nicht zu leugnen, daß sich die Juden nach der rein menschlichen Seite hin für eine bessere, höherstehende Rasse hielten. Dieses Bewußtsein hing mit den mehrfachen Unterschieden zwischen ihnen und der christlichen Bevölkerung zusammen, vor allem mit dem offenbar besseren Familienleben im Ghetto, namentlich aber mit ihrer absoluten Nüchternheit gegenüber der Trunksucht der anderen. Der gemeine Jude bezeichnete den Christen der unteren Schichten mit dem Namen „Essof" (Esau), als des ältesten Urbildes der Völlerei, und verachtete ihn schon aus diesem Grunde. Nun, dieses Selbstbewußtsein war denn doch nur ein schwacher Trost für die Zustände, in denen wir Juden damals lebten. Und was

erscheint in diesen Verhältnissen als das Schrecklichste? Ein Etwas, wofür wir erst heute das richtige Verständnis haben können. Ich erinnere mich sehr lebhaft eines charakteristischen Gespräches, das zwischen Vater und Mutter über meine Laufbahn geführt wurde und das der kleine Junge unbeachtet mitanhörte. „Er hat einen guten Kopf, er soll studieren," meinte der Vater. Die Mutter war dagegen: „Ein Goi wird ein Domherr, ein Hofrat, ein General — was kann ein Jud werden? Ein Chosen (Bräutigam) und ein Gabbe (Tempelvorsteher)." Der Vater fängt an, sich zu ärgern. Die Mutter repliziert: „Was willst du? Sieh einmal unten die Hausmeistersleute an. Er ist ein Schickernigg (Trunkenbold), sie eine Kupplerin, die Tochter eine Chonte (Dirne), der Sohn ein Ganef (Dieb); statt sich zu waschen, saufen sie; einmal prügelt er das Weib, einmal der Bruder die Schwester, und doch sind alle, weil sie Gojim sind, mehr wie wir und unsere Kinder. Das wirst du nicht anders machen, ich und ein anderer auch nicht." Das Schreckliche bestand also darin, daß man diesen Status als etwas Unabänderliches hinnahm. Man ertrug diese Verachtung und Erniedrigung als das natürliche Milieu, in dem man lebte wie die Luft, in der man atmete. Um so mehr als dieser dichte Nebel nur an äußerst seltenen Stellen von einzelnen Lichtern durchbrochen wurde. Von der durchaus freundlichen Behandlung der Judenkinder in den christlichen Gymnasien werde ich noch später sprechen. Man kann auch weiter zugeben, daß bei den wenigen wirklich Gebildeten unter den Christen Preßburgs eine gewisse gefühlsmäßige Erkenntnis: „es geschähe den Juden eigentlich ein Unrecht", nicht fehlte. Das drückte sich in der artigeren Umgangsform aus. Speziell die katholischen Geistlichen befleißigten sich damals in den seltenen Fällen, in denen hierzu Gelegenheit geboten war, gegen die Juden einer gewissen wohlwollenden Urbanität. Meine Mutter hatte einen alten Onkel, einen armen Teufel, in Raggendorf, welcher davon lebte, daß er in Wieselburg auf alle möglichen kleinen Zufallsgeschäfte ausging. Zu diesen Geschäften lieh ihm, „dem Vetter Koppel",

wie er in der ganzen Gegend genannt wurde, der katholische Pfarrer von Woche zu Woche das große Kapital der nötigen paar Gulden.

Es ist kein Zweifel, daß, wo immer eine bessere Stimmung gegen die Juden hervortrat, diese auf die Nachwirkung des Josefinismus und der Aufklärungsepoche zurückzuführen war. Von ihr waren auch sonst noch manche Spuren zu sehen.

Knapp vor der Judengasse war ein kleines, ebenerdiges Gebäude, in welchem einige christliche Handwerker, ein Uhrmacher, ein Zeugschmied und ein Handschuhmacher, ihre Läden hatten. Über den letzten Laden zog sich ein breites Schild mit der Aufschrift „Zum Himmel auf Erden"; darunter — und zwar gar nicht schlecht gemacht — ein Rabbiner, ein katholischer Geistlicher, ein Derwisch, die einander die Hände reichten, geradezu ein Titelkupfer zu Lessings „Nathan". Mir ist das Schild so lebhaft im Gedächtnis geblieben, weil mir mein Vater — ich war damals vielleicht sieben bis acht Jahre — es in seiner Art zu erklären suchte. Er sprach davon wie von einer Sache im Mond. Daß es bei uns je anders werden könnte, war den Leuten um so weniger denkbar, als es ja mit der Lage der Juden in Deutschland, Italien, nicht besser, in Rußland noch viel schlechter bestellt war. Selbst in England waren die Juden in jener Zeit noch nicht emanzipiert. Auf der diesseitigen Hemisphäre war tatsächlich Frankreich das einzige Land, in welchem die Juden Gleichberechtigung genossen. Von diesem Lande jenseits des Rheins träumte man im Ghetto. Noch in diese Zeit fielen die Vorgänge in Damaskus. Die dortigen Juden waren beschuldigt worden, zu Ostern einen Kapuziner abgeschlachtet zu haben, und der Pascha hatte eine Verfolgung gegen sie eingeleitet. Ich will hier nur feststellen, daß diese Ritualmordbeschuldigung damals in ganz Europa hundertfach mehr Entrüstung und Entsetzen in der gebildeten Welt hervorgerufen hat als heute die entsetzlichen Pogroms in Rußland, gegen welche die damalige Einsperrung der Juden in Damaskus geradezu verschwindet. Heute findet sich kein Domprediger Veith, welcher in der Stefanskirche mit erhobenem Kreuze vor den Gläubigen schwört, daß es einen

Ritualmord bei den Juden nie gegeben habe. Im ganzen Ghetto sprach man davon, daß ein französischer Jude, der Advokat Cremieux, in Begleitung Montefiores nach Damaskus geeilt sei und die Freilassung der beschuldigten Juden erwirkt hatte, und ebenso hielt man uns Kindern den schon erwähnten „Pariser Cohn" — das Preßburger Ghettokind — vor, der dort der Präsident des französischen Konsistoriums geworden war.

Noch einige andere Preßburger hatten sich in Paris angesiedelt, unter ihnen ein Mann von europäischem Rufe, Maurice Löwy, später Direktor der Sternwarte; Hermann Berger, Direktor der Springerschen Unternehmung Alfor und der schon erwähnte Antiquitätenhändler Spitzer; es bildete sich förmlich eine Kolonie Preßburger Juden, so daß dieselbe in Drumonts „La France juive", wenn auch mit wenig Recht, eine Rolle spielen. Paris war der Himmel, zu dem wir aufblickten, aber mit dem gleichen Gefühle des Unerreichbaren, wie zu dem knappen Himmelsstreifen, der in die schmale Judengasse hineinblickte.

Onnochi hoisch rooh onji („Ich bin der Mann, der das Elend gesehen"). Dieses Elend des Ghetto habe ich zu zeichnen versucht, ohne Absicht, ohne Tendenz, selbst ohne den sehr naheliegenden Vergleich mit dem Zustand der Juden — sechzig Jahre nach der Märzrevolution.

Der Leser selbst wird die Schlüsse ziehen, wird den Vergleich anstellen, sich selbst ein Urteil bilden, ob die österreichischen und deutschen Juden Ursache haben zu verzweifeln; ob es richtig ist, heute, da wir politisch und sozial wehrhaft geworden sind, die gefallenen Mauern des Ghetto durch andere Scheidewände selbst zu ersetzen. „Was immer man mir mit Gewalt wegnimmt", sagte Deak im Jahre 1849 seinen Landsleuten, „kann ich wieder gewinnen; nur was man selbst aufgibt, ist auf immer verloren." Von dem Kampfe, den unsere früheren Generationen seit hundert Jahren um unsere wirkliche Aufnahme in die Gemeinschaft des Staates geführt haben, hat die heutige Generation kaum eine blasse Idee. Was unsere besten Männer in diesem Kampfe geschrieben, das schrieben sie nicht mit schwarzer Tinte, sondern

mit dem Blute ihres Herzens. Was wir in diesem Kampfe schon erreicht haben — sollen wir es in der Verbitterung des Augenblicks — und in der Geschichte zählen Dezennien kaum mehr als ein solcher — wieder freiwillig aufgeben? „Begreife es, wer kann."

Ich will nur noch ein Wort hinzufügen. Während diese Erinnerungen wieder lebendig werden und ich mich bemühe, sie in Wort und Satz festzuhalten, empfinde ich wieder jenes leise Grauen, mit dem ich oft an jene Zeit gedacht habe. Im Ghetto herrschte Friede, aber keine Freude — sie fehlte durchaus auch den Kindern.

Diese Kinder hatten keine Jugend, und das Fehlen einer solchen hinterließ bei ihnen eine seelische Lücke, an der sie litten, so lange sie lebten. Wir konnten nicht fröhlich sein, denn wir sahen überhaupt keine frohen Leute. Unsichtbar lag auf dem Juden ein Druck, von dem er sich nicht frei machen konnte und der keine Freude aufkommen ließ. Nur scheinbar machte der Purim (Faschingsfest) eine Ausnahme, denn das war nicht die „frische Fröhlichkeit freier Leute", sondern jene gepreßte schwerbelastete am Weihnachtsabend eines Gefangenhauses.

Rückschauend ist mir zumute, als hätten wir im Ghetto auch am Tage nie hell, sondern immer Nacht gehabt. Symbolisch ist diese Empfindung wahr. Durch diese Nacht dringt im Jahre 1842 — ich zählte damals elf Jahre — der erste helle Lichtstrahl: Die Öffnung des Ghetto.

Diesem großen Ereignis, seiner Wirkung auf die Juden und auch auf die Christen will ich das nächste Kapitel widmen.

Fünftes Kapitel.

Die Öffnung des Ghetto, Wirkung auf Jud und Christ. Familie, mein Schwanken zwischen Handel und Studium, Entscheidung für das letztere.

Den Weg, welchen die Juden seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum heutigen Tage zurückgelegt haben, können nur diejenigen ermessen, die mitlebende Zeugen des Sturmes in der christlichen Bevölkerung Preßburgs gewesen sind, den die Öffnung des Ghetto schon bei ihrer Anregung erregt hat.

Im Landtage war der Antrag, die Ghettos in ganz Ungarn aufzuheben, nur durch die Autorität Deaks, des damaligen Führers der liberalen Opposition, durchgedrungen.

In der entscheidenden Sitzung war ein Bischof aufgestanden: „Wir können", sagte er, „den Juden überhaupt keine Konzession machen, weil die erste notwendig weitere Konzessionen hervorrufen wird, bis diese Juden verlangen werden, Bürger des Landes zu sein, während sie noch immer in ihren Gebeten auf den Messias warten, der sie nach Palästina zurückführen soll."

Deak replizierte: „Ich glaube, wir alle, der Herr Bischof eingeschlossen, können sehr wohl zufrieden sein, wenn die Juden nur solange gute Ungarn und brave Bürger sein werden, bis der Messias wirklich kommen wird und sie nach Palästina führt."

Das Haus lachte und entschied für die Öffnung. Jene Städte, welche bisher das Privilegium hatten, überhaupt keine Juden in ihren Mauern zu dulden, waren auch durch das neue Gesetz in diesem häßlichen Privilegium nicht gestört. Vorläufig hielten sie sich auch weiter grundsätzlich die Juden vom Leibe

und gestatteten nur ausnahmsweise dem einen oder anderen Juden, seinen Wohnsitz in ihren Mauern aufzuschlagen. So beispielsweise in der Nähe Preßburgs, in Tyrnau; in Preßburg selbst sahen unsere deutschen Kleinbürger mit kaum verhehltem Widerwillen die Juden sich in die bisher judenreinen Gassen und Plätze einwohnen.

Wenige Jahre später trat diese Gesinnung erschreckend zutage; ihre Folgen sollen in einem Kapitel des zweiten Buches geschildert werden. Hier will ich nur die Wirkung zeichnen, welche diese Öffnung des Ghetto auf die Judengemeinde, ihre Gestalt, ihren sozialen Charakter, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse hatte. Vor allem erfolgte rasch nicht nur ein Exodus der meisten besseren Familien aus dem Ghetto, sondern ein starker Zuzug von Juden aus den kleineren Ortschaften ringsherum, sowohl aus der Slowakei, der Schütt, als auch von jenseits der Donau. So übersiedelten die Kittseer Produktenhändler, deren ich schon Erwähnung getan, jetzt, wo sie in der Stadt Magazine mieten konnten, alle hierher. In gleichem war den Preßburgern jetzt auch der Handel mit Öl, Spiritus usw. möglich. Die Judengemeinde wuchs nicht nur numerisch, sondern auch wirtschaftlich, denn der Zuzug bestand nicht aus Proletariern, sondern zumeist aus leidlich situierten mittleren Geschäftsleuten und selbst aus zahlreichen Wohlhabenden der kleineren Städte; nach ihren Begriffen und Gewohnheiten fanden sie schon in Preßburg die Annehmlichkeiten der Großstadt.

Sehen wir jedoch von den neu in die Stadt geströmten jüdischen Elementen ab, — welchen allgemeinen Einfluß übte die Öffnung auf die Juden Preßburgs? Sie gewannen durch die Zerstreuung in der Stadt nach mancher Richtung einen anderen Charakter. Es herrschte denn doch nicht mehr der undurchdringliche Zusammenschluß wie im Ghetto. Hier hatten die Juden sich nur unter ihresgleichen gesehen, jetzt sahen sie sich auch mitten unter Christen; erst jetzt wurden sie Stadtbewohner, bis dahin waren sie nur Preßburger Juden gewesen. Sehr bald gewann der erste von ihnen den Mut, ein Haus in der Stadt zu kaufen.

Es war dies mein Vater. Das Haus war nach unseren heutigen Begriffen nichts weniger als wohnlich, eine mindestens zweihundert Jahre alte Baracke. Jüngere Häuser gab es damals in Preßburg sehr wenig, dagegen viele, die dreihundert Jahre und älter waren.

Aber wir hatten nun doch für die großgewordene Familie, für große und kleine Geschäftsgehilfen und Dienstboten erträglich Raum. Allerdings in Zimmern und Gelassen, in denen heute eine Familie von viel kleinerem Wohlstand, als wir schon damals besaßen, nicht mehr wohnen würde. Wie glücklich waren wir, daß wir im Hause einen Brunnen und soviel Wasser hatten als wir, namentlich die Kinder, nur schöpfen wollten.

Doch alle diese Momente persönlichen Behagens und Seins verschwanden gegen die allgemeine Bedeutung der mutigen Tat meines Vaters. Der Kauf eines Stadthauses durch einen Juden war sensationell, viele andere Wohlhabende in der Gemeinde folgten nach.

Der jüdische Hausherr gewann einen christlichen Hausherrn als Nachbarn; er fühlte sich schon als künftigen Bürger. Das galt hauptsächlich von meinem Vater. Da, wie schon oben erwähnt, den Juden Realbesitz nicht gestattet war, hatte er das Haus auf den Namen eines Christen schreiben müssen.

Immerhin war er durch die gerichtlichen Formalitäten mit intervenierenden Magistratspersonen — Preßburg als königliche Freistadt hatte seine autonome Gerichtsbarkeit — in Berührung gekommen, und er pflegte eifrig diese Bekanntschaft mit dem Bürgermeister Kampfmüller, dem Stadtrichter Motko, dem Obernotar Gottl, am meisten aber mit Stadthauptmann Vetsera, mit dem er tatsächlich in ein nahezu freundschaftliches Verhältnis gelangte. Viel später, als mein Vater schon in Wien wohnte, pflegte ihn Vetsera, wenn er dorthin kam, zu besuchen.

Der Preßburger Stadthauptmann (Polizeichef und Bagatellrichter) war vor dem Jahre 1848 für die Wiener Regierung ein Mann von Wichtigkeit. Während der Landtage hatte er zweifellos Berichte an sie zu senden. Die Bürgerschaft haßte ihn, wählte

ihn aber trotzdem jedesmal wieder. Nach der Niederwerfung der Revolution in Ungarn hörte die magistratische Stadthauptmannschaft auf, es wurde eine eigene kaiserliche Polizeidirektion errichtet. Vetsera wurde Polizeidirektor und noch mehr gefürchtet als früher. Ganz unerklärlicherweise — zumindest ist eine Aufklärung nie bekannt geworden — wurde er eines schönen Tages (1856) in der rücksichtslosesten Weise seines Amtes entsetzt. Sein Nachfolger, ein Podolski, trat einfach in sein Bureau und hieß ihn, sich entfernen. Er wurde Kanzleidirektor am Landesgerichte, bald pensioniert und geriet in Vergessenheit. Sein Name tauchte wieder in meiner Erinnerung auf, als er bei dem Tode des Kronprinzen Rudolf genannt wurde. Der Sohn unseres Stadthauptmannes war nämlich — ein damals unerhörter Fall — trotz seiner bürgerlichen Abkunft in die orientalische Akademie aufgenommen worden, hatte die Konsularlaufbahn betreten, in Konstantinopel die Gunst Prokesch-Ostens gewonnen und war durch dessen Protektion zu einer reichen Frau gelangt. Die Familie war nach seinem Tode nach Wien übersiedelt und verhängnisvoller Weise hier in den Kreis des Kronprinzen gelangt.

Noch ein anderer Bekannter meines Vaters aus der Christenstadt jener Zeit stand gleichfalls mit der Wiener Regierung in Verbindung und hatte die gleiche Begünstigung für seinen Sohn erreicht. Das war der damalige Stadtphysikus Mayer, dessen Sohn, Baron Mayer, als Generalkonsul starb.

Nun war diese Neigung, den Verkehr mit notablen Christen zu suchen, bei meinem Vater etwas stärker als bei anderen Juden hervorgetreten; er fehlte aber keineswegs den anderen, namentlich den Intellektuellen in der Gemeinde. Sicher ist, daß dieser Wunsch der Juden auf christlicher Seite keine Willfährigkeit fand. Ein wirklicher Verkehr stellte sich durchaus nicht ein. Der Einzug in ein eigenes Haus in der Stadt hatte bei meinem Vater den Ehrgeiz geweckt, zu einem Stadtbürger von Ansehen aufzusteigen. Darum mußte man vor allem mit den nachbarlichen Hausherren in freundlichen Verkehr treten. Wir kauften daher beim Seifensieder links, was wir für das große Hauswesen an Kerzen, an

Kern- und Feinseifen, an Öl und Lauge benötigten, beim zweiten Nachbar, dem Fischmeister, auf seinem Kalter am Freitag die Spiegelkarpfen; bei dem Tabakhändler gegenüber für meinen Vater — er war ein starker, nach den damaligen Begriffen luxuriöser Raucher — den kurzgeschnittenen gelben „Lettinger" — alles viel teurer, als wir es in der Judengasse hätten finden können, aber diese nachbarlichen Hausherren blieben „kühl bis ans Herz".

Das war mir kleinem Jungen unerklärlich, und in meiner Art grübelte ich zuweilen darüber. Ich war, wie ich später erzählen werde, in die Mittelschule eingetreten und sowohl im katholischen Gymnasium wie im evangelischen Lyzeum mit den Kollegen auf dem Dutzfuße gestanden, mit einigen zur Freundschaft gelangt. Warum sollte dies auch nicht zwischen den Großen möglich sein? Es zeigte sich ja in dem Verhältnis zwischen uns jüdischen und christlichen Studenten, daß die Verschiedenheit der Religion den freundschaftlichen Verkehr nicht ausschließt.

Diese Frage bedrängt den Judenjungen in dem Momente, als er in der Schule zwischen Christenjungen sitzt und verläßt den ausgewachsenen Juden nicht, solange er lebt. Ich werde ja auf dieses leidige Thema ausführlicher in dem dritten Teile meines Buches zu sprechen kommen; hier will ich dasselbe nur insoweit berühren, als mir der Auszug der Preßburger Juden aus dem Ghetto und ihr Einzug in die Stadt dazu Veranlassung gibt. Was hat also ihre wirkliche Aufnahme unter die christliche Bevölkerung gehindert? Der Begriff der „Rasse" ist in der letzten Zeit von der Wissenschaft sehr bestritten worden — sagen wir also die geschlossene Abstammung und die Religion. Zugegeben! Aber ich meine, daß hier noch ein anderes Moment vorliegt, welches ich schon darum anführen will, weil dasselbe in der allgemeinen Diskussion der Judenfrage meines Wissens bisher keine oder nur sehr geringe Beachtung gefunden hat. Ich möchte meine Ansicht durch die Herbeiziehung einer anderen Gruppe illustrieren:

Die Griechen sind Arier und Christen. Nichtsdestoweniger

bilden sie allüberall, in Wien wie in London und Amsterdam, in Paris wie in Lyon eine streng geschlossene Gesellschaft, die sich in die übrige Bevölkerung bisher weder sozial noch geistig eingefügt hat. In unserem Wien sprechen die Griechen unter sich keine andere Sprache als die griechische, wovon sich ja jeder im Börsensaal überzeugen kann; sie heiraten in der Regel wieder nur aus ihrer Mitte, man findet unter ihnen keinen Advokaten, keinen Literaten. Ich hatte nur einen einzigen Griechen als Arzt gekannt und dieser zählte ausschließlich seine Kompatrioten zu Klienten. Kein Grieche in Wien ist Fabrikant, keiner Handwerker. Dem öffentlichen Leben unserer Stadt und unseres Staates stehen sie vollständig fremd gegenüber. Die eine im Grunde auch nur scheinbare Ausnahme, N. D. bestätigt die Regel. Alle sind sie Händler, welche den Verkehr mit dem Orient vermitteln. Ein bisher gesonderter Bevölkerungsteil jedoch, welcher sich in die Gesamtbevölkerung einfügen will, kann die wirkliche Einfügung nur in dem Falle erreichen, wenn er in sich dieselbe oder eine ähnliche Schichtung nach Berufen aufweist wie die Masse, in die er aufgehen soll. Haben aber diese sozialen Einwanderer alle ein und denselben Beruf, so kettet sie derselbe wie mit Eisen aneinander, und sie bleiben auch auf dem neuen Boden eine geschlossene Gruppe. Die französischen Refugiés teilten sich in alle möglichen Berufe und sind aus diesem Grunde in wenigen Dezennien so vollständig aufgesogen worden, daß nur mehr Namen wie Thibaud, Savigny, Du Bois Reymond an diese Episode erinnern. Speziell die Juden des Ghetto in Preßburg waren in der entgegengesetzten Lage, und aus ihr allein erklärt sich schon der Fortbestand der Scheidung zwischen ihnen und den christlichen Bürgern, unter denen sie jetzt Platz genommen. Die großen Beispiele, welche die Geschichte umgekehrt von der Rassenverschmelzung zweier Nationen liefert, wie jene der Bauernsoldaten, aus denen die Armee sowohl der Ost- wie der Westgoten bestand, mit den erbgesessenen Grundbesitzern zu je einer neuen Nation der italienischen und spanischen will ich hier nicht berühren, sie würden auch zu weit führen. Aber gerade in der

Anwendung auf die Juden will ich einem Gedanken Ausdruck geben.

Seit mehr als einem Jahrhundert haben sie in sämtlichen Kulturländern — man kann wohl sagen mit dem regsten Eifer — nach allen Berufen gegriffen, die man ihnen außerhalb des Handels geöffnet hat; eine, in dieser Richtung Vergangenheit und Gegenwart vergleichende Statistik — leider ist selbe sehr schwer zu schaffen — würde merkwürdige Resultate ergeben. Von einer charakteristischen und dem Umfange nach sehr bedeutenden Veränderung dieser Art innerhalb Österreichs werde ich in meinem zweiten Buche Gelegenheit haben zu sprechen. Die Juden sind ehrlich bestrebt, diese Schranke wegzuräumen, und nicht an ihnen liegt es, wenn und in welchem Maße sie weiter bestehen wird. Und man kann ruhig annehmen, daß sie in absehbarer Zeit verschwindet.

Anders steht es aber mit der Kluft, welche angeblich durch die verschiedene Abstammung bedingt wird, und da möchte ich folgendes sagen: Die Abneigung der Rassen gegeneinander ist ein physisches Moment, ein Rest des Urzustandes, der wohl in seinem häßlichen Charakter nirgends besser studiert werden kann als bei uns in Österreich. Der ganze Kulturfortschritt besteht jedoch darin, diesen Rest zu überwinden. „Mir ist jede Gesellschaft zuwider", sagt Goethe, „die kleiner ist als die Menschheit."

„Die Juden", antwortete ich einem Kollegen im Gemeinderat, „sind schon reif für ihre Emanzipation, — wer für dieselbe noch nicht reif ist, das sind leider Sie, die Christen."

Fehlte demnach auch die soziale Verschmelzung, so rief doch auch schon die bloß äußerliche Existenz der Juden unter den Christen, das Beispiel, das sie gaben, gar manche revolutionäre Änderung hervor. Im Ghetto hatte man nur das eigene Haus gekannt. Aber jetzt okkupierten die in der Stadt wohnenden Juden das alte Café Hollinger auf der Promenade so zahlreich, daß der Cafetier ihnen den ersten Stock einräumte, und da kein Christ die Herren oben aufsuchte, wurden sie von selbst eine „geschlossene Gesellschaft". Bald bekam sie offiziellen Charakter und form-

gerechte Gestalt. Es war die Zeit, da das Vereinswesen — Metternich nannte es die „deutsche Pest" — sich aus Deutschland auch herüber nach Österreich verbreitete. Unsere Juden bei Hollinger gründeten ein „Kasino", verfaßten Statuten, wählten einen Präsidenten. Die Orthodoxen, namentlich die Mitglieder der Millionärfamilien, hielten sich ferne, sie blieben im Ghetto. Dadurch wurden die Kasinoten von selbst zu einer Reformpartei. Nicht in konfessioneller Richtung — an Synagoge und Ritus wagte niemand zu rühren. Man dachte jedoch nach dem Beispiele der Wiener Juden an die Gründung humanitärer Institutionen. Die Anregung hierzu wurde von einer Gruppe „Intellektueller" innerhalb der Preßburger Juden gegeben, die sich dem Kasino angeschlossen hatten. Allen voran Adolf Neustadt, ein Prager. Er gehörte zu den „interessanten Leuten". Nach dem Gymnasium hatte er den journalistischen Beruf ergriffen und war vom Pächter und Herausgeber der „Preßburger Zeitung" und ihrer literarischen Beilage der „Panonia" als Redakteur berufen worden. Ein geistvoller, liebenswürdiger Mann, klug und geschickt, fand er sich sehr bald in Preßburg zurecht.

Ihn unterstützten zwei andere Männer, welche die schon früher erwähnte einzige Mädchenschule des Ghetto errichtet hatten: Ludwig Horowitz und Rafael Basch. Der erstere ein Witzling und ohne Ernst, lebte nur für sich und sein Behagen; da ihn seine Frau darin störte, hatte er sie frühzeitig fortgeschickt; er galt allgemein als Hagestolz. Als Schullehrer war er übrigens nicht ungeschickt. Er starb, nahe an hundert Jahre alt, in Wien. Von ganz anderer und zwar vorzüglicher Art war der zweite. Der merkwürdige Mann hatte noch von Preßburg aus, trotzdem er als Volksschullehrer den ganzen Tag beschäftigt war und in kümmerlichen Verhältnissen lebte, die Energie gehabt, an der Wiener philosophischen Fakultät das Doktorat zu erwerben. In den Märztagen ging er nach Wien und wurde bei der Gründung der „Ostdeutschen Post" der Hauptmitarbeiter Kurandas. Im Auftrage des Blattes ging er dann nach Paris als dessen Korrespondent; seine Berichte hatten sensationellste Wirkung und

machten die Runde durch die ganze deutsche Presse. Als dann im Jahre 1866 die „Ostdeutsche Post" zu erscheinen aufhörte, kehrte Basch nach Wien zurück, redigierte das damals einzige kommerzielle Blatt Wiens, „Wertheimers Geschäftsbericht" und zeigte, wie auch eine solche Zeitung mit Geist und Korrektheit geführt werden kann, ohne die für den Herausgeber wichtigste, die finanzielle Seite hintanzusetzen. Dazu kam, daß er, gerade weil sein Blatt kein politisches war, der Redakteur also für unbefangen gelten konnte, eine eigentümliche, stille, aber sehr bemerkenswerte politische Bedeutung erlangte. Er wurde ein Intimus von Schmerling, der seinen Rat gerne hörte, wenn auch nicht immer befolgte; in fast allen liberalen Ministerien, die damals rasch aufeinander folgten, besaß er Achtung und Einfluß. Speziell befreundet war Basch mit einem meiner alten Schulkollegen und Freunde, dem Sektionschef Baron Erb, dem er zur Zeit, als dieser unter dem Ministerium Hasner Preßleiter war, die wichtigsten freiwilligen, unbezahlten Dienste leistete.

Erb, mit welchem ich vom Schottengymnasium an bis zu seinem Tode in Freundschaft und Verkehr geblieben bin, verdient sicherlich ein Wort der Erinnerung. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Beamter und zwar von jener sozialpolitischen Richtung, deren bekanntester Typus Emil Steinbach ist, sondern auch ein durchaus freisinniger, wohlwollender Mensch. Er hatte zweiundvierzig Jahre lang gedient, ohne, wie er mir versicherte, je auch nur einen Tag Urlaub genommen zu haben, als Badeni, der Statthalter von Galizien, Ministerpräsident wurde. Mit diesem Statthalter war Erb vielfach in Konflikt gekommen und da zog er es vor, aus dem Amte zu scheiden. Von dem Tage seiner Pensionierung an kränkelte Baron Erb, er konnte die Ruhe nicht vertragen und starb.

Unser gemeinsamer Freund Basch war inzwischen als Korrespondent der „Neuen Freien Presse" wieder nach Paris gegangen. Er nahm dort seine alten Verbindungen auf, unter anderem war er ein intimer Hausgenosse von Adolf Thiers, fügte neue hinzu und wurde wieder der geistvolle, geschickte Korrespondent,

bis ihn das Unglück traf, seine Frau zu verlieren. Die darauf folgende seelische Depression sowie die zunehmende Schwäche gestatteten ihm nicht weiter, diesen aufreibenden Dienst zu versehen. Bis vor zwei Jahren war ich mit ihm im brieflichen anregenden Verkehr gestanden, den ich nur aufgegeben, weil ich gehört, daß ihm selbst das Diktieren seiner Briefe Anstrengungen verursachte. Er starb vor nicht langer Zeit, vierundneunzig Jahre alt, im Hause seines Stief- und Adoptivsohnes, des Professors Viktor Basch in Paris, eines angesehenen Mitgliedes der radikalen Partei.

Dem Trifolium im Café Hollinger — Neustadt, Basch und Horowitz — schlossen sich einige der Ärzte an, die sich auch in das Kasino hatten aufnehmen lassen. Diese „Studierten" regten eine größere „Schöpfung" an. In Wien hatten unter allgemeiner Zustimmung einige Damen der jüdischen Gesellschaft, die jüdische Kleinkinderbewahranstalt, die erste Österreichs überhaupt, in der Schiffamtsgasse ins Leben gerufen, und die höchste Dame Österreichs und liebenswürdigste Frau Wiens, Kaiserin Carolina Augusta — ihr Gatte, Kaiser Franz, sagte: „An meiner ersten Gattin hatte ich eine Geliebte, an meiner zweiten eine Kaiserin, erst an meiner dritten eine Frau" — hatte das Protektorat über diese Anstalt übernommen; das machte damals nicht wenig Aufsehen. Unser jüdisches Kasino errichtete nun gleichfalls ein solches Kinderheim, und als dieses sich sofort als eine namentlich für die ärmeren Familien ausgezeichnete Einrichtung bewährte, wurde man kühner. Adolf Neustadt schlug vor, diese Kinderbewahranstalt mit der bestehenden liberalen Primär-Knaben-Hauptschule und der von Basch und Horowitz geführten privaten Mädchenschule, in einem großen Anstaltsgebäude zu einem Gesamtinstitute zu vereinigen. Eine günstige Gelegenheit zur Erwerbung eines geeigneten Gebäudes war gerade gegeben.

Die gräfliche Familie Apponyi, die im Preßburger Komitate begütert war, hatte in Preßburg ein ganz nettes stockhohes Bibliotheksgebäude erbauen lassen und darin ihre für jene

Verhältnisse stattliche Familienbibliothek zur öffentlichen Benutzung aufgestellt. Der Lesesaal war auch gewöhnlich voll besetzt. Das Gebäude war aber reparaturbedürftig geworden, und der Graf Apponyi verlangte, da er für die Bezahlung des Bibliothekars, für Beleuchtung, Beheizung usw. zu sorgen hatte, vom Stadtmagistrate die Herstellung der nötigen Reparaturen aus städtischen Mitteln. Auf dessen Weigerung drohte er mit der Wegführung der Bibliothek; und da der Magistrat gegen diese Drohung gleichgültig blieb, führte er sie aus und stellte das Gebäude zum Verkauf. Es war also nur das Geld zu schaffen. Man wandte sich an den schon erwähnten aus dem ehemaligen Ghetto Preßburgs stammenden Bankier Hermann Todesco in Wien. Dieser, welcher die Nobilitierung ersehnte, griff sofort nach der Gelegenheit, sich eine solche zu verdienen. Er erwarb das Gebäude, erweiterte es und vereinigte die drei Schulen zu der noch heute bestehenden sogenannten Todescoschen Anstalt.

Diese Errichtung eines großen jüdischen Erziehungshauses mitten in der Christenstadt war sicherlich ein starkes, weithin sichtbares Zeichen der neuen Zeit.

Weniger drastisch, aber dennoch deutlich sichtbar waren andere Veränderungen im sozialen Leben der Juden.

Einzelne abonnierten die von den Orthodoxen bestgehaßte Philippsohnsche „Allgemeine Zeitung des Judentums", andere die „Preßburger Zeitung". Man trat nicht nur den Landtagsverhandlungen näher, sondern las auch im Kasino die „Augsburger Allgemeine Zeitung", erfuhr alles, was im Auslande geschah; man hört vom polnischen Aufstande im Jahre 1846 und der darauf erfolgenden Einverleibung des Freistaates Krakau; von der Gärung in der Lombardei. Die Auffassung politischer Dinge wurde freier und weiter. Kein Kreis aber gewann geistig mehr als die kleine Zahl jüdischer Studenten, die wir schon im dritten Kapitel genannt haben. Erst außerhalb des Ghetto fiel die Decke, die unsichtbar auf ihnen gelastet hatte; die Besseren unter ihnen gewannen Frische und geistige Produktivität.

Diese Studenten waren übrigens auch die ersten, die den

Christen nicht nur räumlich, sondern auch sozial näher traten. Sie fanden — was vor der Öffnung des Ghetto undenkbar gewesen — Lektionen in manchen besseren Christenfamilien, was auf ihre Haltung, ihr Wesen, ihre Erscheinung einen sichtbaren Einfluß ausübte.

Aber nicht nur die Studenten, sondern alle Juden, die noch nicht zu alt und zu jeder Umbildung unfähig waren, gewannen ein anderes Verhältnis zur Stadt. Wir begannen uns für die städtischen Verhältnisse zu interessieren. Jetzt erst sahen wir in die uns bisher fremde Stadt hinein, und es ist mir vieles aus jener Zeit im Gedächtnis geblieben. Ich habe früher darauf hingewiesen, wie aus den Urkunden der agrarische Charakter der Stadt noch im sechzehnten Jahrhundert deutlich erkennbar ist, aber noch zu meiner Zeit war ihre Entstehung aus den ursprünglich dörflichen Ansiedlungen rings um das römische Kastell, das spätere königliche Schloß, die heutige Schloßruine deutlich erkennbar. Außerhalb des kleinen inneren Kernes gehörten zu den Häusern grundbücherlich noch vielfach die Weingärten im Gebirge und Felder in der Umgebung. Preßburg kannte damals nur kleine Handwerker und besaß nur ein einziges größeres Etablissement, eine Golddrahtzieherei, die Liebhaberei und Spezialität ihres Besitzers, die mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der Stadt in keinem weiteren Zusammenhang stand. Es war eine richtige Kleinstadt. Von den wenigen Passanten in den Straßen geht jeder langsam, keiner hat Eile, denn hier ist einander „alles vis-à-vis". Ein Fiaker ist eine Sensation, eine Landpartie zum „Eisenbründl", nicht mehr als eine Gehstunde, ein Ereignis; die Hunde auf der Gasse scheinen sich zu langweilen und werden mit uns Kindern nur an einem Tage, dem Geburtstage des Kaisers, lebendig. Die Garnison auf der einen, das Bürgermilitär auf der anderen Seite halten Parade, Musik, Volkshymne, Salven usw. Wir Kinder bewundern eigentlich nur die von uns so gut gekannten Schneider und Schuster, Tischler und Schlosser, die mit großer Gravität und krummen Beinen einhermarschieren und sich aufstellen. Sie sind in drei Kompanien

formiert: jene der inneren Stadt bestand aus „Scharfschützen". Die zweite, aus den Bürgern der Palffyschen Grundherrschaft gebildet, trug Linienuniform mit Czako; die merkwürdigste war die dritte: sie bestand nur aus Protestanten, hatte eine graue, husarenähnliche Uniform und Ausrüstung mit Karabiner. Also eine strenge Scheidung zwischen Katholiken und Evangelischen; davon werde ich später zu sprechen haben.

Nicht zu verkennen war auch die Wirkung der Befreiung aus dem Ghetto auf das Leben der Familien.

Erst jetzt fing man an spazierenzugehen, wagten sich Juden und Jüdinnen auf die kleine Promenade im schönen englischen Aupark der Stadt, auf die Spaziergänge des Mittelgebirges in der Umgebung. Erst jetzt schickte man die Kinder in die Militärschwimmschule, hielt man den Theaterbesuch für keine Sünde mehr.

Im Ghetto war man allgemein mit den beiden Volksschulen zufrieden gewesen; selbst die besseren Familien hatten sich, um den Schulunterricht zu unterstützen, mit einigen häuslichen Nachhilfestunden in der Woche, die ein Student gab, begnügt. Jetzt wurde es Sitte, für die Knaben einen Hofmeister ins Haus zu nehmen. Diese ständige Anwesenheit eines, wenn auch noch so jungen, doch immerhin gebildeten Menschen bewirkte schon eine gewisse Änderung in der Haltung der Eltern selbst. Natürlich traten diese Wandlungen vorerst bei den besseren Familien ein. Ich kann wohl sagen, nirgends früher als in der unseren.

Ich habe schon vorübergehend von Vater und Mutter, doch noch nicht von der Familie als solcher gesprochen. Aber jetzt, am Schlusse meiner Schilderung des Ghetto, wo ich meinen eigenen Lebenslauf zu erzählen beginne, scheint es mir nicht unangebracht, ein knappes Bild des engsten Kreises, dem ich entsprossen bin, zu zeichnen.

Haus und Geschäft meines Vaters waren, wie bei fast allen Ghettoleuten, aus kleinen Anfängen hervorgewachsen. Mittelpunkt beider war meine Mutter, sie war Kopf und Herz des Hauses, die motorische Kraft des geschäftlichen Betriebes, der

Glanz beider nach außen. Sie war eine geradezu riesige Geschäftsfrau, hatte als solche den besten Ruf nicht nur im Kreise der Kundschaft, sondern auch der ganzen Fabrikanten von Modewaren; denn auch diese Hälfte des Einkaufes hatte sie nach und nach völlig übernommen, weil ihr in Geschmackssachen nicht leicht jemand genügte. Ich war schon selbst ein Greis, als ich mit einem noch viel älteren Manne, fast neunzigjährig — Eduard v. Portheim, dem letzten von den Gründern der ehemaligen Porgesschen Druckfabrik — zusammentraf; seine erste Frage galt meiner Mutter. „Ja", sagte er, „das war eine Frau, wie ich weiter keine gekannt habe." Und ich begreife seine Worte. Sie machte nicht nur durch ihren Geschäftsgeist, sondern überhaupt den Eindruck einer Frau von Bedeutung schon durch ihre äußere Erscheinung.

Auf einer wohlgegliederten, elastischen Figur saß ein fein profilierter Kopf, der von hellen, scharfen, energischen Augen gleichsam überstrahlt wurde. Durchaus klug und von scharfem Verstande, rasch im Überlegen, energisch im Ausführen, immer das Ziel vor Augen, führte sie, fest ohne Härte, gut ohne Schwäche, Geschäft und Haus in einer Weise, daß beide zusammen den Eindruck eines gut und sicher kommandierten Schiffes machten. Zeitweilig kam es wohl zu Explosionen, aber sie verletzte auch damit nicht, denn sie waren immer nur die Folge eines unbesiegbaren Rechtsgefühles, eines starken warmen Sinnes für Recht und Gerechtigkeit. Ein Unrecht konnte sie nicht ertragen, gleichviel ob es an ihr oder an anderen verübt werden sollte. Aus diesem Rechtsgefühl im höchsten Sinne entsprang auch die Wärme ihres Herzens, ihr Wohltätigkeitssinn. Sie sah es für ein Unrecht an, daß Menschen unverdient leiden. „Man muß nicht allein satt sein wollen", pflegte sie zu sagen.

Dabei war sie auch im höheren Sinne bildungsfähig. Das zeigte sich gerade in der Zeit ihres Alters, nachdem sie sich im fünfzigsten Lebensjahre vom Geschäfte zurückgezogen hatte. Von da an las sie mit Eifer ihre Zeitung, nahm an allen politischen Ereignissen regen Anteil und hatte ohne politische Kenntnis ein treffendes, der richtigen Empfindung entstammendes Urteil. Si

war nicht ohne aufrichtiges religiöses Gefühl, aber wenig empfänglich für die Wichtigkeit der vielen rituellen Vorschriften und sie lächelte nicht selten zu der hierin viel genaueren Haltung ihres Gatten. Sie tat für die Menschen, was sie konnte, und das genügte ihr.

Den Vater habe ich als Geschäftsmann im zweiten Kapitel geschildert. Als Mensch war er von meiner Mutter in einem viel höheren Maße als die natürliche Differenz zwischen Mann und Weib bedingt, verschieden. Seiner Frau war er mit aller Wärme, über die er überhaupt verfügte, zugetan; er verehrte sie und stellte sie über alles, aber sonst war er kühl. Er war immer ruhig und gemessen — ich glaube nicht, daß ich ihn je zornig gesehen oder laut lachen gehört habe — und immer von einer gewissen natürlichen Würde. Er genoß nicht nur bei seinen Geschäftsfreunden, sondern allgemein wohlverdiente Achtung, denn sicherlich gehörte er nicht nur zu den Besten, sondern auch Verständigsten der Preßburger Judenschaft. Namentlich hatte er in öffentlichen Dingen ein zutreffendes Urteil. Das zeigte sich im Jahre 1848. Ich erinnere mich sehr lebhaft eines Gespräches mit ihm aus diesem Jahre. Ungarn hatte die Selbständigkeit erreicht, in der Lombardei und Venetien war die Revolution ausgebrochen, man träumte von der Bildung des einigen Italiens. Radetzky war vorläufig vertrieben, Erzherzog Johann als Reichsverweser nach Frankfurt gegangen. Wir Studenten waren mit der Umänderung der Weltkarte fertig: „Ungarn, Italien selbständig, Polen wird neu errichtet, die deutsch-österreichischen Provinzen kommen zu Deutschland; wer braucht noch Österreich, wer ein künstliches Mitteleuropa?" so dozierte ich meinem Vater. Er darauf: „Österreich wird länger leben, als ihr Studenten plauscht, ein solcher Staat wird nicht durch ein ‚Gelaf' (Tumult) über den Haufen geworfen."

Er stand uns Kindern durch sein kühles Wesen viel ferner als die Mutter, aber als rationell denkender Mensch beschäftigte er sich mit uns, fragte nach unseren Fortschritten in der Schule, brachte uns, wenn er Befriedigendes erfuhr, aus Wien Bücher

zum „Lesen" mit, ging sogar zuweilen — was im Ghetto immer Verwunderung erregte — mit uns spazieren.

Für gute Erziehung hatte er nämlich ein vortreffliches Verständnis. Zum Hofmeister wählte er den besten jungen Mann, der zu haben war.

„Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Und Lust zu fabulieren."

Schon während der letzten, der vierten Volksschulklasse, hatte ein ehrgeiziger Hofmeister meine Eltern vermocht, mich zum „Studieren" zu bestimmen, und um nur ja keine Zeit zu versäumen, da doch die Sache gar so eilte, mußte ich nach den acht Schulstunden und dem Fertigstellen der Hausaufgaben, in der knappen Zeit zwischen dem Nachtmahl und dem Bette, schon halb taumelnd die lateinischen Vokabeln der ersten Gymnasialklasse büffeln, um nach der Volksschule sofort in die zweite Klasse der Akademie — so hieß die Lateinschule des Benediktinerstiftes — einzutreten. Glücklicherweise stellten die Professoren an die Schüler ebenso geringe Ansprüche, wie sie das Stift an sie selbst bei ihrer Ernennung gemacht hatte.

Aber gleichwohl muß ich, wenn ich an diese Mönche denke, die Erfahrung aussprechen, die ich später bei anderen, den Benediktinern des Wiener Schottengymnasiums, bestätigt gefunden habe! Die Mönche der oben erwähnten Akademie in Preßburg — ihre Kollegen in den Erbländern dürften im allgemeinen höher gestanden sein — waren zwar kindlich unwissend; aber *eines* haben diese Schwarzröcke ungleich besser verstanden als die heutigen mit Wissen vollgepfropften Gymnasiallehrer: sie waren Pädagogen, sie interessierten sich für die Jungen, sie verstanden, sie zu erziehen. Die ersteren wollen häufig Universitätsprofessoren spielen und Vorlesungen halten, sich sonst aber um die Knaben nicht kümmern, und darum werden sie von diesen nicht als ihre Freunde angesehen. Die Geistlichen übten strenge Gerechtigkeit — gegen alle — und speziell gegen uns Juden. Bei ihnen galt

tatsächlich nur Fleiß, Fähigkeit, Führung. Die geringste Äußerung einer Judenhetze wurde strenge bestraft. Diese Schule wurde für uns Judenknaben geradezu eine anmutende Oase in der sozialen Wüste, die uns umgab. Was mich aus diesem katholischen Gymnasium vertrieb und im vierten Jahre es mit dem evangelischen Lyzeum vertauschen ließ, war vor allem der Bauerncharakter der Schule. Die Schüler waren zumeist ungarische Bauernknaben aus Dörfern der Insel Schütt und der anderen Umgebung. Die wohlhabenden ungarischen Bauern pflegten damals, da die Dorfschulen gar zu schlecht waren, ihre Jungen einige Gymnasialklassen machen zu lassen. Sodann aber vertrieb mich die schon damals üppig blühende gewaltsame Magyarisierung und Zurücksetzung alles Deutschen in dieser Schule. Die Professoren waren sämtlich Stockungarn. Daß schon im ersten Jahre die ungarische Sprache obligatorischer Unterrichtsgegenstand war und es in den anderen Klassen blieb, konnte man nur natürlich finden; aber schon im dritten Jahre war Ungarisch die Vortragssprache, die der Professor nur durch eine sehr knappe und ungenügende deutsche Übersetzung ergänzte, und im vierten Jahre blieb auch diese weg. Das „Lyzeum" hatte zu jener Zeit, 1845, noch zumeist deutsche Professoren mit deutscher Bildung, die in der Regel ein oder zwei Jahre an einer deutschen Universität zugebracht hatten. Unter ihnen war sogar ein Mann von wirklicher Bedeutung: Gottfried Schröer, mit seinem Schriftstellernamen Christian Oser, der Verfasser einer in zahlreichen Auflagen über ganz Deutschland verbreiteten Weltgeschichte für Töchterschulen und einer nicht viel weniger verbreiteten Ästhetik „Weihgeschenke", beide tatsächlich sehr gute Bücher! In dem Manne lebte der wahre Geist der klassischen Weimarer Zeit, er war vollgesogen von den Schöpfungen der deutschen Literatur, ein begeisterter Anhänger des hellenischen wie des klassischen Altertums überhaupt und dabei ein politischer Protestant, noch lebend in den Traditionen des Kampfes der ungarischen Protestanten gegen die katholischen Habsburger des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Seine Bücher haben natürlich in

Österreich das Imprimatur nie erhalten, er hatte auch gar nicht gewagt ein solches zu suchen, und sich hierdurch selbst als einen gefährlichen Mann zu denunzieren! Sie erschienen in Leipzig. Unter ihnen eine merkwürdige Dramatisierung des Aufstandes unter Emerich Tököly, in welcher der ganze wilde Kampf jener Zeit sprudelt und zur lebhaftesten Anschauung gebracht wird. Dieser protestantische Geist der Abneigung gegen die Katholiken lebte übrigens damals nicht nur voll in dem Lyzeum, sondern in der ganzen evangelischen Bevölkerung Preßburgs. Sie wohnte fast ausschließlich in einer eigenen Vorstadt — merkwürdigerweise hieß sie die „Nonnenbahn". In der Gegenreformation hatten die Jesuiten den Protestanten ihre Kirche am Hauptplatz weggenommen, der Magistrat sie drangsaliert; sie zogen sich darum fast sämtlich in diese Vorstadt zurück, wo sie eine neue Kirche und ringsherum Pfarrhof, Schulgebäude und Lyzeum erbauten. Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten waren außerordentlich selten; gewisse Erwerbszweige, wie z. B. die des Eisenhandels, waren protestantisch geblieben, weil jeder von diesen protestantischen Eisenhändlern sich bei seiner Etablierung durch einen schriftlichen Revers verpflichten mußte, keinen katholischen Lehrling aufzunehmen. Die Abneigung war aber gegenseitig, von seiten der Katholiken wurden die Protestanten mit einem entschiedenen Mißtrauen betrachtet. Ich kenne hiervon ein charakteristisches Beispiel: Nach der Revolution des Jahres 1848 hatte die Regierung die Mitglieder des Magistrats ernannt; unter den Ernannten war als so ziemlich der anständigste Vertreter der Juden mein Vater. Als es sich 1856 um die Besetzung des Lehramts der Mathematik an der städtischen Realschule handelte, agitierte der Bürgermeister bei meinem Vater für die Ernennung eines Juden Winternitz, denn der andere noch in Betracht kommende Mitbewerber war ein Protestant. Da sagte der Bürgermeister: „Wir haben schon einen Protestanten an der Schule!" Am Lyzeum befand sich neben Schröer noch ein Professor seiner Richtung, Paul Lichtner, wenn er auch von ungleich geringerer Bedeutung war. Überhaupt war das ganze

Lyzeum von einer ganz anderen geistigen Distinktion als das Mönchstift. Auch das Schülermaterial war wesentlich besser. Es studierten darin die Söhne des protestantischen Adels bis gegen Eperies und Kaschau. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen zweier liebenswürdiger freundlicher Jungen, der Barone Jeszenak, deren Vater 1849 ungarischer Revolutionskommissär für das Preßburger Komitat war und nach Besiegung der Revolution kriegsgerichtlich am selben Tage mit dem Pastor der evangelischen Gemeinde namens Razga gehängt wurde.

Die im Lyzeum verbrachte Zeit ist mir in angenehmer Erinnerung geblieben.

Speziell den Sinn für klassische Literatur, für geistigen Gehalt und Schönheit der Form verdanke ich den damaligen Anregungen. Ich habe noch lange Jahre die Gewohnheit bewahrt, jeden Tag vor Tische eine Stunde etwas Klassisches: Homer, Shakespeare, Goethe, Schiller, Dante zu lesen — diese Stunde bot mir geistige Erfrischung. Hinter diesen alten deutschen Professoren des Lyzeums drängten aber schon die jüngeren ungarischen nach, tollten schon die ungarischen Studenten, die einen neuen Physikprofessor Fuchs vom deutschen Gymnasium in Kaschau auspfiffen, weil er sich bedungen hatte, ein Jahr lang noch deutsch vortragen zu dürfen.

Für mich rückte die Entscheidung näher; ich hatte die fünfte Klasse des Lyzeums absolviert und sollte in die sechste eintreten. Mein Hofmeister hatte die acht Klassen des Lyzeums hinter sich, mußte sich für einen Beruf entscheiden und sollte darum auf die Universität nach Wien. Er wollte mich mithaben. Ihm waren die beiden Berufe, zwischen welchen er zu wählen hatte, der des Predigers oder der des Arztes, in gleicher Weise antipathisch, und er beredete meine Eltern, auch für mich von ihnen abzusehen. Speziell gegen das medizinische Studium gab es damals, wenn auch nur vorübergehend, unter den jüdischen Studenten eine Strömung. Kurz vorher nämlich hatte Professor Rosas, maßgebender Kliniker für Augenheilkunde an der Wiener medizinischen Fakultät, sich in der medizinischen Zeitung gegen den Andrang

der Juden zum ärztlichen Stande sehr entschieden ausgesprochen. Der Vorfall erregte, zum charakteristischen Unterschied gegen heute, in der Intelligenz ganz allgemeine Mißbilligung; speziell unter der jüdischen im doppelten Maße. In Preßburg empfanden die Juden eine große Genugtuung darüber, daß es dem schon erwähnten Adolf Neustadt gelang, den Preßburger Zensor zu täuschen und sein Imprimatur für ein satirisches Feuilleton zu erhalten, in welchem ein türkischer Professor sich mit ganz gleichen Worten gegen die Zulassung christlicher Studenten an die medizinische Schule in Konstantinopel verwahrte.

Dieser Zensor war eine bekannte Preßburger Stadtfigur; er war ein berühmter Slawist mit Schafarzik und Jungmann, Mithelfer an der slawischen Philologie; aber dieser Verdienste ungeachtet, hätte ihn der Vorfall bald seine Stellung gekostet, denn diese Satire, die von vielen Blättern Ungarns nachgedruckt ward, wurde Stadtgespräch.

Eine Folge dieser Episode war, daß mein Hofmeister meinen Eltern vorschlug, mich an das Wiener Polytechnikum gehen und Ingenieur werden zu lassen. Bei der Nordbahn hatten Juden schon Anstellungen gefunden. Vor allem stach der Name Sychrowky's, des leitenden Generalsekretärs, allen ins Auge. Ich hatte zwar nicht das geringste Zeichentalent, Mathematik war in der Schule meine schwache Seite gewesen, aber man ging über diese Bedenken hinweg — man kann alles, was man will, hieß es damals immer zu den Kindern. Anfangs Oktober 1847 nahm mich mein Vater mit auf die Reise nach der Residenz.

Hier begannen meine eigentlichen Studentenjahre.

Zweites Buch.

„Was rennt das Volk und ſchreit?
Es will ſich ernähren, Kinder zeugen,
Und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke Dir, Reiſender, das und tue
Zu Hauſe das gleiche.
Weiter bringt es kein Menſch,
Stell er ſich auch, wie er will."

(Goethe, Venedig.)

Erstes Kapitel.

Die Wiener Juden im Vormärz, die ökonomische Entstehung der Wiener Judenschaft, 1682—1848.

Ich war also in Wien! Hierher gelangt war ich mit meinem Vater stromaufwärts mit dem Dampfschiffe. Reisedauer sechs Stunden. Bei dichtem Nebel, der zuweilen das Schiff zum Stehen zwang, konnte die Fahrt auch 10—12 Stunden dauern. Immerhin bequemer, als mit der Landkutsche, die normal mindestens zehn Stunden brauchte. Auf der Landungsbrücke ein Korporal und drei Mann Polizeisoldaten, oder wie man sie in Wien spöttisch nannte: „Zaruck". Sie erhielten diesen Spottnamen, weil sie in ihrem böhmischen Idiom mit diesem Ausruf das Publikum zurückdrängten. Hier bemerkte ich schon etwas Absonderliches: Mit dem Paß drückte mein Vater, sowie jeder der mitfahrenden Kaufleute dem Korporal, der ihn abnahm und dafür den Passierschein hergab, einen Silberzwanziger, d. i. 70 Heller, still in die Hand.

Dieser Silberzwanziger war ein Talisman. Der Paß kam im „Judenamt", von dem noch die Rede sein wird, nicht auf den großen Haufen, sondern in ein separates Fach, und die Spender des Silberzwanzigers waren davon befreit, wie es die Polizeivorschrift den fremden Juden gebot, sich die Aufenthaltskarte, und wiederum Paß und Passierschein zur Abfahrt, in eigener Person zu lösen; bei dem ungeheuren Andrange in diesem Amt nahm das jedesmal einige Stunden in Anspruch.

Für diese Begünstigten übernahm eine Anzahl von Agenten, die mit dem Polizeibeamten in Verkehr standen, die gesamte Manipulation gleichsam en gros, indem sie in den jüdischen

Traiterien, in den Geschäfts- und Kaffeehäusern usw. die Aufenthaltskarten der Fremden sammelten und in gleicher Weise für deren Abreise Linien-Passierscheine und Paß-Vidierung besorgten. Taxe: Ein zweiter Silberzwanziger.

Agenten, Polizeisoldaten und — offenbar — die manipulierenden Polizeibeamten teilten sich darein. Wir Studenten genossen im „Judenamt" das Vorrecht, im zweiten Zimmer vom Amtschef Wiesenberger selbst examiniert und erledigt zu werden.

Ich trieb mich in den ersten Tagen, während mein Vater seinen Geschäften nachging, im Geschäftsviertel, d. h. in den Gassen zwischen Wipplingerstraße — Hoher Markt — Salzgries herum. Dieser Stadtteil war kein geschlossenes Ghetto, aber seinem Charakter nach eine Judenstadt. Ich fühlte mich hier lebhaft an die rastlose Tätigkeit der Menschen in der Preßburger Judengasse erinnert. Am „Ruprechtsplatz", ein Teil der heutigen Judengasse begrüßt mich ein Mann, der früher in unserem Preßburger Geschäfte Kommis gewesen; er hieß Leopold Pollitzer. Ich frage ihn, was er treibe? Er meint: „Ich ernähr' mich und handle." — „Wo hast du dein Geschäft?" Er lacht und führt mich auf die Fischerstiege in einen großen Laden, an dessen Wänden ringsum versperrbare Stellagen stehen. In einer hat mein Mann ein kleines Häuflein Ware untergebracht; dorthin schleppt er von der Gasse weg die Kunden, denen er verkauft. Ich sage zu ihm: „Mit diesem bißchen Ware kannst du dich doch nicht fortbringen?" „Natürlich nicht, mein Lager habe ich ja in meinem Zimmer, aus welchem ich immer wieder frisches hole."

Er führt mich in dieses Zimmer, wo ich schon etwas mehr, aber keineswegs viel Ware vorfinde. Er erklärt mir, daß er nicht die Mittel zu einem großen Warenlager habe, daß er fast jeden Tag in den ersten Morgenstunden in die Vorstadt fahre und von neuem einkaufe. Ich erfahre, daß es solcher „Platzsteher" — das war die technische Bezeichnung — in diesem Winkel sehr viele gäbe, sie könnten sich erst dann, wenn sie genügend erworben hätten, einen Laden mieten und unter „Schutz" stellen. Letzterer namentlich koste mindestens 500 fl. jähr-

lich. Ich lasse mir diesen „Schutz" erklären, schüttle den Kopf und meinte: „Wenn du also nicht unter „Schutz" stehst, wird dich die Polizei abschieben?" Er erwidert mir lachend: „Neben jedem Tor ist ein Türl." Es ist inzwischen Abend geworden und er lädt mich zu einem Spaziergange ein.

Wir gehen zur Mariahilferlinie hinaus und an der Straße neben dem Linienwall zur sogenannten kleinen Linie am Ende der Gumpendorferstraße wieder hinein. Am Tore gibt er dem Polizeisoldaten seinen Paß, natürlich mit dem obligaten Silberzwanziger, erhält ohne Anstand seinen Passierschein, mit dem er wieder, wie allwöchentlich, seine Aufenthaltskarte auf drei Tage und gegen die Taxe von einem Gulden die Verlängerung auf acht weitere Tage erhält.

„Siehst du," sagt er, „so machen es alle, die nicht genug Geld verdienen, um den ‚Schutz' zu bezahlen, ‚Platzsteher' und andere kleine Geschäftsleute, Hausierer, Lehrer usw."

Während ich des andern Tages durch die Salvatorgasse flaniere, grüßt mich aus dem Eingang eines Ladens ein junger Mann, dessen ich mich gleichfalls als Kommis in einem Preßburger Tuchgeschäft erinnere. Er hieß Lichtenstern; über seinem Laden hängt eine Tafel „V. S. Morawetz". Ich trete ein, frage den Inhaber: „Wer ist Morawetz? Warum dieser Name und nicht Lichtenstern?" Der Mann ist redselig, sagt mir: „Morawetz sei ein Kommißtuchfabrikant aus Iglau, gebe ihm aber als Trieschер Landsmann um das halbe Geld ‚Schutz'; von dem Erzeugnisse dieses k. k. landesprivilegierten Fabrikanten war in dem Laden kein Stück zu sehen, der Ladenbesitzer machte sein Geschäft nur mit den Schneidern und diese könnten, sagte er, natürlich nichts anderes als Brünner Mode, Strich, feine Reichenberger Tuche verwenden." Als ich ihm naiver Weise über diese offenbare Täuschung mein Bedenken äußerte, meinte er lachend: „Da fragt keine Katz danach, das Schild deckt alles!"

Am nächsten Tage stellte ich mich meinem Onkel Karl Mayer vor, einem der bravsten Menschen, die mir je vorgekommen. Auf der Tafel seines kleinen Ladens in der Seiten-

stettergasse wieder ein Rätsel: nicht sein Name, sondern „Karl Schlesinger". An der Seitentüre ein kleines Täfelchen: „Kommissionsniederlage von Karl Mayer aus Preßburg". Der Kommis löst das Rätsel. Das Schutzgeld an Karl Schlesinger betrug jährlich 600 fl.

Im Gespräch erhalte ich auch Aufklärung über eine Tatsache, welche mir bei der Revue der Firmentafeln innerhalb dieses Stadtteils, seiner Gassen und Gäßchen, Höfe und Winkel aufgefallen war. Ich finde, daß einzelne Firmen wiederholt und zwar als Besitzer verschiedenartiger Geschäfte vorkommen.

„Ja," meint mein Onkel, „das sind eben k. k. privilegierte Großhändler, die das Recht haben, so viele Handlungen zu betreiben, als sie wollen und die sich darum aus dem „Schutzerteilen" an die Juden ein Geschäft machen, welches mitunter sehr viel trägt. Kommt ein solcher „Schützling" zu einem größeren Umsatz, so wird auch das „Schutzgeld" gesteigert. Aus dem teuren „Schutz" treten und einen billigeren „Schutzherrn" suchen, ist gefährlich; die Polizei kann hierdurch entweder von selbst oder durch eine Denunziation aufmerksam werden."

Bald darauf kommt auch meine Mutter nach Wien, um Modeware einzukaufen. Ich begleite sie auf ihren Gängen und wir passieren eine Reihe von Geschäften: Wilhelm Politzer am Ruprechtsplatz, L. Kolisch in der Krebsgasse, S. Trebitsch, Mandeles am alten Fleischmarkt usw. Jeder von ihnen ist nach der Firmentafel „Fabrikant", in Wirklichkeit sind sie aber alle Händler; das minime Werk, welches sie in der Vorstadt aufgerichtet, dient nur als Deckung für ihren Handel.

Nach der Abreise meiner Mutter führt mich mein Vater in die Familie „Spitzberger"; kein großes, aber ein sehr freundliches Haus, dessen Mitglieder sämtlich gute Manieren haben. Man nimmt uns gut auf; über der Tür wieder eine seltsame Aufschrift: „Türkischer Großhändler". Spitzberger ist doch kein Türke? Mein Vater erklärt mir den Sachverhalt: „Taufen lassen hat er sich nicht wollen, so ist er türkischer Untertan geworden; als solcher kann er in Wien auch ohne ‚Toleranz'

wohnen und handeln, so viel er will, die Polizei kann ihm nichts anhaben."

Inzwischen hatte mein Vater für mich bei einem seiner Preßburger Landsleute, einem Herrn Pappenheim, passende Unterkunft gefunden, mit dessen Sohn sollte ich das Zimmer teilen. Dieser Hausvater — er wurde später der Schwiegervater Adolf Sonnenthals — war ein Kaufmann, im Besitze eines flotten Modewarengeschäftes, über dessen Türe das Schild die Firma „Josef Löwy & A. Pappenheim" trug. Der Herr Josef Löwy war nie zu sehen und als ich ihn später kennen lernte, fand ich in ihm einen Sensalen von etwas dunklem Charakter und zweifelhaftem Aussehen. Das sonderbare Verhältnis zwischen den beiden Gesellschaftern wurde mir bald klar. Löwy stand in stillem Dienst der Polizei, hatte schließlich für die ihr geleisteten Dienste die „Toleranz" erhalten und war der Schutzherr Pappenheims, den er mit der Protokollierung als Firmenträger des Geschäftes deckte, ohne daß ihm das geringste Recht darauf zustand.

Eine eigentümliche Erfahrung machte ich mit den Schwiegereltern dieses A. Pappenheim, einem urjüdischen Ehepaar Mandl. Es war das jüdische Neujahrsfest; der Großpapa nimmt den Enkel mit in den Tempel. Nachmittag vertraut mir letzterer an, sein Großpapa sei getauft, seine Frau aber nicht. Er sei Börsianer und habe sich taufen lassen müssen, weil er sonst ausgewiesen worden wäre.

Diese mir damals ganz unerklärliche Tatsache einer Mischehe, von deren Möglichkeit wir ja in Preßburg keine Ahnung haben konnten, wiederholt sich mir am nächsten Tage zum zweitenmal. Ich begleite meinen Vater auf den Kohlmarkt zu einem Graveur Singer, bei dem er eine Bestellung zu machen hat. Auf dem Rückwege erwähnte der Vater durch eine zufällige Wendung des Gesprächs, Singer sei getauft, um sein Gewerbe ausüben zu können, die Frau sei aber nicht nur Jüdin, sondern fromm geblieben.

Alle diese Dinge waren mir neu. Ich dachte aber damals

nicht über ihre Bedeutung nach, denn mein eigenes Sein lag mir viel näher. Die Hausleute, bei denen wir einquartiert waren, zeigten sich als freundliche Menschen; das Zimmer, in welchem ich und der kleine Pappenheim einquartiert waren, gehörte nicht mehr zu seiner väterlichen Wohnung, sondern zu der des Nachbars.

Schon in der zweiten Nacht werden wir alle um drei Uhr früh durch energisches Klopfen gestört. „Wer da?" — „Aufmachen", heißt es, „die Polizeivisitation". Ich suche und finde endlich beim Schein der Polizeilaterne meine Aufenthaltskarte als „Student". „Gut, Sie können schlafen gehen." Ich tue dies nicht so rasch, um nicht zu sehen, daß unser Mietsherr sich als Geschäftsdiener bei E. Steiner, seine Frau als Köchin in demselben Hause ausweist. Diesmal besteht der Talisman in einer Fünfernote. Alles in Ordnung und es wird wieder Ruhe.

Ich erzähle hier einige wenige von den vielen neuen Erfahrungen, die ich damals machte und die mich verwirrten. Buchstäblich konnte ich sagen, „Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum". Doch gewöhnte ich mich nicht nur an diese Atmosphäre, sondern interessierte mich auch für alle diese Erscheinungen. Ich begnügte mich nicht mit der Kenntnis dieser Zustände, sondern ging auch ihrem Ursprunge nach, und das Interesse für diese Materie hat mich nie verlassen.

Nahezu sechzig Jahre nach meiner Ankunft in Wien hatte ich Veranlassung, in einem Vortrage „Die ökonomische Entstehung der Wiener Judenschaft" alles zusammenzufassen, was mir von den Verhältnissen der Juden in jener Zeit in treuer Erinnerung geblieben war und alles anzuführen, was ich aus der Vergangenheit zur Erklärung der Gegenwart eruiert hatte.

Ich könnte auch heute nicht mehr und nichts Besseres sagen, als diese Studie enthält.

Ich hatte mir in den Ausführungen des Vortrages die Aufgabe gestellt, mit der Objektivität des Historikers zu untersuchen, ob und inwieweit die kommerzielle Tätigkeit der Juden

in Wien dieser unserer Reichshauptstadt förderlich oder schädlich gewesen ist.

Zu diesem Zwecke bin ich bis zum Ursprunge der heutigen Wiener Judenschaft zurückgegangen und ihrer Entwicklung bis zum Jahre 1848 gefolgt.

Ich lasse nun den Teil meines Vortrages folgen:

Wenn der Leser sich an die, aus den ersten Tagen meines Wiener Aufenthaltes erzählten Episoden zurückerinnert, so wird er erkennen, daß das nun zu erzählende Gesamtbild kein am Schreibtisch entstandenes, sondern in seinem allergrößten Teil Erlebtes ist.

„Die heutige Wiener Judenschaft steht geschichtlich ohne Zusammenhang mit der Geschichte der Juden im mittelalterlichen Wien. Das heutige Judentum Wiens ist nicht viel älter, als ungefähr ein Jahrhundert. Ein scharfer durchgreifender Riß trennt nämlich das gegenwärtige, jüdische Gemeinwesen unserer Stadt von jenem des Mittelalters.

Anno 1670 unter Leopold I. ist das letzte von den Juden in Wien bewohnte Ghetto, jenes in der Leopoldstadt, das ihnen nicht lange vorher, 1626, um sie aus der inneren Stadt zu entfernen, eingeräumt worden war, aufgehoben, sind die sämtlichen Häuser dieser Judenstadt um 110 000 Gulden von dem Rate verkauft, und die Juden selbst, 4000 an Zahl, ausgewiesen worden. Vollständig tabula rasa, ganz reiner Tisch wurde damals gemacht. Kein jüdisches Haus oder Geschäft war in Wien verblieben; grundsätzlich wurde den Juden jeder Aufenthalt in Wien untersagt — von einer „Judenschaft" in dieser Stadt konnte keine Rede mehr sein. Und dieser Zustand war nicht vorübergehend. Er hielt gut ein halbes Jahrhundert an. Denn die einzelnen reichen Wiener Juden, von denen wir aus dieser Zeit lesen: die Oppenheimer, Wertheimer, Meyer-Herschel, sind durchaus nur einzelne Hofjuden, Armeelieferanten und Regierungsbankiers, denen durch vereinzelte Willkürakte kaiserlicher Gnade zum Zwecke und Dienste des Staates das spezielle Aufenthaltsprivilegium gewährt wurde. Dieses Privilegium wurde immer nur für

einige Jahre gegeben, mußte nach Ablauf immer wieder durch große Summen neu erkauft werden. Diese Privilegierten selbst waren, trotz ihrer Verbindung mit dem Hofe, gehalten, allwöchentlich den Stand ihrer Familienangehörigen, Angestellten und Diener anzugeben, damit sie keinem anderen Juden Schutz und Unterstand gewähren; sie durften zwar beten, soviel sie wollten, aber selbst nur für sich und ihre Familien, in ihren Häusern keine Betstube, keine Haussynagoge einrichten. Kein Jude sonst sollte sich in Wien aufhalten dürfen, und um dieses Gebot wirksam zu machen, wurde jede jüdisch-rituelle Traiterie verboten. Noch anfangs des vorigen Jahrhunderts wurde dem David Boskowitz aus Alt-Ofen, dem Gründer des späteren Hauses Jos. L. Boskowitz, des schon damals größten, ungarischen Manufakturgeschäftes, die Erlaubnis, zum Behufe des Einkaufes sich ständig hier aufzuhalten, abgeschlagen. War es nun auch nicht zu vermeiden, daß von den fremden Juden, die immer wieder nach Wien kamen, stets einzelne hier blieben, so waren diese Juden, membra disjecta, Teile ohne Zusammenhang und Gemeinsamkeit. Aus diesem Mangel an Zusammenhang und Solidarität ist es zu erklären, daß sich damals, wie aus einem Regierungserlasse aus dem Jahre 1718 hervorgeht, zwischen diesen vermögenden Juden und den besseren Klassen der Christen ein gewisser sozialer und Familienverkehr herstellte, dem eben dieser Erlaß entgegentrat — allerdings vergeblich; wir kennen ja die Höhe, zu welcher in der Zeit der Franzosenkriege und des Wiener Kongresses dieser Verkehr gelangte, die Rolle, welche damals die Mitglieder der vornehmen jüdischen Gesellschaft, wie Eskeles, Arnstein, Pereira u. a. m. spielten. Mit dem heutigen Wiener Judentum aber hat diese Schichte nichts gemein. Beispielsweise war der Großvater des Bankiers Eskeles, welcher das Haus bis zu dessen Sturze im Jahre 1859 führte, allerdings noch zugleich mährischer Landesrabbiner gewesen, aber schon der ungetaufte Vater des letzteren hatte mit den Juden so wenig Zusammenhang wie seine geschäftlichen Kollegen, die Bankiers Freiherr von Geymüller und Graf Fries. Nur sehr allmählich

und verhältnismäßig spät sammelte sich in unserer Metropole das Material zu einer neuen, wirklichen Judenschaft. Welcher Art war diese nun und wie entstand sie?

Um Charakter und Wesen dieses in Wien von neuem sich einpflanzenden und entwickelnden Judentums lebendig und deutlich vor Augen zu führen, muß ich es auf jenem Punkte der Entwicklung zeigen, von wo ab es wieder sozial und ökonomisch eine ganz andere Gestalt, ein anderes Gesicht erhält — das ist der Zeitpunkt, knapp vor dem gründlichen Umsturz, den das Jahr 1848 herbeigeführt hat.

Welchen Anblick boten zu jener Zeit die Juden Wiens. Von einem geschlossenen Ghetto ist hier keine Spur! Wir sehen in zwei Bezirken, der inneren Stadt und der Leopoldstadt, viele Juden, so viele, daß sie gewissen Bezirksteilen die Physiognomie geben; aber sie bewegen sich vollständig frei, sie wohnen ohne jede Beschränkung, sie nehmen lebhaften Anteil nicht nur an dem Verkehrs- und geselligen Leben. Ihre Lebenshaltung und Lebensluft ist eine viel freiere als im Ghetto, sie sind im Kaffeehause, in allen Theatern zu finden — sie sind Mitglieder des „Gewerbes", des „juridisch-politischen Lesevereines", der „grünen Insel", der damaligen Vereinigung der Künstler und Schriftsteller; sie stehen mitten in der sozialen und geistigen Bewegung, insoweit man damals von einer solchen reden konnte. Das hat sich auch in den Märztagen sofort gezeigt.

Der Kontrast mit dem Ghetto der Provinzstädte wird aber noch ungleich auffallender, wenn wir unsere Aufmerksamkeit dem Erwerbe der Wiener Juden jener Zeit zuwenden. Deren Wirtschaftsverfassung war folgende: Der jüdische Handwerker fehlt, genau so wie im Ghetto der Provinzstädte. Die durch den israelitischen Handwerkerverein ausgebildeten Lehrlinge und Gesellen gehen wieder in die Provinz. Aber auch das, was im Ghetto fast ausschließlich seinen Mann ernährte, — der Detailhandel, — ist den Wiener Juden ganz und gar fremd. Nicht nur bis zum Jahre 1848, sondern noch ungleich später, fast bis zum Jahre 1860, das heißt, bis zur Aufhebung des Gremial-

zwanges, bestand in sämtlichen Straßen Wiens kaum ein jüdisches Detailgeschäft. Dieser Zweig blieb von den Wiener Juden vollständig ungepflegt. Welch ganz anderes Bild bietet sich uns dagegen dar, wenn wir die Ausdehnung des jüdischen Engroshandels jener Zeit betrachten. Allerdings nur in einem Zweige, im Manufakturhandel. Aber innerhalb dieser Branche waren fast sämtliche Engrossisten Juden. Ich erinnere mich hier nur einer einzigen, wirklich bedeutenden nichtjüdischen Firma, und auch dieser nur aus sehr später Zeit: Eduard Josef Drasche; zwei andere waren getaufte Juden und zählen hier nicht mit. Dieser ganze Textilhandel en gros spielte sich in dem engen Gebiete, einem Bienenkorbe, ab, welcher sich nicht weiter als vom Hohen Markt und der Wipplingerstraße bis zum Salzgries erstreckte. Laden an Laden, Stock- an Stockwohnung, Firma an Firma; zumeist unter den größten, durch die Mietverhältnisse bedingten Unbequemlichkeiten schwirrte hier von früh morgens bis spät abends ein Verkehr, welcher an wirklicher Lebendigkeit, an effektiver Tätigkeit jenen der eleganten Straßen der innern Stadt weit überflügelte. Der Absatz der Wiener Vorstadterzeugnisse ging nämlich vollständig, jener der Industrie Gesamt-Österreichs zum größten Teile durch die kommerziellen Kanäle dieses kleinen Stadtteiles.

Aber — und jetzt gelangen wir zu einem Verhältnisse, welches die bewußte Verlogenheit des früher den Juden gegenüber geübten Systems bezeichnet; die Tatsachen des Lebens dieser Juden standen mit den gesetzlichen Bedingungen, unter denen ihre Existenz stehen sollte, in vollständigem Widerspruche. Die Bestimmung Kaiser Leopolds I.: „Keine Juden in Wien" war in der Judengesetzgebung Prinzip während allen folgenden Regierungen geblieben. Schwerlich hat auch nur einer von Ihnen, meine Herren, noch wie ich das berühmte „k. k. Judenamt" gekannt, das jeder Jude nach seiner Ankunft passieren mußte, um die Aufenthaltskarte, gültig für drei Tage, zu bekommen. Gesetzlich durfte nämlich auch damals noch kein Jude sich länger in Wien aufhalten; in diesen drei Tagen mußte jeder seine Ge-

schäfte abwickeln. Nach diesen drei Tagen mußte er um eine Aufenthaltsbewilligung einschreiten, die ihm gegen eine Taxe auf acht Tage gewährt und nur einmal verlängert wurde. Dann mußte er fort. Natürlich hatten die Jahrhunderte in diesen Stand der Gesetzgebung Breschen geschossen, Ausnahmen geschaffen. Eine erste bestand für die Studenten, welche hieher kamen, um zu studieren; aber gesetzlich auch nur für jene, welche ein Unterstützungszeugnis vermögender Eltern beibringen konnten. Zweitens für die Doktoren der Medizin, welche Mitglieder der Wiener medizinischen Fakultät waren; doch sollten diese jüdischen Doktoren nach einer nicht aufgehobenen Verordnung eigentlich nur jüdische Kranke behandeln dürfen. Weiter durften in Wien jene Juden ständigen Aufenthalt nehmen, welche „k. k. landesprivilegierte Fabriken" errichteten oder ein „k. k. Großhandels-Privilegium" erlangten. Die Hauptausnahme aber bestand in den sogenannten Tolerierten, d. h. Geduldeten, welche von der Regierung aus den verschiedensten Gründen und zu den verschiedensten Zwecken die Erlaubnis, in Wien wohnen zu dürfen, erhalten hatten und deren Zahl im Jahre 1847 nicht mehr als 179 betrug. Diese Toleranz war erst wenige Jahre vorher auf die Witwe und die unmündigen Kinder erstreckt worden; vordem mußten diese nach Ableben des Tolerierten, dem Gesetze nach Wien verlassen und in die jüdische Heimatsgemeinde zurückkehren. Noch dem verdienten M. L. Biedermann hatte Kaiser Franz diese Vergünstigung abgeschlagen. Hieraus ist zu erklären, daß diese tolerierten Familien so rasch wieder verschwanden. Von den 66 tolerierten Familien, die wir aus der Liste des Jahres 1787 kennen, waren 1847 nur noch 10 in Wien. Alle diese Ausnahmen bestätigen natürlich nur die gehässige Regel, die Ausschließung als Prinzip. „K. k. Großhändler und Fabrikanten" durften sie demnach werden, zu letzterem Zwecke auch Realbesitz erwerben, weil diese Kulanz in der Handels- und Industriepolitik der Regierung lag, aber sie konnten, wenn sie ein Gewerbe lernten, nicht Meister werden. Selbst der Handel mit Getreide, Rohprodukten und Pelzen war ihnen erst seit 1817

gestattet. Die prinzipielle Gehässigkeit zeigt sich am deutlichsten im Mangel jeder öffentlich-rechtlichen Stellung der jüdischen Gemeinschaft.

Die Wiener Juden bildeten nämlich keine Gemeinde. Mühsam hatten sie das Recht erlangt, zu den Verhandlungen über das Judenspital „Vertreter" zu ernennen, mit denen auch weiter die Regierung sich benahm. Der Rabbiner war ein Fleischaufseher, der Prediger ein Schulinspektor. Natürlich standen, wie jeder, der Wien zu jener Zeit gekannt hat, weiß, die tatsächlichen Verhältnisse mit den gesetzlichen in außerordentlichem Widerspruch. Zählte doch Wien zur Zeit der März-Revolution nach mäßiger Schätzung 12 000 Juden. Am krassesten aber war der Widerspruch zwischen Gesetz und Wirklichkeit auf dem wirtschaftlichen Gebiete, dem des Handels. Wenn Sie eines der amtlichen Handelsschemata jener Zeit zur Hand nehmen — was finden Sie darin? Vor allem die ganze Masse der Detail-Kaufleute am Graben, Kohlmarkt usw., die sämtlichen Gemischtwaren-, die Spezereihändler der Vorstädte. Denn alle diese sind, wenn auch noch so klein, Mitglieder des bürgerlichen Handelsstandes, des Handelsgremiums. Neben diesen finden Sie die Mitglieder des k. k. priv. Großhandlungsgremiums. Doch repräsentierte damals diese exklusive Oberschicht des Kaufmannsstandes keineswegs oder zum kleinsten Teile den eigentlichen Engroshandel. Denn zu jener Zeit, wo die „Banken" fehlten, waren diese k. k. privilegierten Großhändler der Mehrzahl nach Bankiers, von denen einige noch — gleichsam aus Pietät und Tradition — den Kolonialwaren- oder Wollhandel betrieben, aus dem sie hervorgegangen waren. Neben ihnen figurieren in einem Anhange die „türkischen" Großhändler, denen der Passarowitzer Traktat volle Handelsfreiheit garantiert hatte. Wer aber in diesem Schema fehlt — das sind fast durchaus die jüdischen, die wirklichen Engrossisten des Textilhandels; nahezu die sämtlichen Insassen des oben geschilderten Handelsviertels zwischen Hohen Markt und Salzgries sind Kaufleute, die offiziell nicht einmal erwähnt werden durften, weil ihnen das Recht, sich in Wien auch nur aufhalten zu dürfen, vollständig fehlte. Ge-

setzlich figurieren, beispielsweise im Schema des Jahres 1845, als Kaufleute nebst den jüdischen k. k. Großhändlern nur jene 63 Juden, welche als „tolerierte jüdische Handelsleute" mit der Beschränkung auf bestimmte Artikel im Anhange angeführt sind. Mit dieser Zahl wäre dem Schema nach der jüdische Handel erschöpft. Ich kenne in der ganzen Wirtschaftsgeschichte Europas kein widersprechenderes und auch merkwürdigeres Bild. Diejenigen, in deren Händen der ganze Engroshandel in Textilwaren gelegen war, mußten diesen ganzen Absatz versteckt, heimlich vollziehen; ja noch mehr, sie mußten in dieser heimlichen Wirtschaft noch dazu von oben protegiert werden. Denn nicht, als ob der Polizei der lebhafte und riesige Verkehr in den engen, vollgepfropften, teuer bezahlten Läden der Preß-, Krebs-, Stern-, Salz- und Rosmaringasse, auf der Fischerstiege, Wipplingerstraße, Salvator-, Seitenstetter- und Kohlmessergasse unbekannt gewesen wäre, sie hat ihn auf das genaueste gekannt. Hätte sie doch sonst stockblind sein müssen. Aber die Oberbehörden, die Hofkommerz-Kommission, — das damalige „Handelsministerium", — sowie die Hofkammer — das „Finanzministerium" — waren sich wohl bewußt, daß, wenn es der löblichen k. k. Polizeidirektion eines schönen Abends eingefallen wäre, hier dem wirklichen Gesetze nach reinen Tisch zu machen, des anderen Morgens der ganze Engros-Zwischenhandel Wiens in Textil-, Nürnberger- und vielen anderen Waren, wie mit einem Schwamme weggewaschen gewesen wäre. Die unzähligen Fabrikanten der Vorstadt hätten tatsächlich nicht gewußt, wem sie ihre Waren verkaufen sollten, die Vorstadt wäre insolvent gewesen! Auf diesem Gebiete war man aber oben immer sehr vorsichtig, vorsichtiger als heute, und die Polizei hatte demgemäß stille Weisung, diese jüdischen Kaufleute nicht zu molestieren. Um so unbarmherziger ging die Polizei gegen die armen Teufel vor, welche in den verschiedensten Berufen Brot für sich und ihre Familie in Wien zu schaffen suchten. Es war der von dem verhaßten Leiter des Judenamtes: Wiesenberger, fortwährend betriebenen nächtlichen Aushebungen, Abstrafungen, Abschaffungen kein Ende.

Hier wirft sich uns natürlich die Frage auf: wie sind nun die Wiener Juden trotz aller gesetzlichen Gitter und Fangeisen zu diesem Monopol im Textil-Engroshandel gelangt? Um seine Genesis darzulegen, müssen wir auf die Entstehung unseres Wiener Großhandels überhaupt bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zurückgehen, bis zu jener Zeit, da die Juden, wie oben erzählt, ausgewiesen wurden.

In ihrem Ghetto in der Leopoldstadt hatten sie einen, allerdings nur mäßigen Engroshandel betrieben; für ihren Detailhandel besaßen sie aber eine Reihe von Läden in der „Stadt". Diese Läden stammten zwar aus jener Zeit, als die Juden noch ohne Ghetto in der Stadt wohnten, aber gerade sie wurden ihnen zum Verhängnis, weil sie den christlichen, bürgerlichen Handelsstand dazu reizten, fortwährend auf die Ausweisung der Juden zu drängen. Als dies erreicht wurde, stand Wien — ich bitte das wörtlich zu nehmen — eigentlich ohne jeden Engroshandel. Das verhielt sich folgendermaßen: Im Mittelalter war der internationale Transithandel Wiens sehr bedeutend; in dieser Stadt kreuzten sich die großen Verkehrswege von West nach Ost mit dem Endpunkte Konstantinopel; und vom Norden nach dem Süden, von den Hansastädten bis nach Venedig; in diesen Richtungen vollzog sich der Welthandel Europas und Asiens seit jeher. Aber zu jener Zeit war — einerseits durch die Eroberung Konstantinopels und die darauffolgenden Türkenkriege, anderseits durch den Niedergang Venedigs, unseres Korrespondenzplatzes seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien, dieser Handel für Wien verloren gegangen. Wir hatten nur einen Import, der in den Händen der deutschen „Niederläger" im Regensburger- und Köllnerhofe lag. Letzterer umfaßte das Terrain der heutigen Köllnerhofgasse. Einen selbständigen Handel hingegen, einen Export von eigener Ware hatte Wien nicht; denn eine „Industrie" fehlte vollständig. Das Gewerbe selbst war durchaus nur „stadtheimisches Handwerk" und ohne jeden Verkauf über die Stadtmauer hinaus. Im zweiten, dem historischen Teile meines Buches über die „Gewerbefrage" finden Sie

diesen jämmerlichen Stand des damaligen Wiener Gewerbes genau und detailliert nachgewiesen.

Wohl aber hatte die österreichische Provinz schon eine mannigfache Erzeugung. In den mageren böhmischen und mährischen Gebirgsdörfern hatte die Not nicht nur beten, sondern auch arbeiten gelehrt. Schon seit Ausgang des Mittelalters war dort aus dem Hausfleiße der Bäuerinnen eine große, gewerbliche Leinenweberei entstanden, die den Bedarf der Städte besorgte. Auch hatte sich und zwar ungewöhnlich früh, an jenen nicht zahlreichen Orten, die über ein geeignetes Walkwasser verfügten, die Wollweberei konzentriert und die primitive bäuerliche Tucherzeugung überwunden; für die ordinären Tuche in Zwittau, Trübau, Wildenschwert, Reichenau und Odrau u. a. m.; für die besseren Artikel haben schon im 15. Jahrhundert einwandernde „Flamänder" in Iglau, Reichenberg und Brünn eine wirkliche Feintuchindustrie zu schaffen verstanden. In Steiermark waren dessen Erzlager und Wasserkräfte die natürlichen Schöpfer einer gesunden Eisen- und Stahlindustrie geworden, namentlich erlangten die Erzeugnisse der dortigen Klingenschmiede, von der Sense bis zum Eßbesteck und Federmesser einen Weltruf und erwarben sich zum Teile auch einen Weltmarkt. Für den Absatz aller Erzeugnisse der böhmischen und mährischen Weber, der steirischen Eisen- und Geschmeidearbeiter usw., der eigentlichen Handelsware, gab es nun damals nur einen Weg: die verschiedenen Messen, die Märkte in Linz, Graz, Pilsen, später namentlich Brünn, das mit seinem Markte alle andern überflügeln mußte, weil es den mährischen Produktionsorten und den immer wichtiger werdenden ungarischen Konsumenten zunächst gelegen war. Zu jener Zeit aber war auch eine der wichtigsten dieser Messen der „Wiener Stadtmarkt". Wir können diese historische Bedeutung des Wiener Stadtmarktes" der heutigen Generation kaum mehr begreiflich machen. Sie reicht aber bis knapp an unsere Zeit heran. Vor noch nicht gar so vielen Jahren erinnerten sich die älteren Kaufleute daran, daß nicht bloß die kleineren böhmischen und mährischen Weber ihre

Waren, sondern auch jene, welche heute zu Weltfirmen geworden sind, wie z. B. die Liebiegs, ihre Orleans, ihre Tüchel oder Paramatas usw. in den Hütten verkauften, die bald in der Taborstraße, bald in der Oberen Augartenstraße standen. Noch vor vierzig Jahren, innerhalb meiner Erfahrung, hatten die Erzeuger der „Rumburger Weben", die Holfeld, Lorenz, Rudolf usw. die Gewohnheit, nach Wien zur Zeit des Stadtmarktes mit ihrer „Ware" zu kommen, obwohl dieses nur ein Jahrmarkt für Kinder geworden war, sie sozusagen gar nichts mehr anging. Weiter hatte gerade der Wiener Markt eine besondere Anziehungskraft für den Provinzkaufmann dadurch, daß die Steirer und Niederösterreicher, die Erzeuger all der Metallwaren, hier sicherer und zahlreicher als auf den böhmischen und mährischen Märkten zu finden waren, und daß die Marktgäste zugleich die Gelegenheit wahrnehmen konnten, auch die notwendigen ausländischen Artikel bei den erwähnten „Niederlägern" im Köllnerhofe und Regensburgerhofe einzukaufen.

Von zwei Seiten her vollzog sich nun langsam und allmählich, aber stetig und unaufhaltsam eine Änderung. Die ausschließliche Marktgelegenheit wurde dem rasch auflebenden und wachsenden Konsum zu eng, den Zwischenhändlern zu spärlich. Diese letzteren Kaufleute brauchten jetzt sämtlich einen Platz, an welchem sie zu jeder Zeit ihren Bedarf decken konnten. Hierzu trat ein noch entscheidenderes Moment. Das Prohibitivsystem Karls VI., energisch fortgesetzt von Maria Theresia und Josef II., hatte eine österreichische Industrie geschaffen. Der Sitz dieses neuen, reichen, industriellen Lebens war aber fast ausschließlich Wien.

In dem schon erwähnten zweiten Teile meines Buches habe ich eine Entstehungsgeschichte dieser Wiener Industrie zu geben versucht. Sie finden dort beispielsweise, daß zu jener Zeit die Textilware in allen ihren Schattierungen in Wien vertreten ist. Erst seit ungefähr dreißig Jahren ist sie von Wien weg fast vollständig auf das flache Land verlegt worden. Damals war mit Ausnahme der Tuch- und Leinwandweberei die Textilindustrie

fast ganz Österreichs in Wien zu Hause, vielfach hier fast ganz konzentriert. Die Erzeugung der Stoffe für die große Hälfte der Bevölkerung, für die Frauenkleidung, vollzog sich also damals fast ausschließlich in Wien. So finden Sie die Weißware vom billigsten Organtin bis zum feinsten Mousseline, das, was wir heute „Barchent" nennen, dann den unendlich großen Artikel des Umhängtuches vom ordinärsten Baumwolltuche bis zum feinsten türkischen Schal; die ganze Seiden- und Bandware, all die Artikel, welche heute so reich in Asch, Neustadtl, Reichenberg erzeugt werden; die ganze Druckindustrie in Kotton, wie in Schafwolle, dazu für Herrenkleidung die große Westen-Erzeugung — all diese Artikel haben in Wien ihren Anfang genommen und sind erst viel später von da aus durch die Weber der Provinz in billigerer Ware vielfach imitiert worden. Neben der Textilindustrie blühte ebenso rasch jene der eigentlichen sogenannten Wiener Industrien auf, in Holz, Leder, Bein, Bronze, Stahl usw. Alle diese Produkte des neuen Wiener Gewerbefleißes brauchten nun einen anderen Absatz als den der Messe. Auch der Wiener Stadtmarkt bot hier keine Hilfe und zwar aus den verschiedensten Gründen. Der böhmische Weber war seit Jahrhunderten gewohnt, sich jedesmal nach langen Monaten in die „Hütte" auf einen Markt zu stellen und die Käufer zu erwarten. Der Wiener Erzeuger wollte während des Marktes in seinem Hause aufgesucht werden. Diese allgemeine Eigentümlichkeit des Erzeugers konnte auch in Brünn beobachtet werden, der Brünner Weber stand nicht auf dem Markte. Ferner waren diese Wiener Erzeugnisse Modeartikel, also zumeist Ware, die nicht, wie die böhmischen Leinwande und Tuche, auf den Verkauf ein halbes Jahr warten durfte. Inzwischen waren ja die Dessins, oft auch das ganze Genre überholt. Schließlich und hauptsächlich: auf dem „Markte" hatte der Einkäufer aus der Provinz die verschiedenen Zweige der Erzeugung je in einem Teile der sich zu Gassen reihenden Hütten konzentriert und gruppiert gefunden und sich von Hütte zu Hütte das ihm gerade Konvenierende aussuchen können. In wenigen Stunden war er „expediert". Um

seinen Bedarf aber bei den in den Vorstädten Wiens zerstreuten Fabriken zusammenzusuchen, fehlte diesem Provinzkäufer die Platzkenntnis und noch mehr die Zeit. Kurz, das Bedürfnis nach einem vermittelnden Zwischenhandel wurde von allen Seiten her lebendig und dringend. Wie sollte nun diesem Bedürfnisse entsprochen werden? Den oben schon erwähnten, im Schema angeführten „bürgerlichen Kaufleuten", den Gremialisten am Graben und Kohlmarkt oder gar den „gemischten Kaufleuten" der Vorstadt fehlten zur Vermittlung des Absatzes der Wiener Erzeugnisse sowohl die Fühlung mit der Provinz, wie die Schulung und Eignung für diesen Handel. Umgekehrt besaß eine andere Kategorie von Geschäftsleuten nicht nur alle diese Eigenschaften in hohem Maße, sondern gerade ihnen war die Notwendigkeit des Zwischenhandels speziell in den soeben erwähnten Zweigen zu allererst fühlbar geworden.

Das waren jene jüdischen Kaufleute aus Pilsen und Prag, Papa und Pest, Triesch und Trebitsch, Proßnitz und Hořić, Preßburg, Nikolsburg usw., welche zu Hause und auf den Märkten diesen Zwischenhandel an die Landkrämer, wie an die Hausierer, — zu jener Zeit die Hauptvermittler auf dem flachen Lande —, seit alters her betrieben und darum veranlaßt waren, in Wien auf dem Stadtmarkte und bei den „Niederlägern" einzukaufen; Kaufleute, welche jetzt auch die Erzeugnisse der dort entstandenen neuen Industrie bei all den neuen Fabrikanten aufsuchen mußten und denen darum die Notwendigkeit eines solchen Zwischenhandels zu allererst fühlbar werden mußte. Den Unternehmenderen unter diesen Leuten lag es nun sehr nahe, mit ihrer Tätigkeit die oben dargelegte klaffende Lücke auszufüllen. Und das haben sie auch getan. Es waren durchwegs Provinzkaufleute dieser Art, welche sich in Wien zu diesem Zwecke etablierten. Es war weiter nur ein ganz natürlicher Verlauf, daß diese nach Wien übersiedelten Provinzialen sich bald nicht mehr auf den Verschleiß der Wiener Vorstadterzeugnisse beschränkten, sondern auch auf das Erzeugnis der Provinz griffen. Und zwar machte sich das sehr einfach und rasch. Die böhmischen und mährischen

Leinwand- und Baumwoll-Weber waren bis dahin mit ihren Waren regelmäßig zu jedem der Wiener Stadtmärkte erschienen; jetzt kauften ihnen diese in Wien stabil gewordenen jüdischen Kaufleute ihre Waren ab. Zuerst auf dem Stadtmarkte, dann suchten sie sie in ihren Weberdörfern: Warnsdorf und Rumburg, Sternberg und Schönberg, Grulich und Rothwasser, Trübau und Freudenthal usw. auf, kauften dort an Ort und Stelle. Alle Weber sind immer sehr zufrieden, wenn sie zu Hause bleiben können, unsere Böhmen und Mährer hörten auf, den Wiener Stadtmarkt zu besuchen, der Wiener Textil-Zwischenhandel wurde ein zentraler; am spätesten gelangte der Tuchhandel in die Hand des Wiener jüdischen Händlers. Das hing mit folgenden Verhältnissen zusammen: Bis in die ersten vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts kannte man keine dessinierten und keine Mode-Herrenkleiderstoffe, sondern man trug nichts anderes, als glattfärbige Strichtuche; blau, grün, hellbraun, drap, grau usw., Stoffe und Farben, die sich heute noch in den Livreen erhalten haben. Ich kannte meinen Großvater noch in einem langen Drap-Tuchrock, meinen Vater in einem grünen Quäker. Die Erzeuger dieser Tuche aus Reichenberg und Bielitz hatten aber schon seit zwei Jahrhunderten selbst eigene Niederlagen in Wien, weil sie anders den Verkauf an die griechischen Kommissionäre für den Orient, wohin diese Tuche stark exportiert wurden, nicht bewerkstelligen konnten. Die ordinären Bauerntuche, sowie die mährischen sogenannten Iglauer Artikel hingegen: Molldons, Flanelle, Schwoner usw., auf welche die Iglauer Erzeugung gesunken war, wurden seit alter Zeit von jüdischen Händlern zur Zeit des Wiener Stadtmarktes hierher gebracht und in den Toreingängen der Häuser am alten Fleischmarkt verkauft. Mit dem steigenden Bedarfe, namentlich in den Alpenländern, — den Hauptkonsumenten damals für Tuchartikel, — machten sich die bisherigen Marktbesucher hier stabil; und als dann die Mode von diesen glattfarbigen Strichtuchen auf gestreifte, karrierte, überhaupt gemusterte und blankgeschabte Ware überging, — Struks, wie man sie damals nannte — und Brünn sich

dieser für seine Fabrikation besonders geeigneten Ware bemächtigte, nahmen diese Händler, welche bisher nur Molldons, Flanelle und Kasimire, nur Wildenschwerter, Trübauer, Zwittauer und Jägerndorfer Tuche geführt hatten, diese Brünner Modeware mit in ihren Geschäftskreis auf und schufen das Wiener Engros-Tuchgeschäft. Die Geschichte der nahezu hundert Jahre alt gewesenen Häuser A. Pollaks Sohn, Turnowsky, Franz Koritschoner u. a. würde diese meine Darstellung genau bestätigen.

Ich möchte aber überhaupt das Gesagte durch einige weitere, mir zur Hand liegende Beispiele illustrieren. Nicht etwa durch verschollene Firmen aus den ersten Zeiten dieses wirtschaftlichen Prozesses, sondern durch einige seiner letzten Ausläufer, durch Namen, die Ihnen allen noch geläufig sind. Sie kennen beispielsweise die Namen H. Stiaßny, Krall, Franz & David Neumann, Jonas und Michael Fröhlich. Die alten Herren aller dieser Firmen waren von Hause aus sämtlich große „Marktfahrer" gewesen, die schließlich in Wien blieben, um an die andern Hausierer und Provinzler zu verkaufen. Von den großen Kotton-Zwischenhändlern waren Isak Breuer, Ruben Löwy, aus dessen Geschäft das seines Schwiegersohnes Sigmund Pollak hervorgegangen, ferner Salomon Mayer, ebenso Waerndorfer, durchwegs Provinz-Engrossisten, die von Preßburg zu gleichem Zwecke hierher übersiedelt sind.

Und genau so waren, um auch aus andern Branchen Beispiele zu bringen, von den „Nürnbergern" Anton Bing in Nikolsburg, die Kanitz in Pest, Biach in Preßburg Kaufleute gewesen; hatten die Seiden- und Garnhändler Koppel Benedikt, Wolf Bachrach, Wolf Kohn sämtlich zuerst in Nikolsburg „gehandelt". Natürlich standen damals solche Etablierungen mit den in Wien geltenden Gesetzen in Widerspruch. Waren die Etablierten doch ausnahmslos Juden, denen in Wien auch nur zu wohnen nicht gestattet war. Auf welchem Umwege wurden aber trotzdem diese Geschäftsbetriebe möglich? Einige wenige — der Steuer und des Fondsausweises wegen waren dies nur die Vermögendsten imstande — erlangten, ganz abseits vom bürgerlichen Gremium,

direkt von der Regierung das „k. k. priv. Großhandlungs-Privilegium". Diese einzelnen vertraten später in dieser Korporation in ganz spärlicher Weise unseren eigentlichen Handel. Das bekannteste dieser Häuser war Jos. Boschans Söhne. Wer aber zur Erlangung dieser „k. k. Großhandlung" Vermögen und Protektion nicht aufbrachte, mußte Wege gehen, von denen die heutige Generation keine Ahnung hat. 1799 etablierte Josef Turnowsky aus Stetten bei Iglau seinen christlichen Buchhalter als seinen Firmenträger in Wien, um dort auch außerhalb des Stadtmarktes die mährische Wollware verkaufen zu dürfen. Als in den zwanziger Jahren dieser Buchhalter starb, mußte sich einer der Chefs, Julius Turnowsky augenblicklich taufen lassen, um nicht samt seinem Geschäfte ausgewiesen zu werden. Er ließ aber seine Söhne gleich mittaufen, um für den Notfall getaufte Chefs auf Lager zu haben. Zur Taufe entschlossen sich aber nur wenige. Ein anderer klassischer, nur von wenigen gekannter und nur selten betretener Weg war der, nicht seinen Gott, aber seinen Kaiser zu wechseln, d. h. türkischer Untertan zu werden und als solcher die traktatenmäßige volle Handelsfreiheit zu gewinnen. In dem Schema des Jahres 1845 figurieren unter den echten „Türken" fünfzehn solche falsche mit Namen, wie Gutmann, Spitzberger usw.

Der klassischeste Ausweg war aber jener, den die Regierung mit Bewußtsein selbst protegierte. Geleitet von dem lebhaften Wunsche, die Industrie zu fördern, verlieh sie ohne Schwierigkeiten ein „k. k. landesfürstliches Fabrikprivilegium", und der Schutzsuchende errichtete auch tatsächlich diesem seinen Handel zuliebe in der Vorstadt eine, wenn auch minime, Erzeugung, in welchem Falle er gleichsam statutarisch von der Behörde nie gehindert wurde, neben den wenigen eigenen Erzeugnissen, Waren anderer Fabrikanten, soviel er wollte, zu verkaufen. Diese Weitherzigkeit der Behörde kam der Industrie außerordentlich zustatten. Eine große Anzahl dieser zu Fabrikanten gepreßten Händler gab bald den Handel auf und forcierte dann um so mehr die Fabrikation. Ich nenne von ihnen nur die jetzt wohl größte

Seidenzeugfabrik Österreichs: S. Trebitsch & Sohn, deren Gründer ich als kleinen Händler in einem winzigen finsteren Laden des Sinaischen Hauses in der Preßgasse noch wohl gekannt habe. Der gewöhnliche Weg jedoch, den die meisten betraten, war der sogenannte „Schutz", den jeder der Privilegierten, auch diese „türkischen Großhändler", die echten wie die falschen, in den mannigfachsten Formen gewähren konnten, aber natürlich immer nur gegen hohes Schutzgeld gewährten.

Fassen wir diesen jüdischen Handel ins Auge, seine Ausdehnung und Verbreitung, so können wir nur das Talent und die Ausdauer anerkennen, mit der diese Juden unter solchen Schwierigkeiten und Hemmnissen solche Erfolge erreichten. Und diese Hemmnisse, diese Schwierigkeiten blieben ganz unverändert bis zum Jahre 1848.

Welchen Einfluß hatte nun die mit der Revolution eingetretene, neue Ära auf die hier geschilderten Wiener Verhältnisse? Ward jetzt in Wien dem Handel der Juden Freiheit und ungehinderte Entfaltung? Noch lange nicht! Allerdings war und blieb von da ab die Freizügigkeit Gesetz. Zum Erwerbe eines Handelsbefugnisses war nunmehr kein Taufzeugnis mehr nötig. Aber ein anderes großes Hindernis, die alte Gremialverfassung, blieb aufrecht. Zur Etablierung als Kaufmann mußte der Nachweis der gesetzlichen Lehr- und Servierjahre und des vorgeschriebenen „Fonds" geliefert werden. Da spielten sich nun in dem Kampfe zwischen dem letzten Zwecke jeder wirtschaftlichen Gesetzgebung, der ökonomischen Fortentwicklung, und den bestehenden, zweckwidrigen Bestimmungen merkwürdige Dinge ab. Es war nur natürlich, daß vor allem jene große Anzahl der jüdischen Engrossisten, die nur formal gesetzliche Form des „Schutzes" durch ein vollberechtigtes Handelsbefugnis ersetzen wollten. Das traf nun auf eine sehr große Schwierigkeit. Diese Chefs von oft sehr bedeutenden Häusern waren ja der übergroßen Mehrzahl nach ältere, zum Teil sehr alte Herren, die alle vor vierzig und fünfzig Jahren aus den verschiedensten Provinzen und sozialen Schichten nach Wien gekommen waren. Sie sahen

sich gar nicht mehr imstande, eine regelrechte Lehrlings- und Gehilfenzeit nachzuweisen, hatten vielfach keine solche absolviert. Aber selbst alle jene — und sie dürften die Mehrzahl gebildet haben —, welche seinerzeit, etwa in der ungarischen Heimat, tatsächlich in einem Kramladen „gelernt und serviert" hatten, waren trotzdem nicht in der Lage, diese Zeugnisse zu beschaffen. Der Zeit nach konnten die Lehrherren gar nicht mehr am Leben sein, und bei dem regelmäßigen Mangel von Gremialordnungen und Registern in den Ghettos der Provinz war das Zeugnis unmöglich zu beschaffen.

Aber es handelte sich nicht um diese alten Herren allein. Es war ja auch selbstverständlich, daß im Verlaufe der langen Zeit in diesen unter „Schutz" arbeitenden Geschäften durch diese bloß geschützten Chefs eine große Anzahl von Angestellten herangebildet wurden. Alle strebten jetzt die wirkliche Selbständigkeit an, „keinen Schutz" mehr. Ihre Lehrherren jedoch, die ja selbst eine außergesetzliche Existenz gehabt hatten, konnten ihnen die notwendigen, legalen Zeugnisse gar nicht ausstellen. Vielfach befanden sich die Söhne dieser Chefs selbst in dieser peinlichen Lage. Weiter war gerade zu der Zeit häufig der Fall eingetreten, daß fähige junge Leute mit Vorstudien, aber ohne „Lehre", angelockt vom Aufschwunge des Wiener Zwischenhandels, sich dieser Laufbahn gewidmet hatten; aber es war das erst in einem Alter geschehen, welches die orthodoxe „Lehrlingsform" nicht mehr zugelassen hätte. Sie waren beispielsweise sofort als „Buchhalter", also weder als „Lehrling" noch als „Kommis" eingetreten, waren — überall tätig, überall mit zugreifend, alles lernend — tüchtige Kaufleute geworden, und jetzt vor der Etablierung, standen sie, ungeachtet der wirklichen Befähigung, ohne — wie man es heute nennt — „Befähigungs-Nachweis". Diese Verhältnisse wurden durch die der Revolution nachfolgende Entwicklung unhaltbar. Die Aufhebung der Zwischenzollinie gegen Ungarn, die neuen Bahnen, brachten fortwährend neue Schichten von Käufern, welche neue vermehrte Verkäufer, neue Firmen verlangten. Was

trat da nun ein? Das, was eintreten mußte, was unter gleichen Umständen wieder eintreten würde.

Lassen Sie mich erzählen, wie es mir, Ihrem Redner, gegangen ist. Ich hatte Jura absolviert. Ein Augenübel, das mich plötzlich überfiel und nie mehr ganz verließ, zwang mich meine Studien aufzugeben und ich vertauschte Pandekten und Digesten mit Schere und Elle. Nach einigen Jahren erfolgreicher Verwendung — ich hatte zuletzt eine Abteilung ganz selbständig geleitet — schritt ich zum Behufe meiner selbständigen Etablierung um das „Kurrentwarenhandlungs-Befugnis" ein. Ich konnte wohl eine Servier-, aber keine Lehrzeit belegen, suchte demnach um den Dispens von dem Nachweise der letzteren an. Es ist mir in lebhafter Erinnerung, daß mich der alte Magistratsrat bei der Vernehmung anfuhr: „Sie haben ja nichts gelernt". „Vergeben Sie, Herr Rat," erwiderte ich, „acht Gymnasialklassen — Matura — vier Universitätsjahre werden vielleicht soviel wert sein, wie zwei Jahre mit dem Kehrbesen in der Hand". „Nein, das verstehen Sie nicht, das muß beim Kaufmann auch sein! Ich werde Sie abweisen." Ich erwiderte sehr gleichmütig: „Ich bitte, mein Gesuch mit Ihrer Ablehnung der niederösterreichischen Landesregierung vorzulegen." Speziell das Schicksal meines Rekurses konnte ich ruhig der Einsicht der niederösterreichischen Landesregierung eventuell jener des Ministeriums überlassen. Ich war informiert, daß dort oben der Horreur des Magistratsrates vor der Universität nicht geteilt wurde. Indessen, selbst bei weniger günstiger Lage, hätte ich keineswegs verzweifeln müssen.

Ich berühre hier ein heikles Thema; aber es ist vielleicht gut, wenn einmal diese „gute alte Zeit" nach dieser Richtung bloßgelegt wird. Von alters her, nämlich seit dem jähen Falle vom aufgeklärten, dem Fortschritte enthusiastisch zugeneigten Regime Kaiser Josefs zum Franciscceischen System, war auf dem wirtschaftlichen Gebiete, als klassisches Gegenstück zum „Naderer" (Polizeispion) auf politischem Gebiete, ein anderer merkwürdiger Beruf entstanden. Dieser setzte sich zur Aufgabe, für solche Be-

fugnisse, Konzessionen, Etablierungen, die innerlich ganz berechtigt, ja dringend waren, aber formaler Mängel wegen ohne liberale Interpretation der bestehenden Gesetze nicht zu erlangen waren, diese Liberalität durchzusetzen. Das war kein Geheimnis, der Beruf nährte seinen Mann oder vielmehr seine Männer, die Herren waren gekannt. Diese Vermittler waren, je nachdem, vornehme und gewöhnliche.

Den Vornehmsten darunter, einen gewesenen Kaufmann, habe ich selbst noch sehr gut gekannt. Sein Genosse in diesem Berufe und zu diesem Geschäfte war ein jüngerer Beamter, der später zu einer führenden Stellung im Staate gelangte. Als im Jahre 1860 die Gewerbefreiheit eingeführt wurde und dieser Vermittler dadurch sein merkwürdiges Brot verlor, endete der mehr als 80 Jahre alte Mann durch Selbstmord.

Mit dieser Reminiszenz wären wir also bei der Gewerbefreiheit angelangt. Welche Veränderungen brachte sie unserem Wiener Engros-Zwischenhandel? Da hatten natürlich die eben geschilderten korrupten Zustände ein Ende. Der Handel in Wien bekam Luft. Der in den Jahren 1860—1870 folgende Aufschwung war unverkennbar. Er hatte schon vorher seinen finanziellen Ausdruck in der Gründung von bisher unbekannten, rein kaufmännischen Kreditinstituten, wie der „Niederösterreichischen Eskompte-Gesellschaft", gefunden, jetzt fand er auch eine charakteristische, räumliche, sicht- und greifbare Verkörperung im Entstehen der neuen Geschäftsstadt, die man heute unter dem Gesamtnamen „Quai" bezeichnet.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir es aussprechen, daß diese neue Stadt vom jüdischen Wiener Textilhandel, für ihn und durch ihn gebaut worden ist. Vergleicht man die heutige Ausdehnung dieses Handelsviertels mit den wenigen Gassen und Häusern, die der Textilhandel vormals in der inneren Stadt eingenommen, so ist dieser Handel offenbar mächtiger gewachsen, als die Stadt selbst. Wir sehen hier geradezu ein imponierendes Stück Arbeit, das Resultat großer Anstrengung ausschließlich

von Juden geleistet, eine Arbeit, welche die Anerkennung jedes Unbefangenen erringen muß."

Soweit mein Vortrag.

Kehren wir von der Schilderung historischer Verhältnisse zur Geschichte meiner Wenigkeit zurück.

Der Eindruck, den Wien auf mich machte, war stark und lebendig; doch hatte ich damals bald keine Zeit mehr, mich ihm hinzugeben, denn sobald ich den Hörsaal des ersten Jahres der Technik, oder wie man ihn allgemein nannte, der „Elementar-Mathematik" betrat, war ich ganz und voll „Student".

Den Jahren meines Studiums, den genußreichsten meines ganzen Lebens, soll das folgende Kapitel dienen.

Zweites Kapitel.

Polytechnik. Das Revolutionsjahr 1848. Schottengymnasium, Universität Wien und Prag 1850—1854. Wissenschaftliche Zukunftspläne, Katastrophe; Absturz zu Schere und Elle.

Einige hundert meist noch ganz junge Burschen, auf dem Katheder ein voller, gesund aussehender Mann: Schulz von Straßnitzky. Mathematik war mir nie sympathisch gewesen, aber schon die ersten Worte des Mannes fesselten mich, nahmen mich gefangen. Eine ganz andere Methode als die, welche ich bisher gekannt! Der Mann wußte ganz genau, daß in den Volksschulen den Kindern das Rechnen nur mechanisch eingelernt wurde, daß sie nicht verstanden, warum sie die Ziffern gerade auf die erlernte Weise hinstellten. Buchstäblich fing er mit uns die vier Spezies und Dezimalen an und ging erst nach Wochen auf die Algebra über. Dabei ein sympathischer Rapport zwischen ihm und dem Auditorium, und das wollte viel sagen, denn es war weder nach Herkunft noch nach seiner geistigen Beschaffenheit gut. Ich lernte unter all den Kollegen keinen kennen, der in mir die Lust nach dauerndem Anschluß geweckt hätte.

Nur zwei waren mir aufgefallen, charakteristische Gestalten aus besseren Judenhäusern: der eine, Wilhelm Turnowsky, besaß eine katastrophal lange Nase, und der andere ein für sein Alter merkwürdig verbissenes Gesicht. Ersterer ist vor kurzem gestorben, der zweite, Dr. S., trägt seine grimmige Miene, die seinem Innern vollständig entspricht, noch heute. Er ist ein Mann von umfassender, allgemeiner Bildung, ein ganz guter Redner und ein noch besserer

Rechner. Eine Zeitlang war er Eigentümer und Herausgeber einer größeren Wiener Zeitung. In dieser Stellung hat er sich den Ruf eines den Banken und sonstigen Instituten gegenüber „kühnsten" Journalisten erworben; für seine eigenen Angestellten war er ein unglaublich harter Chef. Sein Korrespondent in London schreibt ihm eingehend, er könnte mit dem ihm monatlich gezahlten 10 £ unmöglich leben. „Ja," sagt er ganz bewegt zum Redaktionssekretär, „für den Mann müssen wir etwas tun; kündigen Sie ihm!" Er ist dabei ein jüdischer Nationalist und leider maßgebender Verfechter des ausgedehntesten hebräischen Sprachunterrichts. Aber auch mit diesen beiden Kollegen zu verkehren hatte ich keine Neigung; einzig der Professor war es, der mich, und zwar in einem Grade anzog, daß er mir selbst die Mathematik anziehend erscheinen ließ. Zu den anderen Gegenständen konnte ich ohnehin in kein Verhältnis kommen. „Technologie" war mir gräulich und „Zeichnen" unmöglich; ich hatte kein Auge und keine Hand dafür. Ich verbrachte dafür die zwei Zeichenstunden in der Belvederegalerie. Namentlich die schönen Frauenleiber machten mir ganz anders warm als die Vorlagen, die ich mit Lineal und Zirkel, Tusch und Karmin nachstümpern sollte; bald aber wurde mein ganzes technisches Studium von einer anderen Seite her vollständig über den Haufen geworfen. Das Jahr 1848 warf schon seine Schatten voraus.

Ich kann keine Geschichte der Märzrevolution schreiben. Wenn ich sie auch wie alle jungen Leute mit allen Fibern meiner Seele mitgelebt hatte, so war ich doch damals viel zu jung, um die Ereignisse so systematisch und konkret nacheinander aufzufassen, daß ich sie chronologisch und pragmatisch wieder erzählen könnte. Nur die allgemeinen Zustände von damals sind mir in deutlicher Erinnerung geblieben. Die große Bevölkerung, das wohlhabende Bürgertum mit eingeschlossen, stand auf einer unglaublich tiefen Stufe politischen Denkens. Man braucht ja nur die Zeitungen aus jener Epoche anzusehen, die das geringe Lesebedürfnis befriedigten! „Theaterzeitung", „Humorist", „Wanderer" usw.

An Stelle des heutigen Leitartikels die Hauptsache — der Roman! Dann in unglaublicher Breite alltäglich die Rezensionen sämtlicher Vorstellungen in den fünf Theatern Wiens, in gleicher Weitschweifigkeit Berichte aus den Provinztheatern. Von Tagesneuigkeiten im heutigen Sinne keine Spur. Sie durften keine Rubrik bilden, weil sie ja mehr oder weniger mit den öffentlichen Zuständen zusammenhingen und zu einer Kritik der Behörden Veranlassung geben konnten; das war unter der damaligen Zensur prinzipiell unstatthaft. In den Kreisen der Fabrikanten sowie des Großhandels war „Politik" genau so eine „terra incognita" als unter den Kleinbürgern. Jene lernte ich durch meine Mutter kennen. Ich pflegte sie bei ihren Einkäufen in Stadt und Vorstadt zu begleiten und mir, der ich in Preßburg schon durch den ungarischen Landtag eine politische Atmosphäre geatmet hatte, mußte die politische Gedankenlosigkeit dieser Wiener Fabrikanten und Kaufleute auffallen.

Was die Studenten anbelangt, so stand es mit denen meines unmittelbaren Verkehres an der Technik nicht viel besser. In diesem Publikum war von nichts als von den gleichgültigsten Dingen die Rede. Anders in der Studentenschaft der Universität. Ich hatte Verkehr mit einer Anzahl etwas älterer Kollegen, die aus dem Preßburger Lyzeum an die Wiener Universität gelangt waren. Von diesen hörte ich jeden Abend von den stürmischen Debatten im ungarischen Landtag, von Attentaten auf unsere Soldaten in Italien und von Pio Nono.

Als dann plötzlich, von Louis Philipp ebensowenig wie von uns Studenten erwartet, die Februarrevolution ausbrach und der König nicht einmal den Kampf wagte, sondern davonlief, gerieten wir alle in Flammen. Unwissend wie wir waren, hatten wir in der Politik keinerlei konkrete Ansichten, sondern nur Gefühle; aber weil eben erstere fehlten, mußten uns letztere als die allein richtigen erscheinen: Freiheit für alle, Gleichheit für uns Juden! Wie ein selbständiges Ungarn, ein einiges Deutschland, ein einiges Italien mit den tatsächlichen Verhältnissen, mit dem Bestande Österreichs zu vereinigen wären, das sich klar

zu machen fiel niemand von uns ein. Trotz dieser Unklarheit, vielleicht gerade durch sie verbreitete sich die revolutionäre Stimmung wie ein Fluidum von der Aula durch die innere Stadt. Ich kann ruhig sagen: ohne die Studenten wäre kein 13. März gewesen. Urplötzlich, mit dem Aufmarsche der Studenten vor dem Landhause, mit den Salven des Militärs auf sie, war die Revolution wirklich da. Gewiß war in den Kreisen der Intellektuellen die Stimmung vielfach aufgeregt, gegen Metternich erbittert, aber die Herren des „Juridisch-politischen Lesevereins" und noch weniger das Bürgertum hätten ohne die Studenten jemals an einen Aufstand gedacht. Durch die Bewegung in Ungarn, welche knapp vor den Toren Wiens auf dem Preßburger Landtage einen so stürmischen Ausdruck fand, durch die Nachrichten aus Frankreich und Italien war allerdings auch nach Wien eine gewitterschwangere Stimmung gekommen, aber ohne die Studenten hätte sie sich nicht entladen. Dann jedoch riß die geschehene Entladung alle: Intellektuelle, Kleinbürger, Volk, Großbürger und Adel, kurz die ganze Bevölkerung mit. Wie dies möglich war? Das Jahr 1848 kann nach meiner Überzeugung von niemandem beurteilt werden, der nicht diese oder überhaupt eine Revolution miterlebt hat. Selbst dem Geschichtschreiber gegenüber halte ich diese meine Ansicht aufrecht. Ich nehme höchstens Macaulay aus, aber dieser war ein lebendig wirkender Staatsmann, der 1830 unmittelbar vor einer ebenso drohenden Revolution in England gestanden war; umgekehrt sind mir Historiker wie Taine und andere in ihrer Unkenntnis der Volksseele ein Beweis für meine Meinung und Behauptung. Ich persönlich werde es immer als eine Gunst des Himmels betrachten, daß es mir vergönnt war, diese Tage mitzuerleben, in ihnen mitzutun. Wem von den damaligen Studenten diese Sonne des 13. März hell ins Herz geschienen, dem bleibt es warm bis in sein hohes Alter. Wir alle waren bereit, uns für die „Freiheit" und für die Gerechtigkeit tausendmal zu opfern. Buchstäblich konnte man auf uns das Wort des Wachtmeisters in Wallensteins Lager anwenden:

„Und der Geist, der im ganzen Corps tät leben
Reißet mit Windesweben
Auch den untersten Reiter mit."

Allerdings: von meinem Mittun könnte kein Historiker irgend was erzählen. Als sich in den Räumen der Technik die Kunde von der Studentenversammlung vor dem Landhause in der Herrengasse verbreitet hatte, leerten die Säle sich stürmisch. Alle wollten in die Stadt und an den Ereignissen teilnehmen. Es gelang aber nur den wenigsten von uns, denn die Stadttore waren gesperrt. Mir glückte es hineinzukommen, indem ich mich rückwärts an einen Militärwagen anhängte, der das Salz- und Fischertor passierte, um in das Arsenal zwischen Salzgries und Tiefen Graben zu gelangen.

Als ich durch das kleine Schwibbogengäßchen zwischen Wallnerstraße und Herrengasse kam, trat ich in mehr als eine Blutlache. Die Soldaten vor dem Landhause hatten schon gefeuert. Die Gefallenen waren auf das Pflaster in diesem kleinen Gäßchen hingelegt, nun aber auch schon weggebracht worden. Einen derselben, einen blutjungen Techniker namens Heinrich Spitzer aus Nikolsburg, hatte ich persönlich sehr gut gekannt. Die weiteren Ereignisse der Märztage sind schon oft genug beschrieben worden, ich will sie hier nicht nochmals erzählen.

Als Höhepunkt der idealen Begeisterung dieser Tage muß ich das großartige Leichenbegängnis der ersten Gefallenen berühren. Zwischen dem katholischen und protestantischen Geistlichen schritt der Rabbiner Mannheimer. In der improvisierten Nationalgarde, welche vollzählig nahezu 70 000 Mann in Wehr und Waffen den Särgen folgte, wurde mehr als eine Kompanie von Juden befehligt. Ohne Unterschied der Konfession umfaßte alle Gefallenen ein Grab.

Es zeigte sich aber bald, daß wenn auch unbewußt, im tiefsten Grunde doch jeder einzelne, jede Schichte, die Freiheit nur für sich, nicht für die anderen verlangte. In krasser Deutlichkeit zeigte sich dies den Juden gegenüber. Ihre Lage in Wien habe ich oben geschildert. Der Wiener Kultusvorstand

hielt naiver Weise den Augenblick für gekommen, um im Schwunge der allgemeinen Begeisterung flugs die Judenemanzipation zu erreichen. Unmittelbar nach den Märztagen lag in ganz Wien, in allen Gast- und Kaffeehäusern, in allen Hörsälen, in einer Unzahl von Läden eine Petition an die Regierung um Gewährung der Emanzipation auf. Sofort erschienen an jeder Straßenecke Plakate, wurden in allen Gassen Flugblätter ausgerufen, in denen gegen die Juden und ihre Emanzipation gezetert wurde: „Die Juden um zwei Kreuzer", „Die Juden wollen Bürger werden" usw. Die Juden antworteten, aber schwach. Von all dem Geschrei rechts und links hob sich nur eine Publikation ab, die Mannheimers, klar, knapp, würdig, überzeugend. Da die Petition ein Schlag ins Wasser war, so verlor sich bald die ganze Diskussion. Aber in nächster Nähe zündete sie auf einem anderen, sehr entzündlichen Grunde, in Preßburg. Dort hatten die Bürger sich an die in die Stadt gedrungenen Juden durchaus nicht gewöhnen wollen. „Was wäre das für Freiheit, wenn man sie jetzt nicht wieder vertreiben könnte!" Diese Äußerung eines bekannten Preßburger Bürgers ging als geflügeltes Wort von Mund zu Mund.

Ich war für die Ostertage nach Hause gekommen, nicht wenig stolz als Wiener Student, der auch bei der Revolution mitgetan! In Preßburg war man viel nüchterner wie in Wien und Pest geblieben, immerhin schien man in freudiger Stimmung. Aber schon am darauffolgenden Tag, es war Freitag vor Ostern, zeigten sich Dinge, welche mit dieser Stimmung sich gar nicht vereinigen wollten. Um vier Uhr nachmittags zog ein langer Trupp junger Burschen, zumeist Lehrlinge, mit kleinen Fahnen, schreiend und auf die Juden schimpfend, durch die Stadt. Wir Kinder lachten, mein Vater machte aber ein sehr ernstes Gesicht und sagte: „Das haben diese Burschen nicht von selbst getan; das ist geplant und da kommt mehr." Er ließ das Geschäft früher als sonst schließen, verbot allen, das Haus zu verlassen und ließ das Tor absperren. In der Abenddämmerung ging nun ein wahrer Hexensabbat los. Die Bürger der Stadt hatten

den Pöbel zur Plünderung der Juden aufgehetzt. Die beiden Gitter, die das Ghetto abschließen sollten, standen nicht am Ende der Judengasse. Eine Anzahl von Häusern, in denen sich gerade die besten Läden befanden, stand außerhalb der Gitter. Die Polizeiwache hatte diese abgesperrt und die Menge beraubte vorläufig diese außenstehenden Häuser und Gassenläden. Der Stadthauptmann rief den Militärkommandanten, den später auf der Pester Kettenbrücke ermordeten Feldmarschalleutnant Grafen Lamberg um Hilfe an. Der postiert je eine halbe Kompanie an den beiden Gittern, erklärt, nur die Judengasse, nicht aber die in der Stadt befindlichen Juden und Judenhäuser schützen zu können. Das gilt den Führern des Pöbels als Signal und Ermunterung, sich auf die Juden gehörigen Häuser in der Stadt zu stürzen. Das den schon geplünderten Häusern der Judengasse zunächst gelegene war unser Haus. Alsbald sammelte sich ein wütender Haufe, der zuerst durch einen Steinhaufen alle Fensterscheiben zertrümmerte und dann das Haus selbst zu erstürmen versuchte. Doch hatten wir das Tor inzwischen verrammelt und mit allem möglichen verbarrikadiert. Die Fenster des Erdgeschosses hatten starke Gitter, die den Hammerschlägen nicht weichen wollten. Einige von uns sahen vom Dach aus, daß der christliche Nachbar, der Fischmeister, einige Leitern herausräumte, die es den Stürmenden möglich machen sollten, durch die Fenster des ersten Stockes in das Haus zu gelangen. Dann standen wir alle in der Toreinfahrt, hörten das Gröhlen des wütenden Pöbels, das Klirren der Fensterscheiben, die Hammerschläge auf die Gitter und waren des Ärgsten gewärtig. Unter unseren Wohnparteien war nur ein Christ, der Spengler Berthold, welcher im rückwärtigen Trakte wohnte. Der brave Mann, welcher sich sonst nichts weniger als freundlich zeigte, sagte zu meiner zitternden Mutter: „Geben Sie mir die drei kleinen Kinder," sie waren zwischen vier bis sechs Jahren, „ich lege sie zu den meinen in die Betten und werde sie schützen wie die meinen. Mehr kann ich nicht tun, die Großen müssen sich selbst wehren!" Nachdem wir die Kinder übergeben hatten, legte er seine Bürger-

militäruniform an, rüstete sich mit Flinte und Seitengewehr aus und pflanzte sich vor seiner Wohnungstür auf. Er meinte: „Das wird wohl genügen; die Leute werden doch die Wohnung eines Bürgerfeldwebels respektieren.“ Inzwischen kletterten über das Dach des Hinterhauses zwei unserer Leute hinab, eilten zum Militär, das einige Schritte entfernt, Gewehr bei Fuß, vorher der Plünderung der Läden und jetzt auch der Erstürmung unseres Hauses ruhig zusah und flehten den kommandierenden Hauptmann dringend um Hilfe an. Dieser ließ sich rühren und schickte einen Zug unter Trommelwirbel und mit gefälltem Bajonett auf den Platz. Die Menge entfloh sofort. Außer den zertrümmerten Fensterscheiben und den verbogenen Gittern hatten wir keinen Schaden gelitten. Andern jüdischen Hausbesitzern war es allerdings viel schlimmer ergangen. Aber am schlimmsten kam ein Gebäude weg, das schon nach seinem Zweck und Charakter Schonung verdient hätte: das vereinigte Schulgebäude der Todescoschen Anstalt, unmittelbar neben der Obersten Behörde der Stadt und des Komitats, dem Komitatshause. Das zwei Stock hohe Schulgebäude wurde vom wütenden Pöbel bis auf die nackten Mauern vollständig demoliert, das Dach angezündet, während nebenan, im Komitatshause, die Komitatsheiducken in voller Bereitschaft ausgerückt, ruhig zusahen. Am ganzen folgenden Tag dauerten die Unruhen und Plünderungen fort. Unter Lebensgefahr wagten sich die Vorsteher der Judengemeinde auf das Rathaus, erinnerten den Magistrat an seine Pflicht, verlangten Schutz. Dieser entschloß sich endlich, die Bürgermiliz unter Waffen zu rufen. Doch vergebens; die Bürger verweigerten die Ausrückung und erklärten in einer nachts abgehaltenen Versammlung, nicht eher unter das Gewehr zu treten, als bis der Magistrat sämtlichen Juden den Befehl gegeben, die Stadt zu verlassen und sich ins Ghetto zurückzuziehen. Der Magistrat folgt dem in der Nacht von den Bürgern gefaßten Beschluß, und des Morgens um acht Uhr klebte an allen Straßenecken der Befehl des Magistrats, daß sämtliche Juden ihre Häuser, ihre Wohnungen zu räumen haben. Wohin, wo sie Platz finden sollten, sei ihre Sache.

Jetzt rückte die Bürgerwehr aus, postierte sich neben dem demolierten und verbrannten großen Schulgebäude, neben den geplünderten Häusern und leeren Läden. Die Preßburger Bürger von 1848 waren in ihrer Gesinnung nicht besser, in der Methode viel schlimmer und gewaltsamer geworden als ihre Ahnen vom Jahre 1527. Das Merkwürdigste jedoch in dem Verlaufe dieser zweiten Austreibung der Juden war, daß die Juden, welche doch genau wußten, daß der Magistrat nicht das Recht hatte, das Landesgesetz vom Jahre 1840 eigenmächtig für Preßburg aufzuheben, sich unterwarfen. In wenigen Stunden war tatsächlich kein Jude mehr außerhalb des Ghetto. Nur ein einziger hatte den Mut, zu widerstehen. Der Pächter des städtischen Brauhauses, Hermann Hirschl, erklärte dem Magistrat, er werde selbst der Gewalt nicht weichen, sondern ihr Gewalt entgegensetzen. Er verbarrikadierte sein Haus von allen Seiten und bewaffnete seine Knechte. Der Magistrat läßt den mutigen Mann im Hause — buchstäblich als einzigen von allen Juden — in der Stadt. Ein Teil von ihnen hatte sich geflüchtet, die andern sich, wie sie konnten, im Ghetto untergebracht. Unsere ganze Familie hatte gleichfalls unser schönes Haus verlassen und in einer leerstehenden Wohnung des Bernauerschen Hauses Unterkunft gefunden. Nachdem die Juden aus der Stadt verschwunden waren, trat Ruhe ein. Aber noch am zweiten und dritten Tag kamen aus der nördlichen Umgebung, der Slowakei, Bauern und Bäuerinnen mit großen Tüchern und Körben, um an der Plünderung noch teilzunehmen. Da sie unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten, plünderten sie zu Hause ihre Juden. So in Wagneustadtl und in anderen größeren und kleineren Ortschaften. Die südliche, magyarische Seite der Umgebung verhielt sich ruhig; kein magyarischer Bauer hat dort gegen seinen jüdischen Nachbar die Hand erhoben. Inzwischen hatte das Ministerium in Pest auf die Kunde von diesen Vorfällen einen königlichen Kommissär, Tarnoczy, mit genügendem Militär nach Preßburg geschickt. Er ließ sofort das Standrecht verkünden, erklärte, ohne Erbarmen jeden hängen zu lassen,

der sich rühren würde, kassierte den Beschluß des Magistrates und forderte die Juden auf, unter seinem Schutze in ihre Häuser und Wohnungen zurückzukehren. Nur langsam, nach und nach, erst nach Wochen, wagten sie seiner Aufforderung zu folgen. Die Untersuchung, die Tarnoczy anstellte, ergab zur Evidenz, daß die Bürger der Stadt den Plan gefaßt und ausgeführt hatten, durch die Plünderungen die Austreibung der Juden vom Magistrat zu erzwingen. Er lehnte es aber ab, die Schuldigen weiter zu verfolgen und wir dankten Gott, daß wir am Leben geblieben waren.

In einer zweiten ganz merkwürdigen Fernwirkung kamen durch die Ereignisse in Preßburg eine Reihe von deutschen Dorfgemeinden im Elsaß zu Schaden. Sie hatten von den Plünderungen gehört und sahen nicht ein, warum sie nicht auch ihrerseits das gleiche tun könnten und plünderten auch tatsächlich ihre Juden in den Gemeinden aus. Die ausgeplünderten Juden verstanden aber keinen Spaß, wandten sich an die Gerichte, und da das französische Gesetz für solche Vorfälle die Gemeinden streng haftbar macht, so wurden diese auch tatsächlich in allen Instanzen verurteilt, ihre geplünderten Gemeindegenossen schadlos zu halten[1].

Ich war nach diesen Ereignissen nach Wien zurückgekehrt, um meine Studien an der Technik wieder aufzunehmen. Doch hatte in Wien das Studieren überhaupt bald ein Ende. Es kamen die Maitage, die Barrikaden, der Sturz des Ministeriums Pillersdorf, die Einberufung des konstituierenden Reichstages. Die Studenten waren berauscht, unfähig zu lernen und verlangten die Beendigung des Studienjahres. Die Behörden waren froh, diese unruhigen Elemente los werden zu können, bewilligten mit Vergnügen die Beendigung der Vorlesungen und die Ausstellung von Abgangszeugnissen, welche die Prüfungs-

[1] Natürlich ist bei uns auch noch heute von einem solchen Gesetze keine Rede; einzig und allein das böhmische Gemeindegesetz besitzt in dieser Richtung einige Bestimmungen, die aber nahezu wertlos sind, weil man den Gemeindebehörden nachweisen müßte, daß sie ihre Pflicht zur Aufrechterhaltung der Ordnung versäumt hätten.

zeugnisse ersetzen sollten. Ich erinnere mich noch lebhaft der letzten Vorlesung, in der unser Professor Straßnitzky mit Wehmut von uns Abschied nahm: „Ich verstehe nicht," sagte er, „warum man nicht unter der Freiheit sollte gerade so studieren können wie vorher." Ohne Vorlesungen hatte mein Verbleiben in Wien keinen Zweck und ich ging wieder nach Preßburg.

Ich hatte von der Technik genug und war entschlossen, zum Gymnasium zurückzukehren. Das Jahr wollte ich nicht verlieren und benützte meine Zeit, um die mir verloren gegangene sechste Lyzealklasse privat nachzuholen. Mein alter Gönner, Professor Lichtner, unterstützte mich dabei aufs bereitwilligste. Soweit ich Unterricht und Nachhilfe brauchte, gewährte er mir beides, ohne irgendwelche Entlohnung hiefür zu verlangen. In drei Monaten konnte ich die Prüfung ablegen. Die Wiener Ereignisse bis zu den Oktobertagen erfuhr ich nur aus der Zeitung. In Preßburg blieb alles ruhig, bis der Zug Jelačičs gegen die Donau auch unsere Stadt in die größte Aufregung versetzte. Seine Truppen hatten den denkbar schlechtesten Ruf. Man hielt sie für Räuber und Mordbrenner. Man fürchtete, daß er, um dem ihm auf dem Fuß nachfolgenden ungarischen Landsturm auszuweichen, bei Preßburg über die Donau setzen wolle und ließ die Schiffsbrücke ausheben. Alles war in Gärung. In der Stadt lagen einige Kompanien des italienischen Regiments Cecopieri, welche nur unmutig und widerwillig ihren Dienst versahen und mit der Bevölkerung fraternisierten. Endlich hieß es, Jelačič habe sich vor den Ungarn gegen Wien geflüchtet und diese zögen nach Wien, um der revolutionierten und von Windischgrätz belagerten Stadt Hilfe zu bringen. Der auch diesseits der Donau aufgebotene ungarische Landsturm von durchaus säbelbeinigen, mit Sensen bewaffneten Bauern zog durch die Stadt über die wieder eingehängte Schiffsbrücke, um sich mit der ungarischen, auf dem Marsche nach Wien begriffenen Armee zu vereinigen. In der Stadt selbst werden einige Kompanien Freiwilliger gebildet, die mitgehen und mitfechten wollten. Eine derselben wurde von der Judengemeinde zusammengestellt. Ich trat auch ein und an

einem der letzten Oktobertage marschiere ich in ihren Reihen ab. In Kittsee hielten wir zwei Tage Rast, wo man uns die Sense zu handhaben lehrte, ohne den Vordermann zu verwunden. Ich war einer der wenigen der Kompanie, die eine andere Waffe trugen: einen sehr harmlosen Stutzen. Von Kittsee brachen wir nach Mitternacht auf und marschierten, bis man uns zwischen Mannswörth und Schwechat Halt machen ließ. Vor und hinter uns, rechts und links von uns Sensenmänner. Nur hie und da ein kleiner Trupp früherer österreichischer, jetzt in unseren Reihen stehender Soldaten und regelrecht bewaffneter Nationalgardisten aus den magyarischen Städten. Wir standen einige Stunden lang, bis ungefähr, wenn ich mich recht erinnere, um 10 Uhr morgens Bewegung in die Massen kam. Wir hörten vor uns schießen, dann nahmen alle, auch von der linken Seite, plötzlich die Bewegung zur Flucht. Dieses Fliehen, die vor Angst bleichen Gesichter, das Stürzen der Eilenden machten auf mich einen solchen Eindruck, daß noch heute, nach 60 Jahren mir die Szene lebendig vor Augen steht. Meine Kompanie hatte ich schon längst verloren, da kommt mir ein Gedanke: Das Fliehen ist doch nicht so regelrecht vorgeschrieben wie das Vorwärtsmarschieren; fliehen kann doch jeder auf seine eigene Rechnung. So springe ich denn über den Graben, der die von den Flüchtigen besäte Straße von den Äckern trennt, werfe meinen Stutzen, Tasche und Mantel hinein und gehe, ohne mich um die beiden Armeen weiter zu kümmern, quer durch die Felder nach einem Ort, dessen Kirchturm ich aus der Ferne blinken sehe. Nach einem tüchtigen Marsch von einigen Stunden bin ich dort; es war Bergen, das, wie ich weiß, nur einige Stunden weit von Kittsee entfernt liegt. In Kittsee wäre ich ja wieder zu Hause; so gehe ich ruhig auf der Straße weiter, bis ich spät nachts dort anlange. Der flüchtige, ungarische Landsturm hatte das Dorf schon längst passiert. Alles war ruhig. Ich trommle einen der Kunden unseres Geschäftes, Lazar Löwy, Vater des später so reich gewordenen Selchers Löwy in Wien, heraus; er gibt mir Brot, Wein und Nachtquartier und des Morgens führt er mich in seinem Wagen nach Preßburg zurück.

Mit dieser Episode war meine Teilnahme an der Revolution und meine militärische Laufbahn überhaupt zu Ende. Der Kampf hatte, wie ich später erfuhr, kaum zwei Stunden gedauert, und es wäre dem österreichischen Kommandierenden, einem Feldmarschalleutnant Graf Auersperg, leicht gefallen, die ganze ungarische Truppe in die Donau zu werfen. Er war aber human genug gewesen, dies zu unterlassen.

Das Schauspiel, das sich mir in der nächsten Zeit in Preßburg bot, war eigentümlich genug. In Wien war die Revolution besiegt und hier einen Tagmarsch entfernt, wurde den Ungarn fast zwei Monate lang freie Zeit gelassen, eine regelrechte Armee zu organisieren. Buchstäblich sah man eine solche aus dem Boden wachsen. Zu den Bauernjungen, welche die ungarischen Regierungskommissäre genau so wie eine legitime Regierung rekrutierten und zu Honvedbataillons formierten, gesellten sich die intelligenteren Elemente, Studenten, Handlungskommis, Handwerker, aus denen Kavallerie, Artillerie und sonstige technische Truppen so gut es eben ging, gebildet wurden. Jeden Tag begegnete ich ehemaligen Kollegen als frischgebackenen Unteroffizieren und Offizieren. Ende Dezember rückte Windischgrätz in Ungarn ein, aber vorher war eine gut organisierte ungarische Armee in voller militärischer Ordnung langsam bis hinter die Theiß gegangen, von der sie dann im Frühjahre 1849 vorbrach und die reguläre österreichische Armee nach einer Reihe blutiger Schlachten vor sich her bis an die Waag zurückwarf. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ohne die russische Hilfe die Ungarn wie zu Zeiten des Mathias Corvinus in Wien einmarschiert wären.

Mit dem Einmarsche der Österreicher in Preßburg waren die interessanten Szenen zu Ende und ich kehrte zum Alltagsleben zurück. Ich wollte nun wieder nach Wien, um dort mein Gymnasium zu vollenden. Das war leichter gedacht als getan. Preßburg stand unter der drückendsten Militärpolizeigewalt, die wie in allen anderen von den Österreichern besetzten ungarischen Städten strengste Order hatte, den Zuzug nach Wien möglichst zu verhindern. Wenn die Preßburger Kaufleute nach Wien

wollten, um einzukaufen, so konnten sie nur mit Schwierigkeiten den auf eine bestimmte Anzahl von Tagen lautenden Paß erhalten. Mir gab der Polizeikommissär, dem ich angegeben hatte, in Wien weiter studieren zu wollen, die Antwort: „Studieren Sie in Preßburg, Sie haben in Wien nichts zu suchen."

Als ich endlich doch nach Wien gelangt war, ging im Schottengymnasium das erste Semester zu Ende und ich verdankte die Aufnahme nur dem besonderen Wohlwollen eines der Professoren. Das Schottengymnasium ist mir immer in angenehmer Erinnerung geblieben. Ein Teil der Professoren des Stiftes hatte die Lehramtsprüfung noch nicht abgelegt, in einigen Fächern unterrichteten weltliche Ersatzlehrer. Erst in der achten Klasse waren es durchwegs Geistliche, die auf dem Katheder standen. Obenan steht in meinem Gedächtnis der Professor Sigismund Gschwandner, der spätere Regierungsrat und Direktor des Gymnasiums. Ich habe noch selten einen wohlwollenderen und liebenswürdigeren Menschen kennen gelernt. Wir sind in Verbindung geblieben so lange er lebte, und er hat sich ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, auch noch meinem Sohne ein Lehrer sein zu können. Er war ein tüchtiger Mathematiker und Physiker. Das war eben nichts Besonderes. Aber er gehörte zu jenen merkwürdigen Schwärmern, welche, wie Günther hofften, den dogmatischen Katholizismus mit der Philosophie vereinigen zu können. Neben ihm wirkte als Professor der deutschen Literatur der spätere Abt des Stiftes, Othmar Helferstorfer, ein wirklich liberaler, gebildeter, aber keineswegs bedeutender Mensch. Von diesen beiden stach sehr unangenehm Professor Hauswirth ab, der ihm später als Abt folgte. Er war Religionslehrer und Professor der Geschichte, ein Soldat in der Kutte, streng, gebieterisch, fleißig und hatte — ein unter Geistlichen seltener Fall — die Doktorate der Theologie und Philosophie erworben. Er besaß aber keinen Geist, machte den Gegenstand, den er vortrug, langweilig, weil er nur das vortrug, was er selbst in einem Lehrbuche gefunden. Ich hatte nun das Kompendium der Geschichte entdeckt, aus dem er seine geschicht-

liche Weisheit schöpfte. Es war der „kleine Weber", und da ich meinen Kollegen aus dieser Entdeckung kein Geheimnis machte, schaffte sich selbstverständlich jeder von ihnen das Buch an; darum war mir dieser Mann wenig hold und wir vertrugen uns sehr schlecht. Um die Würde des Abtes hat Gschwandner mit ihm konkurriert. Die Patres entschieden sich aber für Hauswirth, weil er früher als Kämmerer des Stiftes ein entschiedenes Verwaltungstalent und Zähigkeit in der Verteidigung der Klosterinteressen gezeigt hatte. Als nämlich bei der Stadterweiterung im Jahre 1857 die Basteien fallen sollten, hatte das Stift durch seine Freilegung nach dieser Seite hin eine kolossale Baufront zu gewinnen. Der Stadterweiterungsfonds verlangte nun von dem Stifte einen Beitrag zu den Kosten der Demolierung. Hauswirth als Kämmerer hatte die Energie, jede Leistung zu verweigern und den großen Gewinn kostenlos für das Stift zu erreichen. Im ganzen aber war der Ton im Gymnasium ausgezeichnet, wahrhaft human; die Professoren bemühten sich in den Jungen das Interesse für den Lehrstoff zu erwecken. Auch unter den Kollegen war der Verkehrston gut. Damals fiel es keinem Studenten ein, den Unterschied zwischen Juden und Christen auch nur zu markieren. Von den Kollegen, die ich dort kennen gelernt, leben heute, so weit mir bekannt, nur noch der gewesene Vizebürgermeister Dr. Moritz Lederer, mit dem ich später im Gemeinderat gewesen, und der Sektionschef außer Dienst Baron Anton Niebauer. Von seither verstorbenen Kollegen bin ich später nur mit zweien in nähere Berührung gekommen, mit dem Magistratsdirektor Kren und in besonders intimer Weise mit Hugo Kraemer v. Auenrode, dem späteren Rektor der Prager deutschen Universität. Dieser verdient einige Worte der Erinnerung. Er entstammt einer alten österreichischen Hofratsfamilie. Vater und Großvater, Onkel und Großonkel waren Hofräte. Ein durchaus vornehmer Mensch, vornehm in Gesinnung, vornehm im Wesen, von ausgezeichnetem Urteil, überhaupt von scharfem Verstande, war er aber von einer unüberwindlichen Faulheit. Wissenschaftlich hat er nichts geleistet als

eine kleine Broschüre in den 60er Jahren über den Schleswig-Holsteinschen Sukzessionsstreit. Seine Karriere als Dozent, außerordentlicher und dann ordentlicher Professor verdankte er nicht seinen Leistungen, sondern seinen Verbindungen.

Einen anderen Schulkollegen, meinen verehrten Freund Erb, habe ich dem Leser schon im ersten Buche vorgeführt.

Der Letzte, dem ich gern ein Wort der Erinnerung widme, war Karl Granitsch, mit dem politische Tätigkeit mich später vielfach zusammengeführt hat. Er war nicht nur ein Mandatsträger, sondern ein wirklicher Politiker, der manche Schwächen gezeigt haben mag, aber sicherlich viele Vorzüge besaß.

Mit der Maturitätsprüfung im Jahre 1850 (die erste an österreichischen Schulen) war die Episode des Schottengymnasiums zu Ende. Ich kann hier mit meinem Urteile nicht zurückhalten, daß ich diese Maturitätsprüfung für eine pädagogisch lächerliche Einrichtung halte. Die Professoren haben den Jungen acht Jahre lang vor sich gehabt, ihn fort aufsteigen lassen, und dennoch soll erst der Moment der Prüfung entscheiden, ob er für die Universität reif sei! Der Kandidat sollte von jeder Befangenheit frei sein; wie oft aber kann ein Zufall, eine Indisposition oder dergleichen über sein Schicksal entscheiden! Fasse ich aber das Resultat der im Schottengymnasium verbrachten zwei Jahre zusammen, so kann ich nicht anders sagen, als daß ich darin sehr viel für mein ganzes Leben gewonnen habe. Diese Geistlichen, mit Ausnahme des genannten Professors Hauswirth, haben es verstanden, uns für die Wissenschaft Neigung einzuflößen. Die Liebe zu unseren Klassikern, die Lichtner am evangelischen Lyzeum in Preßburg in mir geweckt hatte, ist hier durch Helferstorfer weiter genährt worden.

Nach dem abgeschlossenen Gymnasium hatte ich mich für einen Beruf zu entscheiden. Meine Mutter legte mir nun ganz ernsthaft nahe, das Studium aufzugeben und ins Geschäft zu treten. Sie hatte wenig Hoffnung für die Karriere eines Juden. Das Konkordat war zwar noch nicht geschlossen, aber wir segelten vollständig im reaktionärsten Fahrwasser, und ich hatte ihr kein

Geheimnis aus dem gemacht, was ich von anderen älteren Kollegen gehört hatte. Unter anderem hatte einer nach Absolvierung der Technik beim Handelsministerium um die Aufnahme als Praktikant im Eisenbahndienste angesucht; doch der damalige Leiter der Eisenbahnabteilung im Ministerium — er hieß Schimko — antwortete ihm kurz und bündig: „Es liegt nicht in unserer Tendenz, Akatholiken (wohlgemerkt also auch nicht Protestanten) anzustellen."

Ich konnte mich aber nicht zum Aufgeben der Studien entschließen und trat in die juridische Fakultät ein. Die Vorlesungen wurden damals im Theresianum abgehalten. Das Universitätsgebäude der Stadt war eine Kaserne. Nach Besiegung der Revolution, gleichsam um die Verachtung von Studenten und Universität unzweideutig zu äußern, war es dazu gemacht worden und geblieben bis die Akademie der Wissenschaften ins Gebäude einzog.

Aus den Vorlesungen des ersten Jahres sind mir vor allem die eines Privatdozenten Dr. Galba über rationelle Politik im Gedächtnis geblieben. Er hatte den Ruf eines sehr freisinnigen Lehrers; sein großer Hörsaal war zum Erdrücken voll, nicht bloß von Studenten, sondern auch von Hörern aller Klassen und Altersstufen. So jung ich auch noch war, gefiel mir der Mann und sein Vortrag nicht besonders. Er war sichtlich kein abgeklärter Geist. Es sprudelte in ihm noch durchaus die Revolution. Er schien mir nicht objektiv, sondern voreingenommen und ohne historischen Sinn. Das Auditorium war aber nicht meiner Meinung und namentlich seinen Vortrag über den Adel begleitete es mit stürmischem Beifall. Sicherlich hatte dieser Ausfall gegen die österreichische Aristokratie dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Der Vortrag war sein letzter gewesen; er wurde entsetzt und ging in die Schweiz. Dasselbe Schicksal erreichte während meiner Studienzeit aber auch einen sehr gemäßigten Mann, Edlauer, den ich in Naturrecht hörte. Was er lehrte, stand in jedem der damaligen Lehrbücher über das „Jus naturale", aber das war eben unter Minister Thun nicht mehr gestattet.

Neben diesen beiden hörte ich noch bei Hye Strafrecht und bei Keller Strafprozeß. Auf den letzteren kann ich mich nicht mehr erinnern, Hye ist mir im Gedächtnis geblieben. Ein distinguiertes Exterieur, ein Vortrag, mehr anziehend durch sein Pathos als durch Schärfe und Tiefe. An der philosophischen Fakultät hörte ich Lott über allgemeine Ethik. Das Thema interessierte mich gar nicht. Was er sagte erschien mir alles selbstverständlich. Aber er machte mir doch im persönlich sehr anziehenden Verkehr Lust, mich mit Philosophie zu beschäftigen. Das geschah während der ganzen Studienzeit. War ich auch überrascht, daß sich hier so ganz anders als in der Naturwissenschaft die Resultate historisch immer wiederholten, so hat mich doch der ganze Gedankengang der Metaphysik wunderbar angeregt. Ich bewahrte mir durch dieses Nebenstudium die Frische des Geistes, die beim Studium der Paragraphen so leicht verloren geht.

Im ganzen hatte ich wohl den besten Willen fleißig zu studieren. Aber in Wien war damals die Atmosphäre dafür noch nicht ruhig genug. Wir waren noch zu aufgeregt von den Erinnerungen an das Jahr 1848, und das bunte Leben rings umher ließ zu keiner Sammlung kommen. Ich wollte nach Heidelberg gehen, mein Vater war damit einverstanden; aber es ist kaum glaublich, welchen Schwierigkeiten ich in Preßburg begegnete, um einen Paß ins Ausland zu erlangen. Die dortige Statthaltereiabteilung verlangte die Deponierung einer großen Geldsumme zur Sicherstellung, daß ich meiner Militärpflicht genügen werde; ich entschloß mich kurz und ging mit Schluß des ersten Jahres nach Prag. Da hatte ich keine Erinnerungen und keine Freunde zu fürchten, die mich stören konnten. Diese Stadt imponierte mir nicht nur durch ihre wunderbare Lage, sondern noch mehr durch ihren historischen Charakter, den sie deutlicher als Wien trug. Die Geschichte Prags und Böhmens war sozusagen in ihren Straßen und Gebäuden zu lesen und lebte auch in der Bevölkerung, und diese erschien mir noch interessanter. Ihr Charakter war mir neu durch Teilung der Gesellschaft in Tschechen und Deutsche. In den Wiener Straßen hatte man keine andere

Sprache als die deutsche gehört; der tschechische Lehrbub — kaum daß er zur Taborlinie hereingekommen, wollte sein Tschechisch vergessen und Deutsch lernen. Und hier fand ich in einer Stadt zwei Völker, die miteinander weder sozial noch geistig verkehren; Deutsche und Tschechen sprachen miteinander nicht auf der Gasse, saßen nicht in demselben Wirtshaus; auf den deutschen Bällen erschien kein Tscheche, in den tschechischen Besedas kein Deutscher. Eine scharfe Kluft trennte beide Nationalitäten. Der „Salon" ist ausschließlich deutsch, die Tschechen haben ganz andere, durchschnittlich etwas tiefer stehende gesellschaftliche Mittelpunkte. Die Stimmung war hüben wie drüben gedrückt. Die Tschechen fühlten sich unterdrückt und die Deutschen konnten dieser Unterdrückung nicht froh werden. Die Juden galten offiziell und zählten auch selbst sich zu den Deutschen, wiewohl sie von den deutschen Christen eine Mauer trennte, über die nur einige wenige unter den obersten Juden gelangten. Die Masse der Juden lebte noch zusammengedrängt in der Juden-(Josefs)stadt. In vergrößertem Maßstabe fand ich das Preßburger Ghetto wieder, denselben Klein- und Großhandel, dieselben kleinen und großen Läden und Magazine und dieselben Ehefrauen, auf welche noch mehr als in Preßburg die Hauptlast der Arbeit fiel, vom selben tüchtigen Charakter und ausgesprochener Individualität. In einem und demselben Geschäfte, es war eine bedeutende Nürnberger Engrosfirma, Austerlitz' Eidam, an die ich von meinem Vater eine Empfehlung hatte, fand ich drei Frauen, Großmutter, Tochter und Enkelin, alle zugleich herrschend, leitend, arbeitend: dieselbe Ursache mit derselben Wirkung. Im allgemeinen aber bildeten alle diese Prager einen von den übrigen Juden verschiedenen Typus. Sie werden von diesen in ganz Österreich als „Schmöcke" angesehen. Tatsächlich lag in ihrem Wesen etwas Besonderes; sie hatten eine bessere Schulbildung, taten sich aber darauf lächerlich viel zugute, sprachen in oft gezwungener Weise „hochdeutsch" und mit Vorliebe und Anmaßung über Dinge, von denen sie nichts verstanden. Aus allem und von allem, am meisten aber von sich selbst ungeheuer viel Wesens

machend, hielten sie sich überhaupt für die Distinguiertesten unter allen Juden, die Wiener mit eingeschlossen. Heute mögen sich diese und andere Absonderlichkeiten schon abgeschliffen haben, damals drängten sie sich jedermann auf.

Ich fühlte mich von diesen Kreisen nicht angezogen und gab sie nach einigen Antrittsvisiten bei Familien, an die ich empfohlen war, auf.

An der Universität fand ich die Studentenschaft gleichfalls geteilt. Deutsche und tschechische Kollegen verkehrten absolut nicht miteinander; sie gingen sich aus dem Wege. Obwohl ich durchaus deutsch gesinnt war, kam ich dennoch fast nur mit tschechischen Kollegen in Verkehr. Man kannte an der Universität damals keinen Antisemitismus, aber die Deutschen waren exklusiver. Ich hatte das Gefühl, daß sie den jüdischen Kollegen fremder gegenüberstanden als die tschechischen. Dazu kam, daß mir die tschechischen Studenten unbedingt den Eindruck machten, daß sie zwar etwas verstockt, aber unbedingt physisch arbeitsfähiger und fleißiger wären, geistig zwar weniger regsam, aber auf die Dauer tüchtiger. Diesen Charakter möchte ich den Tschechen überhaupt zuschreiben; sie sind für den Kampf geboren. Ein Stück Hussitentum schien mir noch in jedem zu stecken. Ich geriet auch bald in den Freundeskreis einer tschechischen Gruppe, in der ich mich ohne jedes Gefühl der Fremdheit bewegte. Insbesondere blieb mir daraus der Sohn Franz Palačzkys, Dr. Johann Palačzky, der spätere Professor der Geographie an der tschechischen Universität in Erinnerung. Er war das, was man ein „gelehrtes Kameel" nennt. Er hatte viel Wissen gleichsam in den Schubladen seines Kopfes aufgestapelt, ohne daß er imstande war, dasselbe geistig zu verarbeiten. Er ist erst jüngst gestorben. Durch ihn wurde ich in das Haus seines Vaters eingeführt, lernte dort auch dessen Schwiegersohn Ladislaus Rieger kennen, Männer, die auch ohne ihre geschichtliche Bedeutung interessante Leute gewesen wären. Die beiden Männer waren schon äußerlich sehr verschieden; Palačzky war das Urbild des deutschen Stubengelehrten, Rieger trotz seines deutschen Namens und seiner

deutschen Herkunft aber der richtige böhmische Löwe. Ein anderes Mitglied unseres Kreises war Habietinek, der spätere Justizminister im Kabinett Hohenwart; er galt schon damals unter uns Kollegen als ein bedeutender Junge. Dann Bececzny, der spätere Gouverneur der Bodenkreditanstalt und Generalintendant der Wiener Hoftheater. Später, 1859, bei einem Besuche in Prag kam ich in Berührung mit Slatkowsky, dem bekannten politischen Führer der radikalen Tschechen. Er war im Jahre 1848 zu mehrjähriger schwerer Kerkerstrafe verurteilt worden; dann hatte man ihm freigestellt, die Kerkerhaft als gemeiner Soldat in einem Infanterieregimente in Olmütz zuzubringen. Er wählte natürlich das letztere und war zu der Zeit, da er krank war, dauernd beurlaubt und bei seiner Familie. Seine Mutter hatte in zweiter Ehe einen vermögenden Müller, namens Trmal geheiratet und mit dem Sohne des Paares, der mein Kollege an der Fakultät, wurde ich in einer Weise befreundet, daß, als mich 40 Jahre später der Zufall nach Prag führte und ich ihn aufsuchte, wir alte Männer einige Tage miteinander verkehrten, als hätten wir uns nie getrennt. In seiner Familie lebte die Tradition, der zufolge sie ein altes böhmisches Rittergeschlecht von Toučic gewesen und im Dreißigjährigen Kriege des Vermögens und der Burg verlustig gegangen seien. Tatsächlich existierte ein altes Schloß dieses Namens, das zu jener Zeit in irgendeiner ärarischen Verwendung stand. Mein Freund hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in jahrelanger Arbeit den Beweis dieses Adels herzustellen und die Eintragung in das Adelsarchiv in der Tat erwirkt. Nicht aus Eitelkeit hat er dieses Ziel verfolgt, sondern die Korporation der alten böhmischen Rittergeschlechter gewährte aus ihren Stiftungen den Kindern der Mitglieder Jahresbezüge und Ausstattungen, welche, da diese Geschlechter immer mehr zusammenschmolzen, von Jahr zu Jahr größer wurden.

Als einen bedeutenden Kollegen will ich noch Ottokar Zeithammer, den späteren bekannten Tschechenführer erwähnen. Er war in unserem Kreise ein lebhafter, doch ernster Junge und

ein um so fanatischerer Tscheche, als alle seine anderen Familienmitglieder Deutsche waren. Der Vater, ein echter deutscher Schulmann, war Landesschulinspektor, seine Mutter eine feine, deutsche Dame; sein Bruder, ein deutscher Student, hatte für die Tschechen nichts als Spott. Daß sich Geschwister in Deutsche und Tschechen teilen, kam seltener vor. Aber ich hatte schon damals die Beobachtung gemacht, daß die Kinder vieler Deutscher Tschechen wurden; hauptsächlich darauf ist die Tschechisierung Prags zurückzuführen.

Aber es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Prag erst seit dieser Zeit tschechisch geworden wäre; im Gegenteil habe ich die bestimmte Erinnerung, daß es schon damals durchaus den Eindruck einer tschechischen Stadt gemacht hat. Eine gewisse kommerzielle und soziale Oberschichte war noch deutsch; aber unter freiem Himmel hörte man auch schon damals nur in der Judenstadt deutsch reden, in einigen wenigen Gassen der Altstadt und der Kleinseite. Heute ist, da die Jugend nicht deutsch zu erhalten war, der Tschechisierungsprozeß vollendet.

Worin die Anziehungskraft des Tschechischen auf deutsche Kinder lag, das zu definieren bin ich nicht imstande, sie war aber Tatsache. Das Italienische ist eine um so viel angenehmere, ich möchte sagen sprechbarere Sprache als das harte Deutsch. Ebenso begreife ich, daß der Deutsche, der nach Paris gerät, ein fanatischer Franzose wird. Selbst die leichte Anschmiegsamkeit der Deutschen in Ungarn ist mir verständlich. Beide Rassen, Franzosen und Magyaren, haben etwas für die Deutschen Interessantes, aber das Tschechische ist von vornherein geeignet, durch die Schwierigkeit der Aussprache auf den Deutschen abstoßend zu wirken. Die Schwäche der Deutschen nach dieser Richtung ist jedoch unbestreitbar; sie sind nur dort widerstandsfähig, wo sie in Massen festgeschlossen beisammen wohnen. Wo dieser Zusammenschluß fehlt, dringt das fremde Element ein. Als ein mehr kurioses als merkwürdiges Exemplar eines tschechisch gewordenen deutschen Sprößlings will ich als letzten aus dem Kollegenkreise einen Fürsten Rudolf Thurn und Taxis an-

führen. An sich war der junge Herr unbedeutend, blieb es auch als Mann. Er brachte es zu nichts als zu Schulden. Aber die Tschechen haben sich auf diesen Sprößling eines deutschen Fürstengeschlechtes nicht wenig zugute getan.

Immerhin hat mir diese Prager Kollegenschaft mehr geboten als die Wiener. Und auch die Professoren, zumindest einige von ihnen, boten mir mehr als ich in der Wiener juristischen Fakultät gefunden hatte. Allen voran denke ich an einen jungen Romanisten Schwanerth aus Göttingen; ein noch junger Mann verstand er es, mich für das römische Recht und dessen Geschichte geradezu zu enthusiasmieren. Er hatte bald herausgefunden, mit welchem Interesse ich seinen Vorträgen folgte, hatte mich eingeladen und bei meinem Studium fortgesetzt unterstützt. Ich muß sagen, kein Studium und keine geistige Arbeit überhaupt hat mir je mehr Genuß gewährt wie das Studium von Savigny und der ihm folgenden Schule Puchta, Leist usw. Als ein interessantes Faktum will ich hier nur gleich erwähnen, daß ich auf eine Idee geriet, die damals vielleicht in der Luft lag und deren Ausführung wenige Jahre später Josef Unger mit einem Schlage zum berühmtesten deutschen Juristen machte. Ich hatte in Wien Grassls Vorlesungen über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch gehört und war desselben ziemlich inne. Jetzt waren die neun Bände vom Savigny-„System" von mir eingesogen worden, und da kam mir der Gedanke, unser Gesetzbuch nach diesem System zu ordnen. Ich zerschnitt zwei Exemplare desselben in die einzelnen Paragraphe und ordnete dessen allgemeinen Teil nach Savigny. Die Paragraphe in dieser systematischen Ordnung gewährten mir sofort eine ganz andere Übersicht des gesamten Stoffes und ließen mich in die einzelnen Rechtsbegriffe und Gestaltungen ungleich tiefer eindringen. Ich ging weiter und ordnete nach „Göschens gemeines deutsches Recht" den besonderen Teil unseres Gesetzbuches. Ich war über diese Arbeit hocherfreut und fest entschlossen, sofort nach Beendigung meiner Universitätsjahre unser Gesetzbuch in dieser gefunden Systematik zu edieren. Nun allerdings, besser oder auch

nur ebenso gut als Josef Unger hätte ich es gewiß nicht getroffen.

So sehr mich auch das römische Recht fesselte, so konnte ich mich als Student, der sein Doktorat machen sollte, nicht auf das eine Fach beschränken; ich wählte noch einige Kollegien und darunter vor allem Nationalökonomie.

Das erste Buch, auf das ich geriet, war der damals allgemein studierte Rau, ein echtes Professorenbuch, gründlich und uninteressant. Der Ordinarius der Nationalökonomie, Jonak, welcher sich zumeist an Rau hielt, war ein überaus flacher Geselle. Also Rau und Jonak langweilten mich; ich griff nach Adam Smith, dem Urquell der damaligen ökonomischen Weisheit, nachdem ich vorher seinen französischen Interpreten, den damals viel studierten Say gelesen hatte. Aber alle diese theoretischen Deduktionen befriedigten mich nicht und es war mir eine förmliche Erholung, als ich auf die Schriften Friedrich Lists geriet. List wirkte auf mich wie Regen nach Dürre; nicht so sehr das, was, sondern wie er es lehrte, faszinierte mich. Der Eindruck war so nachhaltig, daß, als ich zwanzig Jahre später selbst zur Feder griff, mir Lists Weise plötzlich in der Erinnerung auftauchte und ich mich bemühte, ihm nahe zu kommen.

Ob mir das gelungen, ist allerdings eine weitere Frage.

Indessen der Hauptsache nach wendete ich mich in der Nationalökonomie einer anderen Richtung zu. Roscher nämlich hatte schon seinen „Leitfaden", wenige Blätter, fast nur aus Schlagwörtern bestehend, herausgegeben; welcher aber dennoch bereits das System der historischen Schule in diese Disziplin einführte. Ein Dozent, ein nicht uninteressanter Mann, ein Deutschnationaler mit dem slawischen Namen Mackowitzka, trug nun schon nach diesem Roscherschen Hefte vor und suchte mit redlichem Eifer dieses Gerippe durch eigenes Material möglichst auszufüllen. So wurde mir durch das gleichzeitige Studium der geschichtlichen Rechtsentwicklung einerseits und des Werdeprozesses in der Volkswirtschaft anderseits jener Gedanke schon damals klar, daß alle Rechtsinstitutionen nur der Ausdruck für die Tatsachen des Wirt-

schaftslebens sind. Ich begeisterte mich für die Idee, meine ganze Lebensarbeit diesem Zusammenhange zwischen Recht und Wirtschaft zu widmen; hier wollte ich eine Leistung vollbringen. An Plänen hat es mir also nicht gefehlt. Die historische Schule Savignys, welcher Nationalökonomie ganz fremd war, konnte zu dieser Konklusion nicht gelangen und diese wurde zu jener Zeit auch noch nicht ausgesprochen; erst viel später bin ich ihr in einer Schrift des geistreichen und nach meiner Ansicht viel zu wenig gewürdigten Lorenz Stein begegnet. Seither pfeifen allerdings diese Lehre die Spatzen von allen Dächern.

Die anderen Professoren an der juristischen Fakultät, Haimerl, bürgerliches Gesetzbuch, Thuna, Zivilprozeß, Klup, Finanzwissenschaft, sind kaum der Erwähnung wert. Als Kuriosum will ich nur noch eines außerordentlichen Professors erwähner, aus keinem anderen Grunde als weil er ein Jude war, ein für jene Zeit ganz merkwürdiger Fall. Er hieß Wessely, war früher, wenn ich nicht irre, Zensor gewesen, war ganz unbedeutend — ich besuchte sein Disputatorium über Strafrecht — aber er hatte durch irgendwelche Protektion diese ganz außerordentliche Begünstigung erreicht. An der philosophischen Fakultät hörte ich bei Höfler, vordem an der Münchner Universität, später Mitglied des Herrenhauses, allgemeine Geschichte. Der Mann war mir merkwürdig; er erinnerte mich an Hauswirth, obwohl er nicht nur an Wissen, sondern nach jeder Richtung an Distinktion turmhoch über ihm stand. Trotz umfassender und genauer historischer Kenntnisse war er ein gläubiger Katholik. Diese Kombination ist mir immer unbegreiflich geblieben, denn gerade in der Geschichte liest man ja schwarz auf weiß, daß kein religiöses Dogma ein anderes Schicksal hat, als nach einem größeren oder kleineren Zeitraume einzig das Objekt gelehrter Forschung zu werden. Höflers Vortrag war vom Katholizismus geradezu durchtränkt. Mir ward aber die Sache schließlich zu arg; ich ging entschlossen zu ihm hin, erklärte ihm meine Bedenken und sagte kurzweg: „Herr Professor, vielleicht haben Sie recht, vielleicht ist der Katholizismus die Wahrheit; zeigen Sie mir den Weg, um nach eigener Prüfung

zu einem selbständigen Urteil zu gelangen. Ich verstehe", sagte ich ihm, „Kant, ich habe auch Spinoza begriffen; seine Lehre ist nicht tröstlich, doch logisch. Den Katechismus kann ich unmöglich begreifen. ‚Sub specie aeternitatis, der Welt und Zeit ohne Anfang und Ende', scheint mir der Gedanke eines für alle Zukunft bindendes Dogma unmöglich."

Er hörte mich ruhig an und gab mir, um mich zu bekehren, „Möhlers Symbolik." Das Buch konnte ich nicht über die Hälfte lesen. Um davon bekehrt zu werden, muß man schon von vornherein überzeugt sein. Ich war offenherzig genug, ihm die Resultatlosigkeit dieses Versuches mitzuteilen, er gab aber die Hoffnung nicht auf. Als ich mich vor meiner Abreise von ihm verabschieden wollte, forderte er mich auf, ihn nochmals zu besuchen und gab mir bei diesem letzten Besuche einen Brief an Hofrat Philipps, den Professor der Rechts- und Kirchengeschichte in Wien, mit. Eine ähnliche Begegnung hatte ich mit einem anderen interessanten Manne, dem damaligen Kreuzherrengeneral. Einer seiner Ordensgeistlichen, dessen Name ich schon vergessen habe, gehörte dem tschechischen Studentenkreise an, in dem ich verkehrte.

Ich pflegte ihn in seinem Kloster zu besuchen, wo er mich einmal dem General vorstellte. Dieser würdigte mich eines längeren Gespräches und forderte mich auf, bei ihm wieder vorzusprechen. Man wußte im Kloster, daß ich Jude sei; das störte aber nicht die Unbefangenheit des Verkehrs, man setzte, ohne davon zu sprechen, meinen Glaubenswechsel als selbstverständlich voraus.

Diese Voraussetzung war nun allerdings sehr irrig. Religiöse Bedenken hatte ich nicht. Dazu kam, daß ich über meine Laufbahn reichlich nachgedacht hatte; welche ich immer als Jurist wählen mochte — Beamtentum, Advokatur oder Professur — letztere wäre mir die sympathischeste gewesen — die Zugehörigkeit zum Judentum war ein unübersteigliches Hindernis. Anderseits war ich darüber klar geworden, daß der Übertritt mich von meiner Familie vollständig trennen würde. Der einzige jüdische Kollege, mit dem ich hie und da ein Wort sprach — er hieß Bergmann — hatte aus mir herausbekommen, daß ich einen

Religionswechsel ventilierte und meinen schwankenden Zustand einem Herrn Ronsperger, bei dessen Kindern er Hofmeister war, denunziert; dieser letztere, welcher vielfach in Wien weilte und meinen Vater kannte, hatte die Denunziation an ihn weitergegeben. Tief erschüttert suchte dieser einen meiner Wiener Freunde, Ullmann auf und ließ mich durch diesen seine unverhüllte Meinung wissen. Nun hatte ich allerdings schon damals zu beobachten geglaubt, daß die Juden nur denen die Taufe verübeln, die dadurch nichts Höheres erreichen. Ich habe auch später nie gehört, daß irgendein Jude einem Julius Glaser und so vielen anderen ihres Übertritts wegen gezürnt hätte. Selbst den streng nationalen Juden sind die getauften Ludwig Börne und Heinrich Heine nichts weniger als antipathisch. Immerhin, ich konnte mich zu dem Schritt nicht entschließen und um jeder weiteren Versuchung auszuweichen, kehrte ich an die Wiener Universität zurück.

Ich habe damit vielleicht die folgenschwerste Handlung meines Lebens begangen. Wieder im Verkehr mit meinen Eltern, namentlich mit meiner Mutter, mußte ich jeden Gedanken an einen Bruch aufgeben. Ich mußte es darauf ankommen lassen, daß eine damals kaum zu hoffende Wendung, den Juden die wissenschaftliche Karriere oder zumindest die Advokatur öffne. Im Gedanken an die letztere Eventualität belegte ich ein Kollegium bei einem außerordentlichen Professor Alexander von Véghy, der ungarisches Privatrecht las. Dieses Recht zu kennen war einem österreichischen Advokaten der schwebenden Prozesse wegen noch immer vorteilhaft. Der Professor, der uns also das Tripartitum Verböczyanum vortrug, war der Typus eines alten magyarischen Vizegespans; kein besonderer Jurist, aber mir interessant, weil er sich fast jede Stunde hinreißen ließ, das eine oder das andere Kapitel aus der Geschichte der ungarischen Verfassungskämpfe zu erzählen. Was er erzählte war uns um so lehrreicher, als man extra Hungariam von allen diesen Dingen keine Kenntnis besaß. Schon dieser Verböczy selbst, welcher von den italienischen Universitäten das Corpus juris nach Ungarn

gebracht hatte, wo es in spezieller Form Gesetzeskraft erlangte, war eine hochinteressante historische Person. Vom Studenten brachte er es zum Palatin. Das justinianäische Recht kennt keine Feudalverfassung und keine Feudalen; Verböczy war ein Gegner beider und wurde von letzteren erschlagen. Aber kein Konversationslexikon kennt diesen merkwürdigen Mann.

Neben diesem magyarischen Professor hörte ich Pachmann über Kirchenrecht, das mir an sich außerordentlich langweilig erschien und nur durch den lebhaften, temperamentvollen Vortrag Pachmanns zu ertragen war, ferner Philosophie bei Lichtenfels. Wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, mir die Lust an der Philosophie vollständig zu vertreiben, so war dies der rechte Mann dazu. Er war der Bruder des bekannten Staatsrates von Lichtenfels, einer der geistreichsten unter allen den konservativen Staatsmännern Österreichs.

Dann die pièce de resistance: Hofrat Professor Philipps. Der Mann besaß, obwohl er keine andere offizielle Stellung als die eines Universitätsprofessors einnahm, den größten, wenn auch stillen Einfluß in den höchsten Kreisen. Er gehörte wie Stahl und Leo zu den Säulen der politischen und wissenschaftlichen Reaktion und war zu ihrer Vertretung und Propagierung nach Österreich berufen worden. Seine Erscheinung konnte eine günstige Wirkung nicht machen. Peinlich korrekt, auf dem Katheder stets im Frack, reserviert, glatt rasiert und glatt gescheitelt, machte er nicht den Eindruck von Offenheit und Aufrichtigkeit. Dies wirkte um so peinlicher, als ich wußte, daß er ein Bruder des radikalen Bürgermeisters von Königsberg sei und vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten war. Diese Konvertiten waren eben zu jener Zeit nach der Revolution in allen Ämtern und vom Staat abhängigen Berufen zu finden. Ich hörte bei ihm deutsche Rechtsgeschichte. Natürlich „historische Schule", aber ohne den Glanz Savignys. Denn dieser muß — nach seinem Buche zu schließen — ein glänzender und fesselnder Vortragender gewesen sein, und Philipps war ermüdend. Ich möchte sagen, daß jeder auf dem Katheder ermüdend wirkt, der sich

ängstlich auf der Linie hält und nicht dann und wann von dem einen oder anderen Punkte aus weiter reichende Ausblicke gewährt. Ich besuchte ihn, um ihm das Empfehlungsschreiben Höflers zu überreichen und er nahm mich freundlich auf. Er fragte mich nach meinen Plänen, ich explizierte ihm meine Studien und meine Wünsche für die Zukunft. Da meinte er: „Ganz hübsch; auf diesem Gebiete, nämlich der Vereinigung von Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, könnten Sie ja wirklich, wenn Sie die Kraft haben, Nützliches leisten. Gerade wir Konservative müssen auf diesen Zusammenhang Wert legen. Aber als Jude haben Sie keine Aussicht auf eine Professur, weder bei uns noch anderwärts, und den Arbeiten eines Privatgelehrten fehlt die rechte Wirkung. Über die Religion zu streiten wäre töricht, aber das kann man doch sagen, das Judentum ist eine chose passée. Können Sie Stahl oder Gans für unehrlich halten?" Ich dürfte ihm übrigens gefallen haben, denn er lud mich ein, ihn wieder zu besuchen, was er sonst nie tat. Ich bin aber nie dazu gekommen, dieser Einladung zu folgen.

Mit den hier angeführten Kollegien waren die sieben vorgeschriebenen Semester und mit ihnen überhaupt die Zeit beendet, in der es mir gegönnt war, für meine wissenschaftliche Ausbildung zu studieren. Im achten Semester begann die Arbeit für die Rigorosen.

Ich hatte als erstes das dritte „Römisches und Lehnrecht" gewählt, weil ich im römischen durch meine Arbeiten unter Schwanerth und fleißiges Studium ohnehin fest war. In diesem hatte ich nur zu revidieren und zusammenzufassen, was ich wußte, so daß mir zum eigentlichen Studium nur das Feudum übrig blieb. Allerdings wußte ich von letzterem nicht viel mehr als nichts. Leider ließ ich mich bei dem Überprüfen meines im „römischen Recht" gesammelten Materials immer wieder vom Interesse für den Stoff hinreißen und ging, anstatt mich genau an das zu halten, was man damals bei den Rigorosen verlangte — es genügte durchaus, wenn man den Makeldey auswendig wußte, — fort und fort auf weitere Entdeckungen aus,

so daß ich vor dem mir zur Ablegung der Prüfung festgesetzten Termine stand, ohne eigentlich prüfungsgerecht vorbereitet zu sein. Ich warf mich denn mit dem übertriebensten Eifer auf die Materie, studierte Tag und Nacht und geriet in eine peinlich nervöse Aufregung. Unglücklicherweise grassierte damals in Wien die Cholera. Eine harmlose Diarrhoe, die mich drei Tage vor der Prüfung befiel, verleitete meinen Arzt, der meine nervöse Aufregung unbeachtet ließ, mir ein riesiges Quantum Opium zu verschreiben. Nach wenigen Stunden wurde ich schwer krank und ich verbrachte acht Tage mit heftigsten Kongestionen. Als ich taumelnd das Bett verlassen konnte, war ich nicht imstande, meine Augen zu gebrauchen. Es war mir unmöglich, sie auf einen Gegenstand zu fixieren. Dabei hatte ich fortwährend das Gefühl, als wollten sie mir zum Kopfe hinaustreten, in der Nacht sprühten mir stets bald Flammen, bald Funken im Auge. Kurz: meine Augen waren zur Arbeit unbrauchbar geworden und die Andeutungen meines Arztes ließen mich sofort das Schlimmste für die Fortsetzung meines Studiums befürchten. Es waren entsetzliche Monate, die ich durchmachte. Aber die Ungewißheit mußte ein Ende finden. Nachdem ich noch einmal von den Ärzten denselben Bescheid erhalten, daß an ein eigentliches Studium nicht mehr zu denken sei, entschloß ich mich kurz. Ich hätte am liebsten als neuen Beruf die Landwirtschaft gewählt. Das war nicht gut möglich; die praktische Gelegenheit dazu fehlte und an der theoretischen Ausbildung an einer landwirtschaftlichen Schule hätte mich der Zustand meiner Augen gleichfalls gehindert. Nach einer kurzen Unterredung mit meiner Mutter trat ich in das Geschäft unseres Hauses in Preßburg ein.

Die Ereignisse innerhalb meiner geschäftlichen Laufbahn will ich, insoweit sie nach meinem Dafürhalten Schlüsse auf die allgemeinen Verhältnisse des österreichischen Kommerzes zulassen, in folgendem erzählen.

Drittes Kapitel.

Geschäft in Preßburg; Etablierung der k. k. privilegierten Großhandlung in Wien; Situation des Wiener Textilhandels; Krise 1857; Geld- und Kreditverhältnisse; selbständige Etablierung als Tuchhändler; weitere Krisen 1859 bis 1866; das „Vergleichsverfahren" des Jahres 1859 und seine Folgen; Umwandlung meines Tuchgeschäftes in ein Detail-Kleidergeschäft. Die Entstehungsgeschichte der Wiener Platz-Konfektion.

Zu der neuen Tätigkeit fehlten mir selbstverständlich alle Kenntnisse und offenbar auch die natürliche Eignung, vor allem die Liebe zum Erwerb; gerade die Notwendigkeit, erwerben zu müssen, war mir äußerst odios. Mit um so größerem Eifer und einer Art Verzweiflung suchte ich mich in der neuen Sphäre zurecht zu finden. Erhebend war sie nicht und ich mußte sozusagen ganz untertauchen, um von keiner anderen mehr etwas zu erblicken.

Indessen waren mir auch die „Landsjuden", wie man allgemein die jüdischen Händler vom Lande nannte, eine neue Rasse, die sich in vielen Stücken von den Ghetto-Juden unterschied. An natürlicher Intelligenz, ebenso im Gefühls- und namentlich im Familienleben standen sie noch immer viel höher als die Bauern, aber sie lebten mitten unter ihnen, standen mit ihnen auf dem Du-Fuße und hatten von ihrem Wesen merklich abgefärbt. Auf dem Dorfe hatte ich oft zu tun, und es machte mir den Eindruck, als hätten beide Teile etwas vom Schafe im Gesicht. Es bestand auch zwischen diesen Dorfjuden und den Bauern lange nicht jene Kluft, die die Ghettoleute und Christen so scharf trennte.

Vom Handel in Preßburg habe ich schon im ersten Buche gesprochen. Das Geschäft unseres Hauses war ein Manufaktur-

handel en gros. Die Klientel bestand aus den Kaufleuten in den kleineren Städten und Ortschaften; zumeist aber aus Hausierern; zu jener Zeit vollzog sich nämlich in Ungarn der Absatz — insbesondere von Textilwaren — noch vorwiegend durch den Hausierhandel. Nebst der Unzahl kleiner Hausierer, die den Pack auf dem Rücken die Dörfer durchzogen, gab es überall solche, die mit einem oder zwei vollbepackten Wagen in weitem Umkreis herumfuhren. Die stabilen Krämereien in den Dörfern führten in der Regel nur Spezereien, Nürnberger- und Eisenwaren und waren zumeist von kleinstem Umfange. Aber ich konnte schon damals beobachten, daß durch den nach der Revolution wieder aufblühenden Wohlstand und vermehrten Absatz, die Krämereien durch Kaufmannsgeschäfte, die auch Textilwaren führten, ersetzt wurden. Die Hausierer mit Wagen und Gespann machten sich natürlich erst in größeren Ortschaften stabil. Diesen Prozeß natürlich fortschreitender Entwicklung war die Wiener Regierung damals töricht genug, gewaltsam und ohne Rücksicht auf das Bedürfnis des flachen Landes forcieren zu wollen. Sie verbot plötzlich in ganz Ungarn das Hausieren mit Roß und Wagen und schuf dadurch große Verwirrung. Das Land war für diese Maßregel noch nicht reif und der große Hausierer mußte seine Ware, statt sie von Pferden ziehen zu lassen, einer Anzahl Bauern auf den Rücken laden. Die Verordnung blieb in Kraft, bis die österreichischen Beamten verschwanden; da es aber unmöglich war, sie strenge durchzuführen, so mußten die Behörden der langsamen, aber natürlichen Entwicklung ihr Recht lassen.

Das Lager unseres Geschäftes umfaßte nahezu die ganze Textilware; auf diese Weise lernte ich so ziemlich alles, was überhaupt gewebt wird, kennen. Ich hatte in diesem neuen Beruf ungefähr zwei Jahre zugebracht und glaubte das, was hier zu holen war, aufgenommen zu haben. Ich verließ also Preßburg und ging nach Wien. Ungefähr zur selben Zeit hatte sich mein Vater entschlossen, wohl das Preßburger Geschäft beizubehalten, aber ein anderes, größeres in Wien zu etablieren, in

das ich eintreten sollte. Nach den in Wien bestehenden gesetzlichen Verhältnissen konnte er kein bürgerliches Gremial-Handelsbefugnis verlangen. Er war aber beim Ministerium um die Verleihung des „k. k. Großhandelsprivilegiums" eingeschritten, weil er darauf ein Recht zu haben glaubte. Das Ministerium wies ihn ab. Am Tage, nachdem er den abweisenden Bescheid erhalten, stellte ein unbekannter Mann sich bei ihm als Beamter des Ministeriums vor und erklärte ihm: „Ich weiß, Sie sind mit Ihrem Gesuche um die Großhandlung abgewiesen worden. Es ist Ihnen Unrecht geschehen. Ich bin imstande und bereit, Ihnen den Weg zu zeigen, auf welchem das Unrecht gut gemacht werden kann. Suchen Sie den Herrn F. am Hof auf und erklären Sie ihm Ihre Angelegenheit." Mein Vater folgt diesem Rate, F. hört ihn ruhig an, meint: „Ich weiß natürlich von der Geschichte, kommen Sie morgen. Mir stehen die Akten im Ministerium zur Einsicht offen. Wenn nicht irgendein besonderes Bedenken gegen Ihre Person obwaltet, werden Sie das Dekret erhalten, wenn Sie 1600 Gulden zahlen können, und zwar 600 Gulden voraus, die auch dann verloren sind, wenn ich wider Vermuten diesmal Unglück haben sollte, 1000 Gulden nach Erhalt des Dekretes; Sie können sich inzwischen über mich bei einigen erkundigen, welche speziell die Großhandlung durch mich schon erhalten haben." Von denen, die er nannte, erinnere ich mich noch heute einer Anzahl Firmen. F. hatte offenbar diese Referenzen angeführt, weil die Betreffenden gleichfalls Preßburger waren, also meinem Vater bekannt sein mußten. Die Herren sagten in der Tat übereinstimmend: „F. nimmt nichts in die Hände, was er nicht imstande ist, durchzuführen, er ist verläßlich." Mein Vater machte also das Geschäft mit ihm und hat nach neuer Einreichung anstandslos und sehr rasch die Befugnis zur Großhandlung erhalten. Natürlich beschränkte sich die Tätigkeit F.s nicht auf die Verleihungen von Großhandlungen. Seine Vermittlungen waren mannigfachster Art. Nähere Kenntnis habe ich nur von seiner Vermittlung bei der Erlangung von Kurrentwaren-Handelsbefugnissen erhalten,

für welche die Statthalterei den Dispens von Lehr- und Servierzeugnis erteilte. Ich kannte übrigens noch andere Vermittler dieser Art und einzelne ihrer Verbindungen. Ich erinnere hier an das, was ich in dem früher mitgeteilten Vortrage über die Zustände vor der Einführung der Gewerbefreiheit und über die Rolle, welche die gewerbsmäßigen Vermittler in denselben gespielt haben, im Zusammenhange erzählt habe. Aus der Episode der Erlangung der „k. k. Großhandlungs-Befugnis" erfährt der Leser eine der lebendigen Quellen, aus denen ich meine Kenntnis der Vorgänge, wie sie sich damals abspielten, geschöpft habe.

Mein Vater machte nun von dem ihm verliehenen Großhandlungsprivilegium Gebrauch und gründete September 1854 in Wien das Geschäft.

Die Art, wie es aufgebaut wurde, war die denkbar einfachste. Zum Verständnis muß ich folgende allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Im ganzen Mittelalter bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Frauenkleidung für die besseren Schichten durchaus aus Wolle, zumeist ein glattes, einfärbiges Gewebe; für die unteren Klassen, namentlich für die ganze Bauernschaft war der in der Regel blau gefärbte Leinwandkittel die gewöhnliche Kleidung. Der aus dem Auslande eindringende bedruckte Baumwollstoff verdrängte aber zum großen Teil Wolle und Leinwand, da er ungleich billiger, bunter und gefälliger war. Das Prohibitivsystem veranlaßte gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Reihe Prager Händler zum Versuche, diese bunten Kattune selbst zu erzeugen, und zwar in primitivem Handdruck, da man die Walze noch nicht kannte. 28 Fabrikanten dieser Kategorie zählte man am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Prag. Die meisten von ihnen sind ebenso zugrunde gegangen, wie schon früher einige Wiener Kaufleute, welche das gleiche Experiment gewagt hatten. Als ich ins Geschäft trat, bestanden für diesen Massenartikel der Textilware in Österreich hauptsächlich fünf Fabriken: die Kosmanoser des Leitenberger und die Neunkirchner des „du Pasquier, Fatton

& Comp." erzeugten feinere, die anderen drei: Dormitzer, Přibram und Porges gewöhnliche Ware. Dann kamen noch zwei oder drei kleinere. Und dieser Handvoll Fabrikanten in den bedeutendsten Artikeln der Manufakturware standen die unzähligen Manufakturwarenhändler Österreich-Ungarns, die großen wie die kleinen, die Engrossisten wie die Detailliſten gegenüber! Was aus diesem Mißverhältnisse resultieren mußte, ist klar. Die ausländische Ware war prohibiert, die ganze Kaufmannschaft diesen wenigen Fabriken geradezu ausgeliefert. Natürlich nützten sie ihre Macht außerordentlich aus. Kosmanos und Neunkirchen standen mit ihrer feinen Ware jeder für sich allein und konnten den Preis ohne Einschränkung kommandieren. Die anderen Fabriken setzten jedesmal vor Beginn der Saison untereinander die Preise fest, und zwar, da jede Fabrik eine andere, bessere oder geringere Qualität erzeugte, für jede besonders. Diese also festgesetzten Preise waren genau so kalkuliert, daß sie den Engros-Zwischenhändlern keinen nennenswerten Gewinn mehr übrig ließen. Das halbe Dutzend Fabrikanten konnte den Preis nach Willkür feststellen, weil sie einander nicht konkurrenzierten, sondern sich untereinander verständigten. Die Abnehmer in ihrer ungeheuren Anzahl aber mußten sich die böseste Konkurrenz machen, da die Ware der wenigen Fabriken eine sogenannte „deklarierte" sein mußte, d. h. von jedem Kaufenden, jedem kleinen Händler genau gekannt ward. In der Regel konnten die Grossisten bei Kattunwaren keinen anderen Gewinn als anderthalb Kreuzer, d. h. 6 bis höchstens 8 % pro Elle erzielen, also einen Verdienst, der auch nicht annähernd hinreichte, um Spesen, Delkredere und Zinsenverluste zu decken. Dieselben Verhältnisse walteten auch beim Absatz jener Ware vor, die von einer anderen Serie großer Fabrikanten für Frauenkleidung erzeugt wurde, nämlich in Reichenberg, Böhmisch-Aicha usw., welche Orleans, Lüster, Cachemirs u. dgl. erzeugten. Auch dieser Artikel war in der Hand von nicht mehr als fünf Fabrikanten. Die beiden Liebiegs, F. Schmitt, Blaschke & Co., Franz Hiller. Alle hatten für ihre Waren den gleichen Preis, den sie im Kartellwege feststellten, und zwar ohne daß sie

aus dieser Kartellierung irgendein Geheimnis machten. Nun war das neue Geschäft meines Vaters ganz einfach auf den Absatz von Kotton-Druckwaren aufgebaut, hatte also eine Grundlage, die von der gesunden des Preßburger Stammgeschäftes vollständig verschieden war. Auch in letzterem hatten wohl die Kottonnerie und die sonstigen deklarierten Artikel weniger Nutzen abgeworfen; dieses Manko wurde aber durch den besseren Profit bei allen anderen Waren gedeckt, die die Mehrzahl bildeten. Zu dem von meinem Vater befolgten Modus der Etablierung hatte schon ein Vorgänger, Sigmund Pollak, ein sehr kühn anfangendes und ausgreifendes Beispiel gegeben. Er hatte fast ganz ohne Kapital begonnen, nur mit dem reichen Kredite, den ihm Kosmanos, Dormitzer, Porges gewährten. Mein Vater hatte in sein neues Wiener Geschäft eine, wenn auch nicht große Summe, doch immerhin ein Barkapital von 50 000 fl. investiert, für jene Zeit ein reeller Anfang. Die falsche Basis aber schloß einen prosperierenden Fortgang aus. Von den Fabrikanten mußte auf vier Monate gekauft werden. Die Provinzkundschaft hätte zu dem gleichen Termine bezahlen sollen, hielt ihn aber nur in den seltensten Fällen ein, prolongierte eigenmächtig ihre Verbindlichkeit auf sechs und selbst mehr Monate. Die Zinsendifferenz und die bedeutenden Geschäftsspesen, Miete, Personal, Steuer sowie die unausbleiblichen Verluste konnten unmöglich von den 6—8% Zwischenverdienst getragen werden. Demgemäß ergab auch schon der erste Jahresabschluß einen Verlust. Diese schlimmen Verhältnisse müssen sich offenbar bei allen Kotton-Engroshändlern ergeben haben, die dem Beispiel meines Vaters und Sigmund Pollaks folgten. Es wäre sonst nicht zu erklären, daß alle, welche bei diesem Artikel beharrten, ausnahmslos zugrunde gegangen sind.

Die Erkenntnis dieser Verhältnisse ließ mich zwar nicht aus dem Geschäfte des Vaters scheiden, doch begründete ich innerhalb desselben eine selbständige, von mir geführte Abteilung, für die ich denjenigen Artikel wählte, zu welchem ich im Preßburger Geschäft Vorliebe gewonnen hatte, ich wurde Tuchhändler en gros, — wenn auch vorläufig auf Rechnung der Firma meines

Vaters. Das war im September 1856. In dieser Begrenzung führte ich das Tuchgeschäft allein. Ich erzielte allerdings nicht gerade glänzende Erfolge, aber wir, d. h. die Firma und ich hatten keine Ursache, unzufrieden zu sein. Meine Spezialbilanz war immerhin besser, als die des Gesamtgeschäftes. Salomon Mayer hatte drei Jahre seine Großhandlung geführt, als am 10. Oktober 1857, einem „schwarzen Freitag", eine Krise ausbrach, die den Wiener Platz von unten bis in die Mitte deroutierte. Sie war nicht etwa bestimmten ungewöhnlichen Ereignissen zuzuschreiben, sondern eine natürliche Folgeentwicklung. Es war ja ganz richtig, daß, wie ich im mitgeteilten Vortrage hervorgehoben habe, nach Beendigung der Revolution und der damaligen Einbeziehung Ungarns in die Wiener Zentralverwaltung insbesonders durch den Bau der Eisenbahnen der Wiener Handel einen großen Aufschwung genommen hatte. Nach außen hin zeigte sich die Vergrößerung der Verhältnisse in der Schaffung der Kreditanstalt. In jedem Geschäftszweig, in jedem Artikel häuften sich die Etablierungen, im Geschäftsviertel zwischen Donaukanal und Hohen Markt—Wipplingerstraße erreichten die Mietzinse für Geschäftslokale rasch eine schwindelnde Höhe; um nur überhaupt zu einem solchen zu gelangen, zahlte man für ein Lokal bedeutende Ablösungssummen. Nachdem aber das Wachstum noch kein Dezennium angehalten hatte, zeigte sich, daß die engen Grenzen, in denen sich der Wiener Handel bewegen mußte, eine solide Vergrößerung, d. h. eine solche, die durch Gewinne Kapitalien schafft, nicht zuließen. Die Leute, die sich fort und fort neu etablierten, hatten in der Regel ohne nennenswerte Fonds begonnen und keinen neuen erwerben können; im Herbste 1857 wurde die gefährliche Situation schon ganz deutlich, das Geld war teuer, man zahlte für allererstes Papier bis zu 8%.

An dem schon erwähnten Oktobertage fallierte der schon in meiner Studie erwähnte Josef L. Boskowitz. Er war gleichfalls k. k. privilegierter Großhändler in Wien geworden und hatte auf dem Platze ein Eskomptegeschäft etabliert. Das Manufaktur-

warengeschäft des Hauses in Pest war zurückgegangen, dadurch auch der Vermögensstand. Das Bankgeschäft der Wiener Großhandlung wurde ein schwindelhaftes, man akzeptierte den Bankklienten gegen ihr Portefeuille, welches man dann wieder begab. Ich erinnere mich nicht, daß seit dieser Zeit irgendein Falliment in der eigentlichen Geschäftswelt je wieder eine solche Bestürzung und eine ähnliche Deroute hervorgerufen hätte, als dieses. Der Schrecken ward allgemein, die notwendig gewordene Einlösung der falliten Wechsel von Boskowitz brachte die Betroffenen in die größte Verlegenheit. Das war sofort so allgemein bekannt — man nannte die Namen —, daß die Kreditanstalt intervenieren zu müssen glaubte. Sie rief eine Versammlung aller Gläubiger der Firma ein und erklärte deren notleidende Akzepte mit 50 % zu belehnen! Das war ein Vorgang, für den wohl bis dahin in der ganzen Handelsgeschichte kein Präzedenzfall zu finden war. Noch bezeichnender für die Kleinheit der damaligen Verhältnisse und für die Schwäche der Kaufmannswelt war die Tatsache, daß der ganze Passivstand des falliten Hauses, welches ein großes Warengeschäft und ein Bankgeschäft betrieb, nicht mehr als rund eine Million Gulden Konventionsmünze betrug. Und diese fehlgegangene Million bedeutete für den Platz eine solche Gefahr, daß ihm die Kreditanstalt zu Hilfe kommen mußte.

Von den ersten Firmen waren nur sehr wenige mit Boskowitz in direkter Verbindung gestanden, die zweiten Firmen machten mit wenigen Ausnahmen vom Angebote der Kreditanstalt Gebrauch. Die Firma Salomon Mayer war um diese Zeit ungefähr drei Jahre in Wien etabliert gewesen, die schlechten Erfahrungen der ersten Bilanz hatten sich im zweiten und dritten Jahre wiederholt, die Regie und Verluste konnten nicht hereingebracht werden, man hatte mit Defizit gearbeitet. Dazu trat noch die Tatsache, daß zwar der Warenkredit der Firma gut geblieben, aber der Geldkredit für den Betrieb nicht ausreichte. Und gerade dieser Geldkredit war um so nötiger geworden, als nicht nur das investierte Kapital durch schlechte Resultate sich verringert hatte, sondern auch die Verhältnisse sich geändert

hatten. Im Jahre 1855 war die N.-Ö.-Eskomptegesellschaft gegründet worden. Sie war in Österreich die erste Kombination von Aktiengesellschaft und Kreditgenossenschaft und die Idee des geistreichen Eduard Warenz. Da das Delkredere der eskomptierten Wechsel nicht auf Rechnung der Aktionäre, sondern der Kreditteilnehmer ging, so war es nur ganz natürlich und verständlich, daß die Aktionäre den Eskompte von sechsmonatlichen Akzepten einführten. Die Konsequenz hiervon war, daß der Grossist den Kunden, von denen ein Teil immer noch auf vier Monate gekauft hatte, jetzt allgemein sechs Monate einräumen mußte, während er selbst den Fabrikanten gegenüber noch immer an das alte kürzere Respiro gebunden war. Selbst wenn die Kundschaft die sechsmonatlichen Akzepte prompt bezahlt hätte, was natürlich nicht der Fall war, so wäre hierdurch allein schon eine Summe — der dritte Teil des ganzen sechsmonatlichen Umsatzes — als neues Betriebskapital nötig gewesen. Faktisch war aber dieses theoretisch berechnete Drittel zu einem viel größeren Quotienten geworden. Hierzu trat die Pflicht, ein ständig zu assortierendes Lager zu erhalten. Wie wurde nun der ursprüngliche Fonds durch weiteres Betriebskapital ergänzt? Das geschah, indem man das für die gekaufte Ware gelöste Portefeuille im Eskompte begab. An wen? Vor allem nicht an die damalige Nationalbank, denn sie verlangte nach ihren Statuten dreimonatliches Papier und drei Platzfirmen darauf. Ebensowenig an die „k. k. Kreditanstalt für Handel und Gewerbe", denn sie reflektierte damals trotz ihres Titels nicht auf das eigentliche Kommerzgeschäft; war sie doch bis zu ihrer Reorganisation in den sechziger Jahren ein Spielhaus, ihre Aktien ein Spielpapier. Blieb also für den Kaufmann nur die gerade zum Zwecke des kaufmännischen Verkehrs gegründete Niederösterreichische Eskomptegesellschaft.

Zur Kennzeichnung der damaligen Geldverhältnisse bemerke ich, daß sechsmonatliche Domizile in der Niederösterreichischen Eskomptegesellschaft 7 % zahlten. Immerhin waren ja 7 % weniger, als der Satz von 8—10 %, den die Privat-Eskompteure verlangten. Bei der Niederösterreichischen Eskomptegesellschaft

hatte die Firma einen Portefeuillekredit von 30 000 fl. Damit war kein Auslangen. Zwei alte Freunde meines Vaters, Leopold Epstein, in Firma L. Epstein und Wilhelm Boschan, Chef des Hauses Josef Boschans Söhne, hatten ihr einen ungedeckten Akzeptionskredit von je 10 000 fl. gewährt. Die Akzeptprovision, welche man diesen Freunden für die drei Monate der Laufzeit zahlen mußte, war nicht weniger als 1 %. Da normal das Papier nicht unter 5½—6 % zu begeben war, so kostete dieser Kredit 9½—10 %. Leopold Epstein, ein Prager, betrieb damals in Wien nur mehr ein Bankgeschäft. Begonnen hatte er seine Karriere in den Franzosenkriegen als Marketender, dann more judaico einen Handel mit verschiedenen Manufakturwaren angefangen, war zum Kattundrucker aufgestiegen, reich und in Wien seßhaft geworden. Der dicke, sehr gescheute Mann, gehörte hier zu den bekanntesten Stadtfiguren.

Da auch diese von Epstein und Boschan erhaltenen Summen nicht ausreichten, suchte und erhielt unsere Firma von Weikersheim & Co. gegen Unterlage von Portefeuille einen Akzeptkredit von 30 000 fl. Weikersheim & Co. galten zwar gleichfalls als erstes Papier, aber sie waren sozusagen die letzten unter den ersten. Tatsächlich verdienten sie auch nicht einmal diese Bewertung. Ich hielt sie sofort für unreell, weil es sich an den Domizilen, die wir häufig zurücklösen mußten, zeigte, daß sie diese ganze Unterlage durch eine dritte Firma in die Nationalbank hatten einreichen lassen, d. h. Weikersheim benützte genau so unseren Kredit wie wir seinen; eine solche Praxis, von einem Bankier geübt, ist inkorrekt und verdächtig. Daß sie tatsächlich immer schwach gewesen sein mußten, zeigte sich wenige Jahre später, als sie fallierten, und eine geringe Quote im Rahmen des Zwangsausgleichs durchsetzten. Im Rahmen dieser Geldkredite bewegte sich also die Firma meines Vaters, als diese Krise ihren Anfang nahm. Wir waren bei Boskowitz direkt nur mit einigen 1000 fl. für an ihn verkaufte Ware beteiligt, die noch nicht akzeptiert, demnach von uns auch noch nicht begeben worden waren, also, auch wenn die Summe größer gewesen wäre, für uns keine Ver-

legenheit hätten schaffen können. Unglücklicherweise aber waren wir durch ein Brünner Haus mit 10000 fl. in das Giro auf Boskowitz geraten, die gerade an dem fatalen Freitag fällig waren. Nur mit großer Anstrengung gelang es uns, der beschämenden Belehnung durch die Kreditanstalt auszuweichen. Die Krise dauerte einige Monate; das eigentliche Geschäft hatte den ganzen Herbst hindurch aufgehört, aus der Provinz waren nur spärlich Kunden zu sehen, ebensowenig vom Wiener Platz, alles stagnierte; durch drei Monate hindurch war bei uns jeder Einkauf eingestellt, wir wendeten die ganze Energie auf, um einzukassieren. Kritisch wurde die Situation für uns, als die beiden Freunde meines Vaters, Epstein und Boschan, nachdem wir die auf sie gezogenen und an einem Tage fälligen Tratten gedeckt hatten, wie auf Verabredung es ablehnten, die Kredite zu erneuern. Ein wirklicher Freund meines Vaters, ein Barchentfabrikant in Proßnitz, Kalman Kohn, hatte den Mut, uns zwanzig Stück Bankaktien zu leihen. Es war dies nach Neujahr 1858 und der schwerste Moment schien überstanden. Inzwischen war, was faul, gefallen, die Welt fing an sich zu beruhigen und zu denen, die stehen geblieben waren, wieder Vertrauen zu fassen. Wir — ich verstehe darunter alle, die in unserem Hause leitend tätig waren — und ich kann sagen, ich am meisten — hatten gelernt. Es gelang mir, meine Leute zu überzeugen, daß man den bisherigen Modus, für eine unzureichende Provision den großen Kottonfabrikanten ihre Waren abzunehmen und zu verborgen, aufgeben und den Umsatz in anderen Artikeln, die wirklichen Nutzen bringen, machen müsse.

Vielfach besser war, wie ich sah, die Lage jener Kaufleute, welche nicht den Absatz der von den großen Fabrikanten erzeugten Ware zu ihrem Geschäfte machten, sondern die Artikel der vielen mittleren und kleineren Erzeuger kauften und verkauften. Sie machten ihr Geschäft in der Wiener Vorstadtware, deren Erzeugung sich damals noch in solchen Händen befand, in mannigfachen Modeartikeln, sowohl böhmischer wie ausländischer Herkunft. Hier stand der Zwischenhändler nicht den wenigen großen Industriellen, sondern einer großen Anzahl kleinerer Erzeuger

gegenüber, die sich ganz anders zum Verkaufe drängten und es den Einkäufern möglich machten, die Chancen eines billigeren Einkaufes durch Zähigkeit und Geschicklichkeit auszunützen. Anderseits konnten diese Waren in ihrer bunten Mannigfaltigkeit nie die gleichen Dessins, die gleichen Preise haben; sie waren nicht deklariert und ergaben beim Verkaufe einen wirklichen Nutzen.

Wir gaben auch tatsächlich diese früheren Verbindungen mit den großen Fabrikanten auf und ersetzten sie, indem wir „Vorstadtware, Gebirgsartikel, Modeerzeugnisse" einführten. Der Effekt dieser Umwandlung zeigte sich auch sofort bei der nächsten Bilanz im Jahre 1859. Sie war die erste seit der Etablierung 1854, die einen Nutzen aufwies. Man hatte allerdings nur eine mäßige Summe über die volle Regie und den Privatgebrauch der drei Kompagnons ins Verdienen gebracht. Das Resultat war also nicht imponierend, aber es war doch eine Wendung zum Besseren. Diese Besserung machte wohl das nächste Jahr einen kleinen Fortschritt. Dann kam wieder die böse Periode fortwährender innerer Krisen, auf welche ich noch werde zurückkommen müssen, mit ihrem Gefolge von weitreichenden Falliments in der Provinz. Die Klientel wurde geradezu dezimiert. Mein Vater, wenn auch noch nicht sehr alt, war es müde geworden, diese Sisyphusarbeit weiter fortzusetzen und zog sich mit einer sehr bescheidenen Rente — sie konnte glücklicherweise bald und für den gewohnten standard of life völlig ausreichend ergänzt werden — ins Privatleben zurück.

Ich wende mich nun wieder der Erzählung meiner weiteren eigenen Schicksale zu.

Schon 1859 hatte ich zur leichteren Führung des Stammgeschäftes in Vorschlag gebracht, sie dadurch zu vereinfachen und zu erleichtern, daß ich das bisher von mir als Abteilung der Firma geleitete Tuchgeschäft selbständig und auf eigene Rechnung übernehme. Ich hoffte im kleinen Maßstab zu arbeiten und zu reussieren. Diese Trennung geschah denn auch.

Zu meiner Etablierung besaß ich nicht das geringste eigene Vermögen. Ich hatte das Tuchlager der früheren Filiale in

Rechnung übernommen, die eine Hälfte des Wertes sollte ich laufend abzahlen. Die zweite als Betriebskapital gegen Verzinsung behalten, aber auch diese gleichfalls bezahlen, sobald ich zu eigenem Vermögen gekommen sein würde. Ich war zu der Zeit ungefähr vier Jahre Geschäftsmann gewesen, hatte mir Kenntnis der Waren und Geschäftsführung erworben, auch an Arbeitslust mangelte es mir nicht. Es fehlte mir nur Vertrauen in meine Arbeitskraft, die in einer geradezu brutalen Weise beansprucht wurde. Heute wird das Hauptgeschäft durch Reisende gemacht, die man in die Provinz bis in die kleinsten Orte und zur kleinsten Kunde aussendet. In dieser Weise aber betrieb zu jener Zeit in Wien nur ein einziger Mann sein Geschäft, Eduard Josef Drasche. Es verlohnt sich, ihm einige Worte zu widmen.

Er stammte aus Brünn, hatte mit wenig Geld damit begonnen, daß er auf jedes Platzgeschäft verzichtete und sofort nach ausländischem Muster Reisende ausschickte. Er kreditierte leicht, ließ aber nicht anders als mit großem Nutzen verkaufen. Er fand bald großen Absatz, seine Reisenden wurden immer zahlreicher; das ganze Reich wurde einbezogen, der Geschäftsumsatz war für die damaligen Verhältnisse sehr groß und der Chef galt ohne Widerspruch als der erste Kaufmann Österreichs. Bei der Schaffung einer Niederösterreichischen Handelskammer 1850 wurde er zum Präsidenten gewählt. Sein Fleiß war sprichwörtlich, er stand um 5 Uhr früh an seinem Pult, empfing seine zurückgekehrten oder auszusendenden Reisenden nicht anders als um 6 Uhr morgens und war für andere Menschen als Kunden und Fabrikanten erst von 9 Uhr abends an zu sprechen. Anfangs der sechziger Jahre übergab er seine Firma seinen drei ersten Angestellten. Mit dem Vermögen, welches er ausbezahlt erhielt, ging er an die Börse, war zu seinem Unglück dort ebenso fleißig wie in seinem früheren Geschäfte und verspielte darum um so rascher sein Vermögen bis auf Heller und Pfennig. Er starb als armer Mann, seine Frau und Kinder erhielten von seinem Cousin Heinrich Drasche, dem Neffen und Erben Mißbachs, dem Gründer der Wienerberger Ziegelfabrik, ihren Lebensunterhalt.

Ich war aber nicht Drasche und dachte ebensowenig wie ein anderer daran, Reisende auszusenden, sondern mußte dem gewohnten Betrieb nachgehen. Dieser bestand darin, daß man den Provinzkaufleuten, welche damals alle in der Saison nach Wien kamen, scharf nachging und sie zu Kunden zu machen suchte. Das war natürlich kein nobler Modus, denn man mußte um diese Leute in den Kaffeehäusern förmlich raufen. Das war mir peinlich, anwidernd, ich hielt mich auch dafür wenig geeignet.

In der früheren Filiale war das die Sache meines Kommis gewesen, welcher neben einer riesigen Arbeitskraft nicht das geringste Feingefühl besaß, demnach für dieses Amt der richtige Mann war. Dieser hatte erklärt, daß er nach meinem Scheiden aus der Stammfirma nicht bleiben und selbst etwas beginnen wolle. Da legte ich ihm nah, in mein neues Unternehmen als Kompagnon einzutreten. Wir begannen ziemlich glücklich, verdienten schon in den ersten sechs Monaten einige 1000 fl., da sich uns die Gelegenheit geboten, einige große Warenposten, darunter die Lager zweier Konkursmassen weit unter dem normalen Preise zu erwerben. Ich wurde aber des günstigen Geschäftsganges nicht froh. Mein Gesellschafter, über den ich mich, so lange er mein Untergebener gewesen, in keiner Weise zu beklagen gehabt hatte, war als gleichberechtigter Chef geradezu unerträglich; ich benutzte eine Klausel unseres Vertrages, um ihn zum sofortigen Austritte aufzufordern. Binnen 24 Stunden war die Abrechnung erfolgt, ich von meinem Kompagnon befreit.

Er etablierte sich selbständig, fallierte zweimal als Tuchhändler, dann als Kurzwarenhändler, endete seine geschäftliche Laufbahn als Händler mit Kleie und blieb immer ein armer Mann. Er war der unermüdlichste, fleißigste Mensch, den ich je gesehen, raffiniert bis zum äußersten. Aber für das Ganze des Geschäftes kommt es weniger auf Raffinement, als auf Klarheit und Klugheit an und beide fehlten ihm. Was mir hingegen mangelte, war die Geschäftsgewohnheit; ich war denn doch noch zu kurz Kaufmann gewesen, mir fehlte die genügende Übersicht und die Fähigkeit, den physischen Aufgaben des Geschäftes zu genügen. Dazu ge-

hörte vor allem, wie schon erwähnt, das mir höchst odiose Einfangen der Provinzkundschaft.

Weniger peinlich war mir eine andere Seite des Geschäftes, das Aufsuchen der Wiener Platzkundschaft, d. h. der Schneider und der damals schon entstehenden Konfektionäre. Mit beiden konnte ich mich ungleich besser verstehen, als mit der ungarischen Provinzkundschaft; es war mir viel weniger antipathisch, ihnen Muster vorzulegen, Waren zu offerieren. Mit den Platzkunden stand ich zumeist auf freundschaftlichem Fuße, weil sich der Vorstadtschneider aus meinem Besuch gleichsam eine Ehre machte.

Es blieb eben nichts anderes übrig, als allen diesen Pflichten zu genügen. Im Frühjahr 1859 ging ich also selbständig allein zum Saisoneinkauf nach Brünn, mit sehr gemischten Gefühlen, es war mein erster Einkauf unter alleiniger Verantwortlichkeit. Nach den ersten Stunden war ich beruhigt, das Ding war ja keine Hexerei, meine sichere Warenkenntnis trat mir immer mehr und mehr ins Bewußtsein; ich sah, daß man mir allseitig entgegenkam, und gewann Mut und Vertrauen. Ich führte den Einkauf nach dem mir gestellten Programme aus. Zu Hause angelangt, übersah ich ihn erst recht und fand mich befriedigt. Ich offerierte die eingekauften Waren meinen Platzkunden, sie fanden Beifall und ich machte Geschäfte ohne Gesellschafter und ohne eigentlichen Kommis. Dieses Selbstgenügen mußte aufhören, als die Saison der Provinzkundschaft begann, die Hauptzeit dauerte nur wenige Wochen; in diesen mußte sozusagen gerast werden. Es mußte also ein teurer Einpeitscher engagiert werden, eine große Ausgabe zu der schon vorhandenen des Buchhalters, des teuren Lokals und der anderen fortwährenden Spesen. Ob die Regie in einem bestimmten Geschäfte hoch oder nieder zu nennen, ist immer eine Frage, die nur relativ zu dem Gewinnsatz und dem Konsum beantwortet werden kann. Wie in dieser Richtung die Verhältnisse für den Wiener Handel im allgemeinen lagen, wie es mit seiner Ertragsfähigkeit beschaffen war, habe ich schon früher klarzustellen gesucht. Mein und

meines Geschäftes Geschick ist nur ein Exempel und ein Beleg mehr für das dort Gesagte, was sich aus dem weiteren Verlaufe meiner Erzählung ergeben wird.

Die Verhältnisse im Tuchgeschäft des Wiener Platzes waren nur sehr wenig anders, als im Handel Wiens überhaupt und in meinem eigenen Geschäfte nicht besser als in dem der Konkurrenten und Geschäftskollegen. Die Anstrengung war groß, die Sorge unaufhörlich, die Mühe unausgesetzt. Von einer Erholung, einem Landaufenthalte oder auch nur einem Vergnügen war keine Rede. Arbeit um zu essen, essen um arbeiten zu können. Ganz versunken in der Mühsal des Erwerbens ohne den geringsten geistigen Ausblick, ohne eine Minute besseren Seins. Meine Augen hatten sich wesentlich gebessert, aber nichtsdestoweniger habe ich von 1854, als ich ins Geschäft trat, bis 1870 kein Buch zur Hand genommen, außer der flüchtigen Durchsicht einer Zeitung, keine Zeile je gelesen. Und als ich nach vier Jahren meines Geschäftsbetriebes ernstlich mit mir zu Rate ging, mußte ich mir sagen, daß, wenn ich nicht imstande wäre, eine Wendung herbeizuführen, es mit meiner Existenz zweifellos zu Ende gehen müsse. Das mir nach der Rückzahlung an meinem Vater gebliebene Betriebskapital konnte natürlich nur für einen sehr mäßigen Umsatz genügen. Ein Lager, das den Anforderungen der Kundschaft genügte, mußte unterhalten werden, und sowohl dieses wie die Differenz zwischen meiner Zahlung und jener der Kundschaft mußte doch im Verhältnis zu meinem Kapital stehen, das schloß ehrlicher Weise die Forcierung eines großen Umsatzes aus. Ich hielt mich demnach in enge Grenzen: ich machte keinen größeren Konsum, als ungefähr 160 000 fl. Programmatisch sollte auf einen Nutzen von 10 % verkauft werden, was von unten auf gerechnet ungefähr 14 000 fl. hätte abwerfen müssen. Dieser programmatische Satz wurde aber durchschnittlich nicht erreicht, konnte nicht erreicht werden, weil die Konkurrenz sich nicht daran hielt. Ein- und Verkauf im Ganzen gegenübergestellt, haben nicht mehr als ungefähr 6—7 % Aufschlag ergeben. Schon die Geschäftsregie, der damals teuere Eskompte und der

Hausbrauch wären aus diesem Ergebnisse nicht zu decken gewesen, und dazu kamen noch fortwährend die unausweichlichen Verluste bei den Kunden. Hier hilft keine noch so große Sorgfalt im Kreditgewähren. Die ungarische Kundschaft, welche die eine Hälfte meiner Klientel bildete, ist von den Kaufleuten am Wiener Platze nie mit Sicherheit zu beurteilen; die Wiener Platzkundschaft bestand zum Teile aus den kleinen Schneidern, zum Teile aus einigen größeren Konfektionären. Die kleinen Schneider aßen regelmäßig die paar Gulden auf, die man ihnen kreditierte und sie gingen um so häufiger zugrunde, als sich die Konfektion ausbreitete. Unter diesen Konfektionären gab es immer solche, in denen man sich trotz des Aufschwunges dieses Geschäftszweiges täuschte. Fast jedes Jahr widerfuhren mir solche Täuschungen zum mindesten bei einem, und dieser eine schuldete immer einen größeren Betrag.

Gerade in dieser Periode hatten sich die Verluste am Wiener Platze ganz außerordentlich vermehrt und merkwürdigerweise durch eine Tatsache, welche mit dem eigentlichen Kommerz nichts zu tun hatte. Arnstein & Eskeles, zu jener Zeit das erste Bankhaus Wiens, standen mit dem Hause Fould in Paris in Geschäftsverbindung, dessen Chef Achille Louis Napoleons Finanzminister war, aber von diesem, über seinen Entschluß, Österreich den Krieg zu erklären, in vollständiger Unwissenheit belassen worden war. Fould wiegte Baron Eskeles in Sicherheit, dessen Firma ging in die Hausse, und als im Januar 1859 Louis Napoleon durch seine berühmte Neujahrsansprache an den österreichischen Gesandten Hübner den Entschluß enthüllte, in Verbindung mit Sardinien über Österreich herzufallen, fielen die Papiere bis auf den Boden, Arnstein & Eskeles wurden insolvent. Der eigentliche Handel und die Industrie wurden von diesem Falliment nur schwach berührt, aber im ersten Schrecken schuf man, um dieses Haus nicht in Konkurs gehen zu lassen, fast über Nacht das sogenannte „Vergleichsverfahren", das erst nach einer Reihe von Jahren durch das heutige Konkursgesetz ersetzt wurde. Das Vergleichsverfahren schuf, und zwar ohne jede Beschränkung,

für alle protokollierten Firmen, im Falle der Insolvenz den Zwangsausgleich, welcher durch seine Leichtigkeit und einen für die Gläubiger sehr ungünstigen Modus, alle schwachen Leute in Versuchung führte. Alle Geschäftsleute, die sich schwach fühlten, ließen sich protokollieren. Wir Grossisten sahen jeden Tag in der Zeitung vor allem nach den Protokollierungen, die plötzlich eine ausgebreitete Rubrik bildeten und nur allzu häufig sahen wir in einer Neu-Protokollierung eines Kunden mit Sicherheit einen Verlust voraus. Das Falliment nahm einen epidemischen Charakter an, das neue Gesetz schuf eine Art geschäftlicher Schreckenszeit.

Natürlich wäre solchen Verhältnissen gegenüber das mir seinerzeit überlassene Kapital kein genügendes, kein auf die Länge widerstandsfähiges gewesen; aber dasselbe war auch gar nicht mehr voll vorhanden. Bei der vierten Bilanz war die größere Hälfte verschwunden. Mit der Uhr in der Hand konnte ich die Stunde bestimmen, in welcher bei Fortführung meines Geschäftes auch die zweite, kleinere Hälfte den Weg der ersten gegangen sein wird, und in sehr kurzer Zeit müßte ich durch die andauernde Passivität des Betriebes zu einer Bilanz kommen, die ein, wenn auch nur geringes Defizit aufwies. In diesem Moment also würde ich vor der Forderung des Gesetzes stehen, welches verlangt, sich in einem solchen Falle sofort und ohne zu zögern, insolvent zu erklären. Dieser Fall wiederholt sich — ich kann hier nur von österreichischen Verhältnissen sprechen — fort und fort im Leben unzähliger Geschäftsleute. Was das Gesetz verlangt, ist der Logik nach, richtig und vernünftig. Normal kann, wenn nicht außerordentliche Umstände zu Hilfe kommen, ein Geschäftsmann, der auf abschüssiger Bahn bis zur passiven Bilanz gelangt, nicht mehr hinaufgelangen. Im Gegenteil, mit jedem Tage, den er im passiven Stande weiterarbeitet, muß das Defizit sich vergrößern. Letzteres hat seinen Ursprung nur in der Tatsache, daß das Geschäft passiv arbeitet; dasselbe muß also fort und fort in arithmetischer Progression immer passiver werden, das fehlende Kapital muß immer mehr und mehr durch teure und

zumeist zu Verlusten führende Wechseloperationen, Notverkäufe und ähnliche Schwindeleien ersetzt werden. Fast immer gelangt solch ein passiver Kaufmann dazu, daß er sich mehr mit den Geldbeschaffungen als dem eigentlichen Betrieb des Geschäftes, mit Ein- und Verkauf, Absatz und Gewinn beschäftigen muß.

Nichtsdestoweniger zeigen die Verhandlungen der Kridafälle vor den Gerichtshöfen, daß die Kaufleute mit dem vollen Bewußtsein des unvermeidlichen Ausgangs, jahrelang diese faule Existenz fortsetzen, bis die physische Unmöglichkeit das Rad zum Stillstehen bringt, d. h. statt die Waffen zu strecken, wenn 10—20 % fehlen, arbeiten sie fort, bis nur mehr 20 % für die Gläubiger da sind. Wie ist diese Torheit zu erklären? Die Logik ist hier ohnmächtig gegen die Psychologie. Aus rein psychologischen Motiven kann sich der Kaufmann zu diesem Schritte nicht entschließen, so lange er ihn, wenn auch mit noch so viel Anstrengung, vermeiden kann. Vor allem lehrt ihn leider die Erfahrung, daß es dem Falliten nach dem Falliment, auch wenn es ihm gelingt, sich mit den Gläubigern zu arrangieren, zumeist noch schlechter geht als vorher. Dadurch, daß die Ausgleichsquoten, welche von dem Kridatar angeboten werden können, so gering sind, daß sich die Gläubiger nicht entschließen können, darauf einzugehen, wird der Fallite, welcher danach geizt, zu einem Ausgleich zu gelangen, dazu verführt, sich zu mehr zu verpflichten, als er leisten kann. In der Regel fängt er nach dem Zustandekommen des Ausgleichs sein Geschäft wieder von neuem im überschuldeten Zustande an. Nun kennt die Geschäftswelt diese Verhältnisse sehr genau und gewährt einem solchen „Ausgeglichenen" in der Regel keinen Kredit.

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß allenfalls nur derjenige wieder Vertrauen findet, welcher sich möglichst günstig ausgeglichen, d. h. den Gläubigern so wenig als möglich gegeben und von dem man vielmehr weiß, daß er so viel als möglich für sich behalten hat. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die meisten dieser „Ausgeglichenen" ein zweitesmal und dann ohne je wieder aufzustehn, umfallen, und daß von dieser Regel die

schlechten Subjekte viel eher eine Ausnahme machen, als die ihrer Gesinnung nach redlichen. Denn gerade die ersteren sind es, welche sich früher, d. h. bei einem verhältnismäßig noch günstigeren Stande entschließen, die Waffen zu strecken; beim Ausgleich sind sie zäher und gehen überhaupt mit einer gewissen Systematik vor, welche den ehrlicheren logischerweise fehlen muß. Ein Hauptgrund aber für die Scheu, sich zu deklarieren und die Konsequenzen des Falliments auf sich zu nehmen, liegt in der strafrechtlichen Behandlung der Krida. Unser leider heute noch geltendes Strafgesetzbuch vom Jahre 1854 ist bekanntlich fast nur eine neue Ausgabe des Strafgesetzbuches von 1803. Dieses kannte als strafbar nur die „betrügerische Krida" und die „offenbare Verschwendung". Diese beiden Momente durften aber ebensowenig wie jeder andere Strafgrund präsumiert, sondern mußten dem Angeklagten nachgewiesen werden. Jede andere Krida war nicht strafbar.

In dieser Behandlung trat nun im Jahre 1847 eine ganz merkwürdige Änderung ein. Nach Beendigung der langen Kriegsjahre, mit dem Eintritt normaler Verhältnisse hatte selbstverständlich in Wien und der Provinz das Geschäftsleben einen großen Aufschwung genommen. Die Vergrößerung des Geschäftsverkehres mußte auch in der Nachtseite des Geschäftslebens: im Falliment, seinen Ausdruck finden. Es ist gar keine Frage, daß zu jener Zeit, also 1847, der Prozentsatz des Umsatzes, welcher notleidend geworden war, eher kleiner sich hätte herausstellen müssen, als beispielsweise zwanzig oder dreißig Jahre früher, vor diesem Aufschwunge des Geschäftslebens, so wie ich überhaupt der bestimmten Überzeugung bin, daß dieser Quotient normal stetig fällt. Dies würde sich unbedingt herausstellen, wenn eine solche Statistik für jene vergangene Zeit heute noch möglich wäre. Die Oberbehörden in dieser Periode sahen in ihren Ausweisen aber nur das nackte numerische Anwachsen der Kriden, ohne ein Verständnis für den wirtschaftlichen Hintergrund dieser Erscheinung zu besitzen und relationierten in diesem Sinne an die oberste Hof-Justizstelle. Das Ergebnis dieser Be-

richte war dann das Justizhofdekret Z. 1049 vom 18. März 1847, welches in so unglücklicher Textierung, wie nur möglich, festsetzte, daß von nun an prinzipiell jede Krida als strafbar zu betrachten und zu behandeln sei und daß dem Angeschuldigten die Pflicht obliege, seine Insolvenz durch unverschuldete Unglücksfälle zu rechtfertigen. Natürlich war hier der möglichst verschiedenen Interpretation der freieste Spielraum gegeben. Der eine Richter sah als unverschuldete Unglücksfälle nur Feuer und Wasser, Erdbeben und Überschwemmung, ein anderer auch eine mißglückte Spekulation an. Im ganzen genommen aber hielten sich unsere Richter tatsächlich in den engsten Grenzen und erklärten den Angeklagten einzig durch Tatsachen exkulpiert, die er nur in den seltensten Fällen anzuführen vermag. In der Regel gehen nämlich die Händler einfach daran zugrunde, daß sie schlechte Geschäfte machen, ohne daß ihnen hieran eine Schuld beizumessen wäre. Gerade dieses in 90 von 100 Fällen tatsächliche Motiv ließen die Richter nun nicht mehr gelten. Als dann, wie schon oben bemerkt, 1854 das alte Strafgesetzbuch neu herausgegeben wurde, bestand eine der wenigen Änderungen darin, daß man den Inhalt dieses Hofdekretes als § 486 in die neue Ausgabe aufnahm. Dieser Paragraph trägt die Verantwortung dafür, daß unsere Geschäftsleute so oft im faktischen „Statuscridae" ihr faules Geschäft fortsetzen.

Die Auseinandersetzung, welche ich hier gebe, habe ich schon wiederholt an Stellen, welche die größte Publizität gewähren, der öffentlichen Meinung unterbreitet. (Neue Freie Presse, 20. Februar 1875 „Fallimente". Neue Freie Presse, 22. Juni 1877, „Kaufmännischer Konkurs und der Strafrichter". Juristische Blätter: „Kredit und Krida", 2. Juli 1905.) Mit dieser meiner Agitation für eine wirtschaftliche wie juristisch vernünftige Beurteilung des kaufmännischen Bankerotts habe ich mehr als eine Genugtuung erlebt. Als die merkwürdigste sehe ich die mir gewordene Erfahrung an, daß ich speziell mit dem Nachweise der Entstehung unserer heutigen strafrechtlichen Behandlung der Kriden den Berufsjuristen etwas Neues gesagt habe. Dies

ist bezeichnend dafür, wie wenig bei dem juristischen Unterricht auf die geschichtliche Entwicklung unserer Rechtsinstitutionen und auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, denen sie entspringen, Bedacht genommen wird.

Nicht weniger bezeichnend war ein Konflikt, in welchen ich mit dem damaligen Justizminister Glaser, durch meinen zweiten demselben Thema gewidmeten Artikel gelangt bin. Ich hatte auf die Unzulänglichkeit unserer gelehrten Richter für die Beurteilung des wirklich strafbaren Momentes bei einer Krida hingewiesen; hatte zur Begründung meiner Behauptung die Erfahrung angeführt, daß die Chance der Freisprechung mit der Höhe der Passiva steige, während die Höhe des Strafsatzes in umgekehrtem Verhältnis falle, d. h. der Kridatar darf um so eher hoffen, frei auszugehn oder zumindest mit einer gelinderen Strafe loszukommen, je mehr Schulden er gemacht hat. Die Erklärungsgründe für diese schlimme Behandlung gerade der ärmsten Teufel unter den Geschäftsleuten lag ja ganz nahe bei der Hand und ich hatte nicht versäumt, sie zu geben. Meine Anklagen gegen unsere Richter wurden aus dem Justizministerium und zwar von Emil Steinbach, damals noch Ministerialsekretär mit einem Artikel beantwortet, in welchem meine Behauptungen als falsch bezeichnet wurden. Dieser Widerspruch veranlaßte mich, an das Landesgericht in Strafsachen eine Eingabe zu richten, in welcher ich ansuchte, es möge mir gestattet werden, aus den Konkursregistern einer Reihe von Jahren die Höhe der Passiven mit entsprechenden Resultaten der Strafverhandlungen zusammenzustellen. Das Landesgericht wies mich an den Justizminister; ich kannte diesen persönlich; sein Onkel, der ihn erziehen ließ, war ein alter Freund meines Vaters gewesen; aber der Herr Minister war nichtsdestoweniger bei der Audienz unwirsch und zeigte sich über meine Artikel sehr ungehalten. Er hatte die unglaubliche Kühnheit, zu sagen: „Es geschieht niemandem ein Unrecht und was Sie behaupten, ist unrichtig." Nun erwiderte ich: „Dann lassen Sie mich den Beweis führen. Die Sache verdient ja eine Klarstellung und

geben Sie dem Landesgericht die nötige Weisung." Schon heftig, sagte er: „Nein, ich werde es selbst machen." Er hat auch tatsächlich von da an jährlich eine Zusammenstellung machen lassen, aber darin nur das finanzielle Ergebnis der Konkurse für die Gläubiger publiziert, die Resultate der Strafverhandlungen jedoch wohlweislich nicht gegeben, da sie unbedingt für meine Ansicht gesprochen hätten. Ob diese Publikationen gegenwärtig noch erfolgen, ist mir unbekannt.

Meine Bemühungen waren aber dennoch, und das war das Erfreuliche, nicht vergeblich. Im Entwurfe des neuen Strafgesetzbuches sind die Bestimmungen des unglücklichen Justizhofdekretes vom Jahre 1847 durch neue, vernünftige ersetzt worden. Allerdings, wie lange wir noch auf die Gesetzwerdung des Entwurfes warten werden, ist eine andere Frage.

Ich kehre nun von diesen allgemeinen Auseinandersetzungen zu meinem persönlichen Schicksale zurück; mir war die Konsequenz der törichten Handelsweise, ein faules Geschäft fortzuführen, vollständig klar. Ich gab mich darüber keiner Täuschung hin, ich durfte das meine nicht fortsetzen.

Ich mußte, um mich und meine Familie zu erhalten, ein anderes Geschäft wählen; — welches — lag mir nahe. Ich kam zu dem Entschlusse, Detail-Konfektionär zu werden.

Wie war ich zu demselben gelangt? Die Herstellung fertiger Kleiderlager zum Verkauf hatte schon viele Dezennien vorher begonnen und sich eingebürgert. Die ersten dieser Konfektionäre waren die „Marktfiranten", welche auf allen Märkten als „Wiener Schneider" in den Hütten standen; ihnen folgten die Wiener Trödler, sowohl die des Tandelmarkts, wie auch jene der Vorstädte, denen es an genügend alter Ware fehlte. Dann sahen sich in allen Vorstädten jene Schneider, die in Gassenläden ihr Geschäft betrieben, angeregt und gedrängt vom Publikum selbst, gleichfalls genötigt zur Konfektionierung eines sortierten Lagers überzugehen. In der inneren Stadt saßen die Schneider nicht in den für sie und ihr Geschäft allzuteuren Gassenläden, sondern zumeist in den oberen Stockwerken. Aber gerade im

Zentrum, wo der Zuwachs an Fremden- und anderen Verkehr sich am stärksten zeigte, war auch der Begehr nach fertiger Konfektion am dringendsten und da hatten anfangs der fünfziger Jahre einige geschäftlich begabte Schneider — Anton Rauch auf der Biberbastei, Josef Prohaska am Graben und zuletzt Jakob Rothberger, zuerst in dem verschwundenen Schlossergäßchen im Hause zur „Krone" später am Stefansplatz — große moderne Kleidermagazine errichtet.

Alle diese neuen Konfektionäre vom „Marktfiranten" bis zu Rothberger waren meine regelmäßigen Kunden; im fortwährenden Verkehr mit ihnen hatte ich ihren Bedarf, ihren Betrieb, den Geschmack ihrer Klientel und hauptsächlich die Tatsache kennen gelernt, daß sie alle in der Regel prosperierten.

Ich hatte mir, bevor ich mich entschieden, nicht verhehlt, daß dieser Umwandlung meines Tuchhandels in eine Schneiderei manche Schwierigkeiten gegenüberstehen würden. Die erste und hauptsächlichste derselben hätte anscheinend darin bestehen müssen, daß ich nur Kaufmann und nicht Schneider war. In Wirklichkeit bildete dieser Mangel absolut kein Hindernis mehr zur Führung eines solchen Kleidergeschäftes.

In der größeren Hälfte der gesamten Schneiderei hatte sich schon zu jener Zeit — also vor mehr als einem halben Jahrhundert — eine Trennung zwischen Geschäft und eigentlicher Herstellung längst vollzogen. Diese letztere geschah jetzt nicht mehr in der eigenen Werkstatt, sondern durch „Heimarbeiter", welche die Ware außer Hause anfertigten. Jedweder war also in der Lage, ein Kleidergeschäft zu führen, ohne eine Werkstatt zu besitzen. Die „Heimarbeit" entlastete ihn von der eigentlichen Schneiderei.

Die „Heimarbeit" in der Schneiderei ist in den letzten Dezennien vielfach angegriffen worden und ich möchte darum einen Moment bei ihr verweilen. Wie war diese Heimarbeit entstanden und zu der damals bedeutenden Ausdehnung gelangt?

Der historische Sachverhalt ist ganz unzweifelhaft. Die Heimarbeit hat schon seit Jahrhunderten bestanden, das bezeugt

der vergebliche Kampf, den die Schneidergenossenschaft und durch sie der Magistrat gegen die sogenannten „Störrer" geführt haben.

Wer waren diese „Störrer"? Auch in der sogenannten guten Zeit, in jener der geschlossenen Zunft, konnten es lange nicht alle Gesellen zum Meister im eigenen Geschäfte bringen. Eine große Anzahl derselben mußten Gehilfen bleiben. Natürlich wollten sie deshalb nicht im ledigen Stand verharren. Sobald aber ein Schneidergeselle eine Frau besaß, die ihn bei der Arbeit und im Verdienste unterstützen konnte, hatte er das unwiderstehliche Verlangen, nicht in der Werkstatt, sondern in seiner wenn auch noch so bescheidenen Wohnung zu arbeiten. Es war nicht zu vermeiden, daß diese „Sitzgesellen" namentlich in den Vorstädten, zeitweilig selbst Kunden bedienten und dadurch zu „Gewerbestörern" wurden[1]. In der Zeit, von welcher ich rede, hatte der Kampf gegen sie durch die inzwischen erfolgte Gewerbefreiheit aufgehört. Konnte ja jeder dieser Sitzgesellen, sobald er fünf Gulden direkte Steuer zahlte, seinen Gewerbeschein erhalten.

Im allgemeinen und in der Regel arbeiteten sie für die Kundenschneider in Stadt und Vorstadt, unterschieden sich aber in einem Punkte sehr wesentlich von den Arbeitern, welche der Kundenschneider in seiner eigenen Werkstatt beschäftigt hatte. Letztere mußten arbeiten, was ihnen der Meister vorlegte, der Heimarbeiter konnte sich die Arbeit wählen und da lag es nun in der Natur der Sache, daß er es vorzog, immer bei ein und derselben Arbeit zu bleiben, sie ging ihm dadurch ungleich leichter von der Hand, d. h. er brachte mehr Verdienst zustande. Die Einteilung in Hosen-, Gilet- und Rockschneider, dann der letzteren in Salon- und Stoffrockschneider usw. machte sich auf diese Weise wie von selbst und wurde in dieser Arbeiterschaft ganz allgemein.

Um die ersten fünfziger Jahre machten diese Sitzgesellen

[1] Sigmund Mayer: Die Aufhebung des Befähigungsnachweises, II. Teil. Die Entstehung des Großhandels in Wien, 1700—1858. S. 255.

und zwar durch die Einführung der Nähmaschine eine große Wandlung nach aufwärts durch. Diese teure Nähmaschine verlangte ihre Ausnützung und da sie fünffach schneller näht als die Hand, konnte sie nur ausgenützt werden, wenn neben der Frau noch Lehrlinge und Gehilfen durch ihre Handnäherei die Maschine in ständiger Beschäftigung erhielten. Der Sitzgesell wurde zum „Stückmeister" und bald gab es nun solche, welche bis zu zwanzig und mehr Leute und zwar durchwegs in spezialisierter Arbeit beschäftigten. Und diese Organisation stand jedem zur Verfügung, der von ihr Gebrauch machen wollte.

Das Bewußtsein demnach, daß ich nie auf der Schneiderbank gesessen, nie die Schere in der Hand gehalten, durfte mich also von der Ausführung meines Vorsatzes nicht abhalten. Ich kalkulierte weiter:

Da mein Warenkredit unbezweifelt geblieben war, so brauchte ich nach meinem Kalkul nur einen verhältnismäßig geringen Betriebsfonds, den ich mir verschaffen konnte. Die Firma Salomon Mayer lieh mir wieder einen Teil des ihr zurückgezahlten Kapitals, einige Freunde taten das übrige. Ich ging also ans Werk, mietete ein günstig gelegenes Lokal, den Frontladen des eben neu erbauten „Österreichischen Hof". Zu jener Zeit, wo die Ringstraße erst gebaut wurde, war diese Position ungleich besser als heute; der große Verkehr zwischen Süd und Nord der Stadt ging fast ausschließlich dort vorüber, der alte Fleischmarkt war der Hauptsitz der Kaufleute, welche sich in Wien mit dem Orienthandel befaßten; die besten Leute wohnten noch alle in der Stadt und in der Praterstraße; andere Hotels von Bedeutung als auf der Linie Kärtnerstraße, Praterstraße bestanden noch nicht.

Ein geschickter Zuschneider, ein geschickter Verkäufer waren bald gefunden. Als ich das mit Geschick und Geschmack arrangierte Magazin eröffnete, war auch schon der Absatz im flotten Gange. Ich kann behaupten, daß die Eröffnung eine kleine Sensation war, ich konnte die Unternehmung als gelungen ansehen. Hinter dieser Arbeit aber lag eine andere, stille und

ungesehene, welche meine Energie in einem ganz anderen Maße in Anspruch nahm, viel mehr Verstand erforderte, nämlich die Auflösung des alten Geschäftes!

Es ist unvergleichlich leichter, ein neues Geschäft beginnen, als ein altes aufzulassen. Ich kam auch darüber hinweg, es kam endlich der Moment, wo ich die Sorgen des alten Geschäftes hinter mir liegen sah. Noch heute, nach einem halben Jahrhundert, kann ich an diesen Augenblick nicht anders als mit einem Gefühl der Befreiung zurückblicken.

Meines neuen Berufes war ich wirklich froh; ein Geschäft, in welches die Kunden von selbst kommen, denen ich ganz und gar nicht schönzutun brauchte, die einen passenden Rock verlangen und, wenn sie ihn gefunden, ihn bezahlen und keinen Wechsel ausstellen, für dessen Eskomptierung und eventuelle Rücklösung am Verfallstage ich zu sorgen hatte. Ich machte auch bald die Erfahrung, daß ich der Führung vollständig gewachsen war. Ich verstand den Bedarf offenbar besser als mein eleganter Verkäufer und wußte auch bald die Hand meines Zuschneiders besser zu dirigieren, als er es selber zu tun imstande war.

Am Ende ist das offene Auge, der praktische Blick die Hauptsache, nicht die handwerksmäßige Gewohnheit; für den Kaufmann, welcher Konfektionär wird, ist der Zuschneider ein Werkzeug, wie für diesen seine Schere. Kurz, ich war befriedigt. Auf eine große Zukunft konnte ich nicht hoffen, aber es genügte mir die Aussicht, mich zu erhalten.

Diese Zufriedenheit hielt einige Jahre an; sie wäre auch weiter bestanden, wenn sich nicht allmählich eine physische und psychische Ermüdung eingestellt hätte. Der Beruf des Boutiquiers in einem lebhaften Geschäfte zwingt ihn unausgesetzt, von 7 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, ohne jede Unterbrechung, das ganze Jahr hindurch auf den Beinen zu sein, sich sozusagen unaufhörlich im Kreise zu drehen. Er ist nur von denen zu ertragen, die von Jugend auf an ihn gewöhnt sind. Bei mir aber stellte sich nach zwölf Jahren geschäftlicher Tätigkeit in einem Berufe, den ich mir im Grunde hatte aufzwingen müssen, ein

Verlangen nach geistiger Erholung ein. Diese ständige Leere ward mir eine wenn auch leise wachsende Qual. Der Gedanke, mein ganzes Leben an dieses Rad gefesselt zu sein, machte mich unmutig, aber da ich keine Aussicht auf eine Änderung sah, war ich entschlossen, mich zu bezwingen.

Plötzlich aber winkte mir und zwar von sehr ferne her die Möglichkeit, eine mir sympathischere Position zu gewinnen.

Wie ich sie tatsächlich gewonnen habe, will ich in dem nächstfolgenden Kapitel erzählen.

Viertes Kapitel.

Rückblick und Schlüsse; Umwandlung meines Platzgeschäftes in eine Exportkonfektion; Ägypten; Errichtung unseres Kleidergeschäftes in Kairo; Lieferungen an die Regierung; der Engroskleiderhandel für den heimischen Bedarf.

Bevor ich aber daran gehe, die Wendung in meinem Schicksale zu erzählen, kann ich nicht umhin, noch selbst eine Frage zu stellen und zu beantworten, die sich jedem Leser aus der bisherigen Schilderung meines und des Stammhauses Schicksal aufdrängen muß.

Beide Firmen hatten im Engrosgeschäfte Wiens Fiasko erlebt. Daß speziell ich mich in ein kleines Detailgeschäft hinübergerettet hatte, ändert nichts an den Fragen, die diese Tatsache hervorruft. Lagen die Gründe für dieses Mißlingen einzig und allein in besonderen Umständen, speziell persönlichen Eigenschaften der Betroffenen, oder hingen sie und in welchem Maße mit den allgemeinen Verhältnissen zusammen?

Es wird wohl noch an Altersgenossen nicht fehlen, welche die Erinnerung an die Geschäftsverhältnisse jener Zeit lebendig bewahrt haben. Sie können nicht anders als zugeben, daß die von mir gegebene Darstellung des Schicksals der zwei Firmen weniger singuläre Fälle, wie Typen darstellen. Des schlimmen Ausgangs fast aller Kotton-Engrossisten in Wien habe ich schon gedacht. Mit der Tuchbranche stand es im allgemeinen nicht besser; von den kleineren Tuchhändlern war damals nur ein einziger, David Geiringer, zu bedeutendem Vermögen gelangt, die anderen sind fast alle zugrunde gegangen. Die großen Tuchhändler sind im Verhältnis zu dem bedeutenden Umsatz und

langen Bestand an Vermögen unbedeutend geblieben. Das Haus Turnowsky hat 100 Jahre ohne jede Störung gearbeitet und als es nach dem Tode des letzten Besitzers liquidiert wurde, war das Resultat überraschend klein; ebensowenig hatte das zweitgrößte Tuchgeschäft Wiens für die Familie Vermögen geschaffen; der letzte Chef war durch Erbschaft reich geworden. Das einzige große Leinwandgeschäft Wiens, A. M. S., endete jämmerlich. Natürlich zählte man nichtsdestoweniger, namentlich in der Modewarenbranche, einzelne die zu Wohlstand gekommen waren, aber selbst in diesem Zweige hatte Wien es nur zu einem einzigen Hause gebracht, J. B. S., welches wirklich reich genannt werden konnte.

Der Kaufleute, welche hinaufgelangten, waren immer sehr wenige; jener, die stürzten, immer viele. Jede Krise hinterließ auf dem Felde des Manufakturhandels ein wahres Leichenfeld. Die Leute hatten kein Kapital angesammelt und konnten kritische Zeiten nicht überstehen. Kurz, wenn ich in dem oben gegebenen Vortrag historisch gezeigt, wie die Juden den Wiener Handel geschaffen, so will ich jetzt ebenso wahrheitsgetreu hinzufügen, daß das Ergebnis dieser mehr als hundertjährigen Anstrengung für die jüdischen Kaufleute selbst, nicht dieser Anstrengung wirklich entsprechend war.

Die Erklärung dafür ist nicht schwer zu finden.

Der Jude war in Wien ausschließlich Händler. Daß der Handel überhaupt auch nicht annähernd jene kolossalen Vermögen schaffen kann wie die Industrie, ist natürlich und speziell in einem Lande wie Österreich, das durch Prohibitivzölle mehr als ein Jahrhundert lang vom Auslande vollständig abgeschnitten war, kann der Handel umsoweniger die Kaufleute reich machen, da wird er ökonomisch immer eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Einem Wirtschaftsgebiete, dem der Import fehlt, fehlt in der Regel auch der Export von Industrieprodukten. Und insoweit ein solcher, namentlich in Viertel- oder Halbfabrikaten bei uns stattfindet, geschieht er zumeist durch die Industriellen selbst und nicht durch die Kaufleute. Ich weiß, daß diese Frage der Handelsbilanz lange Zeit in der Wissenschaft

eine strittige war. Seit Goschen gilt sie als entschieden; für mich ist sie es nicht. Beschränkt sich aber die ganze Kaufmannswelt auf die Vermittlung zwischen den heimischen Fabrikanten und den heimischen Konsumenten, so muß ihr Niveau in Gewinn und Vermögen — und ich setze hinzu auch in sozialer Stellung, — ein Moment, auf welches ich schon bei der Schilderung des Ghetto flüchtig hingedeutet — ein niedrigeres bleiben.

Die Hauptursache dieser Situation liegt auf der Hand.

Alljährlich verlassen in Wien Hunderte und Hunderte junger Leute ihre Stellungen; keiner von ihnen kennt aber ein anderes Programm als jenes: dem Hause, das sie eben verlassen, bei demselben Kundenkreis die bitterste Konkurrenz zu machen. In den englischen Häusern begegnet man überall weißhaarigen Prokuristen, bejahrten Disponenten, alten Abteilungschefs. Diese Erscheinung ist in Österreich selten; speziell bei uns Juden ist es selbstverständlich, sich „zu etablieren". Hierdurch bewegt man sich in einem fehlerhaften Zirkel: die jungen Leute machen sich selbständig, weil das bestehende Haus ihnen keine Zukunft bietet; diesem wieder wird keine Zeit gelassen zu wachsen und ihren Mitarbeitern dauernde Versorgung zu bieten.

Niemand geht ins Ausland und im beschränkten Inland kann diese Tätigkeit sich nur auf Kosten eines genügenden Gewinnes und einer genügenden Kapitalansammlung geltend machen. Schon in Deutschland verhält es sich hiermit anders; man wird dort in den größeren und kleineren Städten selten eine Familie finden, von welcher nicht ein oder mehrere Mitglieder im Auslande für die heimische Industrie die Waffen führen. In Österreich besteht zwischen der großen Zahl jener, welche sich zur Vermittlung des Absatzes in der Heimat drängen, ein ständiges Mißverhältnis sowohl gegenüber der verhältnismäßig kleinen Anzahl der Industriellen als auch dem beschränkten Kreise der Konsumenten sowie der schwachen Konsumfähigkeit weiter Kreise der Landbevölkerung. Das schließt das Aufkommen eines Handelsstandes von Macht und Bedeutung aus. Nicht der Abnehmer, der Kaufmann diktiert bei uns, wie es von Rechts wegen sein sollte, sondern

umgekehrt der große Industrielle. Und da die Industrie sich fortschreitend konzentriert, die kleineren Betriebe immer mehr und mehr verschwinden und in jedem Zweige wenigen großen Platz machen, so wird diese Abhängigkeit des Händlers vom Erzeuger immer größer, seine Gewinnstchance immer schwächer. Als Beispiel möchte ich die seinerzeit große Vorstadterzeugung von „Umhängtüchern" anführen. Hunderte von Webern beschäftigten sich damit in allen Genres; der Artikel ist trotz der Konfektion stark geblieben, aber er liegt gegenwärtig nur in wenigen großen Händen.

Hierzu tritt noch, daß ein großer Teil der Fabrikanten sich nicht mit der Kundschaft des engrossierenden Zwischenhändlers begnügt, sondern diesem bei seinen kleineren Abnehmern Konkurrenz macht. Das wesentlichste und allgemeinste Hindernis der Prosperität des Handelsstandes lag aber in dem ständig hohen Preise des Geldes, welches einen beträchtlichen Teil des Bruttogewinns absorbierte.

Das Resultat all dieser Verhältnisse konnte kein anderes sein als ein schwacher Handelsstand.

Seither, d. h. seit nahezu 50 Jahren bin ich mit dem Zwischenhandel selbst nicht mehr in unmittelbarer Verbindung; was ich vom Fabrikanten gekauft, habe ich verarbeitet und dann im Ausland direkt im Detail an den letzten Konsumenten verkauft. Ich kann mir also kein durchaus vollständiges Urteil zumuten. Immerhin lehrt mich mein Blick, daß die Lage unserer Kaufleute ungleich besser geworden ist. Vor allem ergibt sich dies aus der Tatsache, daß zwar auch noch heute Kreditkrisen und in ihrem Gefolge Falissements auftreten, aber die Zwischenräume, in denen sie erscheinen, sind viel länger und sie sind bei weitem nicht so allgemein und verwüstend wie in den Jahren 1857, 1859, 1864 usw. Diese Besserung hängt in allererster Linie mit den ganz veränderten Geldverhältnissen zusammen. Geld ist in Fülle vorhanden und für die Kaufleute nicht nur zu einem anderen Preise zu haben als zu den Zeiten, in denen Salomon Mayer Kottone und Sigmund Mayer Tuch gehandelt

haben, sondern es besteht heute zwischen Bank und Klient der unbedeckte Kredit, den vor 50 Jahren auch der Beste vergebens gesucht hat. Nicht der Geschäftsmann sucht heute die Bank, sondern umgekehrt die Bank den Geschäftsmann.

Geschäftspapier, für welches die Besitzer vor 50 Jahren bis zu 10% und mehr zahlen mußten, kostet heute nicht so viel wie damals erstes Papier, und natürlicherweise bleibt dem Kaufmann heute von seinem Gewinnsatze erheblich mehr übrig. Es entsteht nun sofort die Frage, welche ökonomischen Faktoren, welcher wirtschaftlichen Arbeit haben unsere Kaufleute diese Geldfülle zu verdanken? Geschaffen hat sie Acker- und Bergbau, Gewerbe und Industrie; der Handel schafft sie nur, wenn er ein wesentlich exportierender ist, während der unsrige noch immer als ein großer Provinzhandel erscheint. Allerdings muß ich, um gerecht zu sein, auch auf diesem Gebiete einen Fortschritt verzeichnen. Denke ich ein halbes Jahrhundert zurück, so ist derselbe in den Anschauungen bezüglich der Wichtigkeit und Bedeutung des Exports ein geradezu drastischer. Damals hegte die Geschäftswelt gegen jeden Exporteur ein prinzipielles Mißtrauen; einen solchen Geschäftsmann hielt man nahezu von vornherein für einen Schwindler. Das hing wohl teilweise mit den Erfahrungen, welche man anfänglich mit dem Geschäfte nach den Balkanstaaten gemacht hatte, anderseits aber mit dem engen Gesichtskreise unserer industriellen und kommerziellen Welt jener Jahre zusammen. Heute sind die Exportbestrebungen in Mode und in aller Munde.

Wenn auch jene am meisten davon *reden*, die in Wirklichkeit am wenigsten geneigt sind, sich selbst anzustrengen.

Immerhin verzeichnen wir eine hocherfreuliche Tatsache; in den letzten Dezennien ist ein spezieller Stand von Berufsexporteuren ins Leben getreten, und was ich auch noch verzeichnen will, *sie sind* ebenfalls *ausnahmslos Juden*.

Aber die Genugtuung, welche uns die Existenz dieser Gruppe von Exporteuren einflößen muß, ist eine sehr begrenzte. Gewiß sind sie ausnahmslos Kaufleute von intelligentem, vornehmem

Habitus und tun auch offenbar ihr möglichstes. Aber nicht nur, daß alles, was diese Handvoll Exporteure hinausschicken, kaum einen Tropfen in dem flutenden Meere des Welthandels bedeutet — beträgt doch unser ganzer Anteil an dem Welthandel — Ein- und Ausfuhr, Rohstoffe wie Industrialien kaum 4 % desselben —; sondern ich muß es auch für ganz ausgeschlossen halten, daß diese Art des Exportes zu entscheidender Bedeutung für Österreich gelangen kann, wenn sie nicht grundlegend umgebildet wird.

Man exportiert sozusagen prinzipiell und historisch auf zweierlei Weise. Die eine möchte ich die französische nennen. Der Franzose versteht unter Exportieren nichts anderes, als daß er die Waren resp. die Muster seiner Fabrikate in das Importland bringt und prätendiert von den dortigen Konsumenten, daß sie die Waren bestellen, weil sie in Frankreich erzeugt werden. Bei vielen Artikeln, die von Mode und Geschmack abhängen, ist dieser Anspruch tatsächlich durchzusetzen. Anders die Methode der Engländer und der Deutschen. Sie studieren zuerst das Importland, d. h. den Konsum, dessen Bedarf, die Artikel, und führen sie dann in ihre Fabrikation ein. Dieser Weg ist natürlich viel leichter als der, die Konsumenten des Exportlandes an ihnen fremde und ihren Bedürfnissen zuweilen nicht entsprechende Artikel zu gewöhnen. Ich habe oft genug Gelegenheit gehabt, diesen Unterschied genau zu beobachten. Ein Beispiel für viele: In den 60er Jahren wurde durch die Handelsverträge mit England den englischen Wollwaren die Grenzen Österreichs geöffnet; da fanden beispielsweise die englischen Agenten bei uns als Hauptartikel der Herrenkleidung in Winterkleidung halbfingerdicke Rockstoffe, wie sie in England bei dem dortigen Klima nicht gebraucht und darum auch nicht fabriziert wurden. Diese dicken österreichischen Rockstoffe waren teure Ganzwollwaren, die Wiener Elle von 5 Gulden aufwärts. Schon in der nächsten Saison brachten die Engländer dieselben Artikel! Glatt, gerauht im Strich, gekraust, in täuschender Imitation, dünne Wolldecke, Baumwollkette und shoddy Unterfutter zu einem für uns Österreicher fabelhaft billigen Preis und machten damit natürlich großen Effekt

Das Prinzipielle dieser englisch-deutschen Methode besteht also darin, daß man die eigene Industrie in dem Maße und dem Umfange, als man auf das fremde Land reflektiert, nach dessen Bedarfe einrichtet und umbildet.

Wie gehen aber unsere Berufsexporteure noch heute vor? Ich möchte dies durch einen Vorfall explizieren. Ich greife mit demselben allerdings meiner weiteren Erzählung um nicht weniger als dreißig Jahre vor, aber er beleuchtet den brennenden Punkt so deutlich, daß der Leser mir diesen Verstoß gegen die chronologische Ordnung wohl verzeihen wird.

Eine Korporation, die sich um den Export bemüht, schickt einen jungen Mann nach dem Kap. Derselbe kommt auch zu mir und verlangt eine Musterkollektion. Ich erwidere ihm: „Sehen Sie, diese Versuche sind mir nicht neu; ich habe schon einmal gerade einem Ihrer Ausgesandten eine solche Kiste nach Japan mitgegeben. Roß und Reiter sah ich niemals wieder. Keine Aufträge, keine Ware, kein Geld! Ein zweites Mal gab ich selbst einem jungen Manne, der nach Holländisch-Indien ging, mit der gleichen Erfolglosigkeit eine solche Kiste mit. Jeder dieser Versuche kostete mich eine anständige Summe. Eine Kollektion Kleider ist eine Kiste Ware, nicht eine Musterkarte. Ein drittes Mal möchte ich gescheiter sein." „Haben Sie eine Idee von diesem Artikel?" „Nicht die geringste." „Kennen Sie zum mindesten die Stoffe?" „Auch nicht." — „Nun, ich will mir die Mühe geben, Sie soweit zu unterrichten, daß Sie imstande sein werden, mir von dort aus genau zu relationieren, welche Stoffe dort im Winter, welche im Sommer getragen, wie, in welcher Fasson und zu welchen Preisen die Kleider verlangt werden. Kommen Sie durch vier Wochen täglich durch einige Stunden in mein Magazin, ich werde mit Ihnen sämtliche Stoffbücher der letzten Jahre durchgehen und Ihnen dann eine Stoffkollektion mitgeben, die Sie mit den dort gangbaren Stoffen vergleichen werden. Erst dann sind Sie imstande, mir jene Angaben und Beschreibungen zu machen, nach denen ich eine Kleiderkollektion zusammenstellen kann, die Ihnen für den

dortigen Bedarf von Wert sein wird." Der junge Mann empfahl sich und ward nicht mehr gesehen. Hätte er jeden einzelnen der Hunderte von Artikeln, die er mitführt, erst studieren sollen, so würde er wohl heute noch in Wien sitzen.

Aus dem eben Angeführten geht vielleicht schon hervor, auf was es nach meiner Ansicht bei der Exportbestrebung hauptsächlich ankommt. Die Industrie jedes Landes muß zum Export erzogen, angeleitet, geführt werden. Das ist eben die Aufgabe des Exporteurs, allüberall, gewiß aber dort, wo der große Industrielle selbst, wie bei uns, viel zu sehr geschützt ist, um exportieren zu müssen. Der heimische Markt ist ihm so vollständig ausgeliefert, er kann an ihn so viel und zu so guten Preisen verkaufen, daß er es ablehnt, sich im Auslande mit billigen Preisen anzustrengen. Das zeigt sich ja ganz offenkundig in der Tatsache, daß unsere Herren jedesmal, wenn ihnen der Verlust des ungarischen Marktes droht, einen gewaltigen Anlauf, zum mindesten den Mund sehr voll nehmen, und sobald diese Gefahr auf ein Dezennium vorüber, an Export überhaupt nicht mehr denken. Es ist also gar keine Frage, unseren Fabrikanten tut in dieser Richtung eine energische Führung und Erziehung not.

Können nun unsere Wiener Exporteure, denen ich damit gar nicht nahe treten möchte, dieser edukatorischen Aufgabe entsprechen? Kaum! Sie verfahren alle in der Weise wie der Verein, welcher durch seinen Aussendling die Kleiderkollektion verlangte. Sie packen einem jungen Manne eine Waggonladung Koffer zusammen, jeder einer anderen Branche entstammend, mit einer Unmasse von Artikeln, von denen allen zusammen er nichts versteht.

Der englische Exporteur, der „Kommissionär" ist ein Wesen, das von der Art unserer Wiener Exporteure kaufmännisch ganz verschieden ist. In Huddersfield oder Leeds macht der eine Kommissionär ganz allein in Wollwaren, nicht auch in Glas oder Eisen; in Belfast der andere nur in Jute oder Leinen und in Birmingham der dritte nur in Metall. Eine Olla Potrida

wie bei unseren Wiener Exporteuren kennt er nicht, ist auch als Kommissionär Spezialist, wie er bei uns meines Wissens nur in Gablonz für das dortige Erzeugnis vorkommt. Dadurch ist der englische Kommissionär auch imstande, das zu leisten, was man als eine der Hauptaufgaben des Exporteurs ansehen muß. Er kennt den Artikel genau so gut wie der Erzeuger; er lernt selbst fortwährend auf dem fremden Gebiete und belehrt seinerseits den Fabrikanten; er erzieht ihn tatsächlich. Das sind alles Dinge, die Exporteure nach österreichischem System nicht tun können. Und darum müßte eben das System geändert werden. Wir müssen Exporteure erziehen, welche das Ausfuhrgeschäft individualisieren, spezialisieren. Jeder einzelne muß durch Intensität innerhalb seines eigenen Zweiges diesen heben; in Summa wird dann der ganze Export in Industrialien zu einer ganz anderen Höhe anwachsen.

Hier ist das Feld, auf welchem auch in Österreich die großen und reichen Kaufleute erstehen könnten. Heute fehlen sie uns noch. Als eine Tatsache, die sehr für meine Ansicht über unseren Handel spricht, muß ich auch die merkwürdige Wendung anführen, die sich seit den letzten Dezennien und in immer steigendem Maße speziell innerhalb unseres jüdischen Handelsstandes vollzogen hat. Ein großer Teil davon hat sich vom Handel ab- und der Industrie zugewendet. Es zeigt sich geradezu eine Flucht der besseren Elemente aus dem Handel in die Produktion. Begonnen hat sie im Textilhandel Wiens und zwar damit, daß die Fähigeren, statt ausschließlich Ganzfabrikate zu kaufen, anfingen selbst färben, drucken und appretieren zu lassen. Schon dadurch hatten sie keine ganz und gar deklarierten Artikel in der Hand, sondern individuelle Ware, die nicht mehr so scharf gekennzeichnet war und besseren Verdienst ermöglichte.

Am interessantesten und wirksamsten zeigte sich die veränderte Richtung innerhalb des großen Handels mit bedruckter Kottonware. Die großen und kleinen Händler dieser Branche, welche, wie erwähnt, bisher von den wenigen österreichischen Kottondruckfabriken geradezu ausgebeutet worden waren, machten

sich jetzt unabhängig; jeder von ihnen stellte sich in den viel höher stehenden Lohndruckereien am Rhein und im Elsaß eine exklusive Musterkollektion zusammen, nach der er österreichische Rohware, insolange der Veredlungsverkehr in Österreich dies gestattete, dort bedrucken ließ. Dadurch wurde er der Kunde gegenüber genau so Fabrikant wie Kosmanos und Neunkirchen.

Diese Zwischenstufe hat in unserem Verkehr eine große Ausdehnung erlangt; die Mitglieder dieser Branche haben in Wien zur Vertretung ihrer Interessen einen eigenen Verein gebildet und ein mir von seinem Obmanne zur Verfügung gestelltes Verzeichnis zählt an 200 Firmen auf, welche überhaupt kein Ganzfabrikat mehr kaufen, sondern nur Waren verkaufen, welche sie auf diesem Wege herstellen. Selbstverständlich gibt es aber außerdem in nicht bestimmbarer Zahl sehr viele Kaufleute, welche neben ihrem Handel diese oder jene Artikel ihres Lagers „manipulieren". Aus diesen Anfängen und Übergängen nun hat sich eine bedeutende Schichte jüdischer Fabrikanten herausgebildet; die klassischen Typen derselben sind Firmen wie Lederer & Wolf, Hermann Pollaks Söhne, Alois Lemberger.

Eine andere Anzahl jüdischer Kaufleute, wie z. B. der Typus Alois Neumann in Reichenberg, sind, ohne diese Mittelstufe zu passieren, sofort bedeutende Industrielle geworden.

Der Hauptsache nach gehören die jüdischen Fabrikanten der Textilbranche an.

Aber auch auf anderen Gebieten der Industrie hat sich diese Bewegung gezeigt und zu bemerkenswerten Erfolgen geführt. Ich habe durch das Bureau der „Österreichischen Israelitischen Union" — eines Vereines, von dem noch sehr die Rede sein wird — eine statistische Aufnahme der jüdischen Fabrikanten Cisleithaniens in Bearbeitung und glaube schon jetzt, wo sie noch lange nicht vollendet ist, sagen zu können, daß die fertige Liste einen überraschenden Prozentsatz jüdischer Teilnehmer an unserer ganzen industriellen Produktion ergeben wird.

Meine Absicht geht aber weiter; ich halte es nämlich nicht nur für die Geschichte der wirtschaftlichen Tätigkeit der Juden

und für ihre Abschätzung, sondern in ganz allgemein wissenschaftlichem Interesse für nicht unwichtig, den Beginn und den Verlauf dieser Wandlung unter den jüdischen Handelsleuten historisch festzustellen. Diese Aufgabe ginge jedoch über die Kräfte der „Union" und ich habe deshalb der „historischen Kommission für die Geschichte der Juden in Österreich" den Vorschlag gemacht, ihre Lösung zu unternehmen. Sie hat sich schließlich dazu bereit erklärt, aber mit starkem Bedenken ob des vermeintlich allzu großen Umfanges dieser Arbeit. Um diese zu beseitigen, habe ich selbst versucht, in einem Exposé jene zeitlichen Grenzlinien zu ziehen, bis zu welchen man zurückgehen müßte, um auf den Anfang der industriellen Betätigung seitens der Juden zu stoßen. Für die Auffindung dieses Punktes hatte ich ja für Wien und die Provinz verschiedene Quellen der Erkenntnis. Für Wien standen mir solche schwarz auf weiß gedruckt zur Verfügung; zum Behufe meiner schon erwähnten Studien über die Umwandlung des Wiener Handwerks zur Großindustrie hatte ich die Gewerbe- und Handelsregister Wiens des 18. und 19. Jahrhunderts genau durchgehen müssen. Außerdem bestand ja, von dem Jahre 1844 angefangen, das vom niederösterreichischen Gewerbeverein für Wien und Niederösterreich herausgegebene ziemlich verläßliche „Handels- und Gewerbeschema". Soweit Juden in diesen Verzeichnissen vorkommen, waren sie mir bekannt; sie begannen ungefähr — ich möchte sagen, nur tropfenweise — nicht vor der Mitte der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts, und zwar nur in der Textilerzeugung zu erscheinen.

Das waren vorerst jene Händler, welche, wie ich in dem oben gegebenen Vortrage auseinandergesetzt — einzig zu dem Zwecke, ihren Handel zu decken —, ein „K. k. landesfürstliches Fabrikprivilegium" erworben hatten und aus denen allerdings später auch wirkliche, mitunter bedeutende Fabrikanten hervorgegangen waren.

Neben ihnen eine andere Gruppe von Wiener Juden, die sofort als Fabrikanten begonnen haben, nämlich die „Buntdrucker". Die Druckfabrikation erfordert an Gebäuden, Maschinen

und sonstigen Installationen eine bedeutende Investition, so daß man sie nicht in kleinem Maßstabe nur nebenbei betreiben kann.

Von dieser Gruppe — V. Mayer & S. — Strauß & Grünhut — Josef Grünholz — Josef Schick & Bruder — Leop. Rosenberg — Mayer in Kettenhof — Granichstädten in Sechshaus u. a. m. — hat sich bis heute nur die erste, groß und bedeutend gewordene Firma erhalten.

Außerhalb der Textilindustrie, in den eigentlichen, sogenannten „Wiener Industrien" kommen sie zu jener Zeit nicht und überhaupt erst viel später vor.

Für die gesamte Provinz hatte ich keine einzige solche gedruckte Quelle zur Verfügung, hier mußte ich auf meine Erinnerung bauen. War dieselbe nach Zeit, Umfang und Sicherheit verläßlich? Auf die Gefahr hin, eines allzu großen Selbstvertrauens beschuldigt zu werden, muß ich diese Frage bejahen. Der Zeit nach reicht sie bis ungefähr zum Jahre 1840 zurück; diese Grenze genügt vollständig.

Wenn in einem Industriezweig ungefähr um 1840 noch kein Jude zu finden war, so konnte ich mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch vorher ein solcher gefehlt haben muß.

Durch meine Arbeit in dem Preßburger Engros-Manufakturgeschäfte, dann weiter durch jene im Wiener Engrosgeschäfte der Firma und später durch mein eigenes Tuchgeschäft — lauter Tätigkeiten, welche mehr in der Mithilfe beim Einkauf als im Verkauf bestanden — mußte ich die sämtlichen Textilfabrikanten Österreichs um so mehr kennen lernen, als ich von dem Moment an, da ich mit Ware in Berührung kam, mich sofort für die Erzeugung interessierte und mich bei jeder Gelegenheit über dieselbe informierte. Namentlich war mir hierbei der damalige Brünner Markt außerordentlich förderlich. Er hatte noch eine sehr große Bedeutung, wie in einem Panorama war die ganze Textilindustrie vor dem Beschauer ausgebreitet. Der große Fabrikant wie Johann Liebig und der kleine Gebirgsweber waren hier gleichzeitig zu treffen. Ich kannte alle, die da

webten, und selbstverständlich sehr gut unter ihnen die Juden. Zwischen jener Zeit und der Abfassung meines Exposés lag allerdings ein halbes Jahrhundert, aber ich war mir der Sicherheit meiner Erinnerung bewußt.

Ich rief also dieselbe zurück, als ich mich sozusagen auf den Weg machte, um in der Textilindustrie, wie sie um 1840 bestand, die Juden zu eruieren und festzustellen.

Gehen wir also vorerst nach Brünn. Die Brünner Industrie bestand zu jener Zeit (1840—1848) aus einigen hundert „Webern" alten Stils, kleine Betriebe mit Handstühlen. Das Gewerbe war zünftig und auch nicht ein Jude unter ihnen zu finden, da Brünn zu jener Zeit den Juden überhaupt noch viel strenger verschlossen war als Wien. Neben diesen Hunderten Webern bestanden schon sieben eigentliche Fabriken mit Dampfbetrieb und einer größeren Anzahl von Arbeitern. Unter ihnen drei im Besitze von Juden: L. Auspitz' Enkel, Brüder Popper, Salomon Strakosch. Die Besitzer der ersten, die Familie Gomperz, hatte schon im Beginne des Jahrhunderts für Brünn die „Toleranz" erhalten. Die zwei letzteren gehörten den Buschtowitzer Juden an, deren Wollwarenerzeugung knapp vor den Toren Brünns schon damals eine wesentliche Ergänzung der Brünner Erzeugung bildete; von Haus aus waren auch sie Krämer und Hausierer gewesen; als Juden konnten sie sich mit ihrer Erzeugung in Brünn nicht etablieren, sie brachten jeden Montag ihre Ware dahin zum Verkauf. Unter ihnen hatten — Ende der 30er Jahre — Popper und Strakosch eben ein landesfürstliches Privilegium und damit die Etablierung in Brünn erreicht. Den Beginn dieser Buschtowitzer Erzeugung kann ich nicht nach Jahr und Tag angeben, ich schließe aus vielem, daß er gar nicht weit zurückreicht; in Buschtowitz selbst dürfte heute kein Aufschluß mehr darüber gefunden werden. Seit dieser Zeit haben sich durch die Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit des Jahres 1859 die Verhältnisse vollständig umgekehrt. Die damaligen Buschtowitzer sind große Brünner Fabrikanten geworden; eine jüngere Generation ist hinzugetreten, die Hunderte zünftiger alter Weber mit ihren

unzeitgemäßen Betrieben sind verschwunden. Brünn zählt heute 42 große Textilbetriebe und diese sind, bis auf 4 oder 5, durchwegs in Händen von Juden. Noch ist zu erwähnen, daß Boskowitzer Juden — die Löw-Beer in zwei Zweigen —, welche in Brünn den Garnhandel betrieben, ungefähr um das Jahr 1840 selbst Spinnereien in Briesau und Elisenthal errichteten; heute sind sie große Brünner Fabrikanten.

Sehen wir die weiteren Tuchplätze Mährens an: in Teltsch bestand in jüdischen Händen (M. L. Biedermann & Co.) eine Feintuchfabrik, eine Konkurrenzfirma von Schöller & Offermann usw. Da Biedermanns überhaupt erst um 1815—1820 von Preßburg nach Wien übersiedelten, so kann sie nicht früher gegründet worden sein, wahrscheinlich viel später. In Mährisch-Trübau, Zwittau, Odrau, Neutitschein, Skalitz, Fulnek, Freiberg ist nirgends ein jüdischer Fabrikant, die Juden dort sind nur Wollhändler. Speziell in Weißkirchen ist eine Fabrikgründung durch einen Juden, Heller, erst anfangs der 40er Jahre geschehen. In Wirklichkeit steht es auch in Iglau nicht anders. Auch diese Stadt war den Juden verboten. Einzelne Trieschер Händler, welche die dortige Ware kauften, gaben sich auf dem Brünner Markte und Wiener Stadtmarkte nur fälschlich als Erzeuger aus.

Anders steht es mit einem Teile der Tucherzeugung jener Gegend, nämlich mit jener der Kommißtuche für die Armee, in Polna, Humpoletz, Battelau usw. Vor dem Eindringen des fabrikmäßigen Betriebes auch in dieses Gebiet, gewiß nicht vor den 40er Jahren, sind diese Kommißtuche von kleinen Meistern hergestellt worden, welche nicht direkt an die Armee geliefert haben. Unter diesen Meistern war sicherlich auch nicht ein einziger Jude. Aber jüdische Händler kauften die Tuche oder bestellten sie und waren die Lieferanten. Aus diesen Lieferanten entstanden dann Fabrikanten, die ihre eigene Ware lieferten. Wann trat diese Wendung ein? Das ist mir nicht genau bekannt. Die älteste Firma dieser Art war — glaube ich — Enoch Kern, welche allerdings schon Ende der 30er Jahre entstanden sein mag. Die späteren

Firmen dieser Art, Elias Hellmann, Münich, Böhm usw., datieren nach meiner Erinnerung aus der Zeit der Kriege 1848—1849 und des Krimkrieges 1854. Eine spezielle Armeetuchfabrik in jüdischen Händen, vielleicht schon zur Zeit der Franzosenkriege, ist mir nur in einem Falle und zwar aus Proßnitz bekannt: Ehrenstamm; sie ist anfangs der 40er Jahre zugrunde gegangen. Die Gründung der Ehrenstammschen Fabrik läßt fast mit Sicherheit darauf schließen, daß es damals in Proßnitz wie in vielen anderen mährischen Städten eine Anzahl kleiner Tuchmacher gab, die bei Ehrenstamm konstantere Beschäftigung fanden und sie bis zu seinem Untergang behielten. Das Fabrikgebäude gehört heute der Firma M. & J. Mandl. In Proßnitz bestand aber um 1840 eine andere große Industrie, für uns schon dadurch interessant, daß sie durchaus in jüdischen Händen war, die Barchentindustrie.

Barchent, oder wie es eigentlich heißen sollte, Parchent, war ein deutscher ganzwollener, auf einer Seite aufgerauhter Artikel, welcher im Mittelalter ganz allgemein für die Frauenkleidung der unteren Schichten diente und in großer Menge erzeugt wurde. Die Fugger erwarben ihr erstes großes Vermögen durch diese Erzeugung, die sie massenhaft betrieben hatten; erst später waren sie zum Bergbau und weiter zum Bankgeschäft übergegangen.

Diese deutschen Barchente waren einer der Importe nach Österreich, und als sie wegen der Prohibition nicht mehr eingeführt werden konnten, wurden sie von der neu entstandenen Wiener Vorstadtindustrie in feinem, gutem Baumwollgewebe imitiert.

Die Proßnitzer Barchentweberei ist nun dadurch entstanden, daß die dortigen jüdischen Händler die feinen Barchente der Wiener Vorstadterzeugung, welche sie für ihren Bedarf zu kaufen gewohnt waren, zu Hause in ordinärem Material durch die dortigen, brotlos gewordenen Tuchweber herstellen ließen. Sie kauften in Wien das Garn, gaben es sowie die Muster der feinen Ware den Webern und sind so Fabrikanten geworden, die ihre Ware außer Haus herstellen ließen.

Wann kann dies begonnen haben? Die sämtlichen Fabrikanten

dieser Art: die verschiedenen Back, Zweig, Singer waren, als ich sie kennen lernte, schon alte Leute. Frühere Namen sind mir trotz meiner Forschung nie genannt worden. Die Originalware in Wien ist erst zur Francisceischen Zeit, eine Reihe von Jahren nach Einführung des Prohibitivsystems, entstanden. Weiter zurück reicht also diese jüdische Fabrikation nicht. Einen dieser Händler, welche diese Industrie geschaffen, nämlich den schon erwähnten Kalman Kohn, habe ich noch gekannt, als er, obwohl schon ein großer Fabrikant und reicher Mann, dennoch diesen Handel beibehalten hatte und auf dem Brünner Markte ein sortiertes Manufakturenlager unterhielt. Auf der einen Seite unterhandelte er mit den Vertretern der Spinnereien über die größten Garnabschlüsse, auf der anderen Seite verkaufte seine Gattin Kattune, Leinwand, Seidenware usw. nach Stück und Elle. Die Barchentindustrie hatte einen großen Umfang erreicht, beschäftigte alle Dörfer meilenweit um Proßnitz herum; dann ist sie seit den 60er Jahren durch die Konfektion ganz und gar verdrängt worden. Der Lohn nämlich, welcher in der Weberei gezahlt wurde, war ein so schändlicher, daß sie der Schneiderei weichen mußte.

In der gesamten Erzeugung von anderer Baumwoll- sowie eigentlicher Leinenware — ich rede immer von der Zeit ungefähr 1840 — kannte man auf den mährischen Plätzen Sternberg, Schönberg, Rothwasser, Grulich, Frankstadt, Böhmisch-Trübau, Freudenthal usw. nirgends jüdische Erzeuger, nur Händler; ebensowenig in der großen Blaudruck- und Futtererzeugung (Typus Franz Balzar in Kanitz).

Soweit Mähren.

Schlesien! Tuchplätze Troppau, Wagstadt, Jägerndorf, überall Tuchmacher; unter ihnen ein Jude ganz undenkbar. Bielitz ein großer, jüdischer Fabrikant, der Orienttuche erzeugte und exportierte: Ignatz Baum. Gründung: Ende oder Mitte der dreißiger Jahre. Daneben Juden, welche von den Tuchmachern die rohen, weißen Loden kaufen, sie beim Färber färben ließen und verkauften.

In den letzten Dezennien aber ist auch Bielitz wesentlich

von Juden aus einem Platze, der bloß Strichtuche erzeugte, zu einem solchen, welcher in glänzender Weise Modeware fabrizierte, umgestaltet worden.

Böhmen! In Reichenberg Hunderte von Tuchmachern, auch schon eine stattliche Anzahl von Fabriken alten Datums, alter Export nach dem Orient (Fränkler, Demuth, Sigmund, Neuheuser usw.). Auch hier ein Jude ganz undenkbar.

Erst in neuester Zeit ist eine Änderung eingetreten. Jüdische Kaufleute werden Fabrikanten und nehmen an der Einführung modernster Modewarenerzeugung Hauptanteil. Ebensowenig existierte in früherer Zeit ein Jude in der großen Kammgarnwaren-Erzeugung für Frauenkleidung. Die Liebigs, F. Schmitt, Hiller, Blaschke, Klinger in Reichenberg, Böhmisch-Aicha, Neustadtl usw. waren alle Christen. In verschiedenen Orten Böhmens, in Nachod, Horcitz, Rothkosteletz usw. sind schon verhältnismäßig frühzeitig aus jüdischen Händlern mit Rohkottonen (Leop. Abeles, Daniel Pick, Oberländer usw.) Fabrikanten geworden, die sich mechanische Webereien errichteten. Ich glaube aber nicht, daß auch nur eine davon bis 1830 zurückreicht, da die mechanischen Stühle bei uns damals noch gar nicht gekannt waren und, solange auf Handstühlen gearbeitet wurde, das Kaufen der in der Heimarbeit erzeugten Ware unbedingt konvenabler als die eigene Fabrikation war. Bleibt noch in Böhmen der industrielle Norden: Rumburg, Warnsdorf. Weder in der Leinwandweberei des ersteren, noch in der ausgedehnten Hosenstofferzeugung der anderen ein Jude.

Die Juden waren zu jener Zeit in dieser Gegend überhaupt nur vereinzelt ansässig. Anders steht es mit Druckwaren. In der Erzeugung derselben hatte sich, wie ich schon früher — zweites Kapitel, drittes Buch, S. 166 — Gelegenheit hatte zu erzählen, ein Prager Fabrikantenstand herausgebildet.

Von den anderen Provinzen, von Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Kärnthen und Krain, Tirol können wir ganz absehen; dort gab es überhaupt keine Juden mit der einzigen Ausnahme

von Hohenems; dort besteht heute noch die bedeutende Fabrik der Juden Brüder Rosenthal.

Diese Aufzählung bezieht sich allerdings nur auf die Textilindustrie, aber die industrielle Beschäftigung der Juden außerhalb derselben war fast Null. Auf anderem als dem Textilgebiete finde ich nur einzelnes und nicht Entscheidendes in meiner Erinnerung. In Böhmen und Mähren waren die Randare (herrschaftliche Pächter) zumeist auch Branntweinbrenner, zuweilen auch Bierbrauer. Die großindustriellen Brauereien in Händen von Juden (Ignaz Adolf Mautner, Kuffner in Döbling und Ottakring usw.) sind viel spätere Gründungen. Die Rübenzuckerfabriken datieren bei uns erst aus den letzten 30er oder 40er Jahren und speziell die von Juden aus späteren Dezennien. In einigen Ortschaften, z. B. Trebitsch, existierten kleine jüdische Weißgerber aus den 40er oder 30er Jahren, alles von keinem Belange.

Heute ist also die Sachlage eine andere, die Juden sind zu Fabrikanten geworden. Unsere Juden aber hätten schwerlich den Handel verlassen, wenn nicht die engen Grenzen, in denen er sich bewegte, die Anspruchsvolleren unter ihnen dazu veranlaßten. Quod erat demonstrantum!

Mit meinem geschichtlichen Exkurse bin ich zu Ende. „Endlich" wird vielleicht der eine oder der andere Leser sagen.

Diese bitte ich für die Länge desselben um Entschuldigung und nehme ich nun den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Ich hatte sie oben mit dem Hinweis auf eine sich vorbereitende neue Wendung unterbrochen. Sie vollzog sich auch wirklich. Eine Firma innerhalb des Textilhandels, müde des vergeblichen Kampfes mit jenen Verhältnissen, die ich ausführlich geschildert, hatte sich entschlossen, ihren heimischen Zwischenhandel mit dem Exporthandel zu vertauschen, sich zu einem Exporthause umzugestalten.

Sie war auf Ägypten aufmerksam gemacht worden. Dieses Land hatte damals nach der Beendigung des Bürgerkrieges in Nordamerika eine ungeheure Krise durchgemacht. Die Baumwolle, deren Preis während des Krieges auf das Mehrfache ge-

stiegen, war mit der Unterwerfung der Südstaaten wieder auf den alten Preis gefallen. Alles hatte in Baumwolle spekuliert; alle diese Spekulanten, mit ihnen die Mehrzahl der Geschäftsleute waren ruiniert. Jetzt fing aber das gesunde Land an, sich rasch zu erholen und nach Ware zu verlangen.

Gegen die Idee an sich war kein vernünftiger Einwand zu erheben, doch wie unvernünftig wurde sie ausgeführt. Die ganze Episode ist charakteristisch für die geringe Kenntnis, welche man damals vom Wesen des Exports hatte. Kein Mitglied der Firma hatte das Land gesehen, niemand wurde hinausgeschickt, um Informationen zu holen. Man hielt eben alles, was bei uns gekauft und gebraucht wird, auch für den Ägypter geeignet. Ohne jede Beschränkung wurden Manufakturware, Nürnbergerware, eigentliche Wiener Ware, Leder-, Holz-, Meerschaumware usw., Uhren, Glas, Porzellan, Möbel gekauft, Wäsche und Kleider konfektioniert, kurz eine Sendung zusammengebracht, die ungefähr 200 000 Fl. betrug, und man glaubte tatsächlich, daß es genüge, diese Warenmassen hinunterzuschicken, um dafür den Rückwert mit einem riesigen Aufgeld von Napoleons zu erhalten. Diese Anschauung wäre auch dann viel zu optimistisch gewesen, wenn alle diese Waren mit Kenntnis und Verständnis des dortigen Konsums ausgewählt worden wären. Jedoch fehlte diese Kenntnis vollständig. Ich erinnere mich einzelner ganz merkwürdiger Tatsachen. So waren z. B. 30 Kollis farbiger Wäsche erzeugt worden. In Ägypten zeigte es sich, daß zu jener Zeit nur weiße Hemden gangbar waren. Die Waren konnten überhaupt nicht flott, wie man gedacht hatte, sondern zum Teil gar nicht, zum Teil nur schleppend verkauft werden. In Wien war das Haus außerstande, dieses Mißlingen zu überwinden; eine Fortführung des Geschäftes war unmöglich, die Mittel fehlten; Geschäft und Firma mußten liquidiert werden.

Nun hatte sich dieser mißlungenen Argonautenfahrt nach dem goldenen Vließ mein jüngster Bruder Albert, der soeben die Handelsakademie verlassen hatte, wenn auch nur als Angestellter angeschlossen. Der junge Handelsakademiker hatte durch das von

mir geführte Detailgeschäft Interesse für die Konfektion gewonnen und auf seine Veranlassung ließ die neue Exportfirma durch mich auch ein Konfektionslager herstellen, das gleichfalls nach Alexandrien gesandt wurde.

Von den Berichten, die mir mein junger Bruder fortlaufend einschickte, erregte natürlich mein höchstes Interesse jener Teil, der sich auf die von mir hergestellte Konfektion bezog. Sie in Alexandrien, wie beabsichtigt war, en gros zu verkaufen, war unmöglich gewesen, die Abnehmer fehlten. Da hatte man ihn denn mit diesem Kleiderlager nach Kairo geschickt, um es im Detail zu verkaufen und ihm trotz seiner Jugend die Leitung dieses Detailverkaufes anvertraut. Da zeigte sich nicht nur, daß diese Ware am Kairiner Platze leicht zu verkaufen war, sondern daß auch alle Vorbedingungen bestanden, um aus diesem vermeinten Ausverkauf ein reguläres, stabiles Geschäft mit voraussichtlichem Erfolge zu machen.

Das erweckte in mir sofort den Plan, Ägypten, dessen Bedarf an europäischen Kleidern nach den Informationen meines Bruders nur von den Filialen einiger Pariser Kleidermagazine gedeckt wurde, für unsere Kleiderindustrie zu erobern.

Ich kam zu dem Entschlusse, mich diesem Versuche zu widmen, an ihm meine Existenz zu wagen. Der österreichische Kleiderexport hatte schon eine, mehrere Dezennien alte, aus solchen gelungenen Versuchen bestehende Geschichte. Ich kannte sie genau.

Der in den Balkanländern entstandene Bedarf an europäischen Kleidern war zuerst von Pester Schneidern, die Filialen in Konstantinopel und Bukarest errichtet hatten, befriedigt worden. Einzelne von ihnen hatten hierbei große Erfolge erzielt. Dann folgten rumänische Juden aus den verschiedensten größeren und kleinen Orten diesem Beispiele und errichteten überall Kleidermagazine, für welche sie gleichfalls in Pest die Ware herstellen ließen. Bei steigendem Bedarfe genügte all diesen Leuten sowohl in Arbeitskraft wie im Einkaufe der Rohware der Pester Platz nicht mehr; sie übersiedelten alle nach Wien und errichteten hier Arbeitsstätten.

Auch von diesen Rumänen waren einzelne bedeutend geworden; dann hatten sich Konstantinopler Kleiderhändler, welche bis dahin in Livorno gearbeitet, — man bezeichnete diese ganze nicht unbedeutende Gruppe in der Geschäftssprache mit dem Gesamtnamen „Livorneser" — in Wien eingefunden und waren für Brünn und Reichenberg bedeutende Abnehmer geworden. Wenn es auch nicht allen diesen Rumänen und Konstantinopler Häusern gelungen ist, emporzukommen, so hatte sich denn doch der Verkauf österreichischer Kleider im Orient als im hohen Grade konvenabel gezeigt. Diese Erfahrungen mußten mich in meinem Entschlusse nur bestärken. Der Anknüpfungspunkt war durch das von Bruder Albert geführte Detailgeschäft gegeben. Es konnte nicht schwer fallen, mich mit der in Liquidation befindlichen Firma zu einigen. Ein glücklicher Zufall führte mir einen bemittelten Käufer zu, der mir mein Kleidermagazin zum vollen Werte ablöste und bezahlte.

Ich war frei und machte mich auf den Weg nach Ägypten.

Ich trat die Reise mit dem fertigen Programm an, das kleine Kairiner Etablissement aus der Liquidierung für mich und meinen Bruder zu erwerben und fortzusetzen.

Die Reise, Juli 1866, war mit Hindernissen verbunden.

Es war gerade der Moment, da unsere Armee, die Italien schon verlassen hatte, über Hals und Kopf wieder dahin zurückkehrte. Der ganze Verkehr war sistiert, ich mußte vom Generalkommando in Wien erst die Erlaubnis erwirken, mich einem der Militärzüge anschließen zu dürfen. Da dieser ins Venetianische ging, gelangte ich nach zwei Tagen nur bis Nabresina, von wo aus ich zu Fuß nach Triest wanderte. Auf dem Lloydschiffe war ich der einzige Passagier; es ist überhaupt merkwürdig, wie äußerst gering zu jener Zeit auf den Lloydschiffen die Personenfrequenz war. Auch noch später war ich auf der Rückkehr von Ägypten nach Triest, die gewöhnlich noch im Winter stattfand, wiederholt der einzige, der nicht zur Schiffsequipage gehörte.

Als ich ägyptischen Boden betrat, vor nahezu 50 Jahren, hatte das Land noch einen ursprünglicheren Charakter als heute.

Gegenwärtig ist Alexandrien eine europäische Stadt, den Orient in ihr muß man aufsuchen. Desgleichen in Kairo. Damals aber boten die Straßen ein reizendes, wechselvolles Bild. Das fortwährende Durcheinanderwirbeln von Europäern aller Nationen und unzähliger orientalischer Rassen: Ägypter, von der lichtesten bis zur dunkelsten Farbe — Schwarze, noch von nahezu europäischer Gesichtsbildung bis zum affenartigen Neger mit unsinnig langen Armen, Levantiner, Armenier, Indier und Türken, dann wieder Beduinen in ihrem malerischen Burnuß, wie wir sie von Bildern aus kennen, ließen meine Augen nicht zur Ruhe kommen. Ich verbrachte damals einige Monate im Lande, während deren ich seine Zustände kennen lernte. Seine europäische Gesellschaft war vielfach von sehr zweifelhaftem Charakter. Obenan stand damals, zur Zeit Ismaels Pascha, die französische Kolonie; der eigentliche Regent des Landes war der französische Generalkonsul. Die französische Kolonie selbst war durchaus anständig und hielt sehr auf ihre Reputation; desgleichen die englische. Ein Franzose oder Engländer, der verlottert gewesen wäre und nicht seine Existenz gehabt hätte, war nicht zu finden. Wer in diesen beiden Kolonien zu nichts taugte, den suchte das Konsulat wieder nach der Heimat abzuschieben. Weniger gut stand es schon mit der deutschen und noch viel schlechter mit der österreichischen Kolonie. Diese letztere bestand zumeist aus österreichischen Italienern, Dalmatinern, böhmischen Handwerkern, Ungarn, durchaus geringwertigen Leuten, unter ihnen viel Gesindel. Die besten waren noch jene Triestiner, welche Handelshäuser repräsentierten. Wie die Regierten so der Regent. Ich verstehe darunter das österreichische Konsulat; das Konsulat und seine Beamten standen damals in keinem guten Rufe.

Selbstverständlich keine Regel ohne Ausnahme, und so will ich denn sofort eines damals dem dortigen Konsulate angehörigen Mannes gedenken, der nicht nur zu den ausgezeichnetsten Beamten der ganzen Konsularbranche und zu den vorzüglichsten Menschen gehörte, sondern auch durch seine Stellung in der Wissenschaft des arabischen Orients uns Österreichern zur hohen Ehre gereichte:

Alfred Freiherr v. Krämer, unter Taaffe kurze Zeit Handelsminister. Sein Buch über Ägypten ist vielleicht das beste, das je über dieses Land geschrieben wurde und sein später erschienenes: „Die bewegenden Ideen des Islam" ein Standard-work für die Geistesgeschichte der mohammedanischen Welt. Wir hatten uns in der Jugend gut gekannt, dann lange Jahre nicht gesehen, bis ein Zufall uns während seiner Ministerschaft wieder zusammenführte. Im persönlichen Verkehr habe ich ihn als einen wahrhaft freisinnigen Mann kennen gelernt, so daß sein Wohlwollen für mich selbst durch eine Antwort nicht beeinträchtigt wurde, die mir jeder andere Minister übel genommen hätte.

Kurz vor seinem Scheiden aus dem Amte bemerkte er zu mir: „Sie haben noch keine Auszeichnung, was würde Ihnen eine Freude machen?" Ich lehnte lächelnd ab; „mich auszuzeichnen — antwortete ich — möchte ich weiter selbst besorgen." Er lachte und sagte: „Für so selbstbewußt habe ich Sie gar nicht gehalten; Sie haben übrigens recht, es gibt weniger Leute, die sich auszeichnen, als solche, die ausgezeichnet werden; bleiben Sie bei Ihrer Ansicht, sie ‚kleidet Sie besser als ein Titel'". Auf unser Konsulat in Ägypten zurückkommend, muß ich anerkennen, daß die Verhältnisse in demselben seither ganz andere geworden; unsere Vertretung steht heute an Ansehen hinter keiner der übrigen Nationen zurück.

Zu jener Zeit konkurrierte an schlechtem Ruf mit der österreichischen Kolonie nur noch — übertraf sie sogar in dem Punkte — die griechische. Alexandrien (Kairo viel weniger) war eine unsichere Stadt, voll von Dieben, Einbrechern und Gaunern, und diese schöne Gesellschaft bestand zumeist aus Griechen. Unter ihnen gab es gewerbsmäßige Banditen, die man ganz gut kannte. Die Justizzustände waren gräulich, hauptsächlich darum, weil man bei keinem Konsulargerichte gegen dessen Nationale Recht erlangen konnte, da sämtliche Konsuln ihre Hauptaufgabe darin sahen, ihre Konnationalen unter allen Umständen, selbst wenn sie noch so sehr im Unrecht waren, zu schützen. In diesem einen Punkt machte das österreichische Konsulat eine Ausnahme; gegen

einen Österreicher konnte jeder Recht erlangen. Seit der Schaffung des internationalen Gerichtshofes steht die Sache natürlich anders.

Geschäftlich hatte sich das Land damals von der oben geschilderten Krise noch nicht erholt. Aber auch hiervon abgesehen machte das kommerzielle Leben dort nicht den Eindruck einer gefestigten ruhigen Ordnung. Es erinnerte vielfach an das Leben in einer neugegründeten Kolonie. Orient und Okzident hatten sich noch nicht ineinander gefunden, die Elemente beider schwirrten durcheinander.

Nachdem ich mich ein wenig zurechtgefunden, ging ich an die Ausführung meines Reisezieles.

In Kairo bestätigte sich der Eindruck, den ich schon in Wien aus den Berichten gewonnen, daß die Grundlage für dieses Geschäft durchaus gesund sei. Ich sah Kunden, einen verhältnismäßig nicht geringen Verkehr und Gewinn an dem, was verkauft ward. Mein junger Bruder flößte mir volles Vertrauen ein; er zeigte trotz seiner Jugend den Schnitt des richtigen Geschäftsmannes; er besaß vor allem das Wichtigste: Liebe zu seinem Berufe, den Stolz auf das Geschäft, das er schon geschaffen und noch weiter zu schaffen bereit war. Er war intelligent in der Erfassung, in der Ausführung energisch aber nie hastig, sondern stets von einer gewissen Ruhe in der Bewegung. So ward und blieb der junge Mann eine Säule des Unternehmens bis heute, da er selbst an der Schwelle des Greisenalters steht.

Ich erklärte mich bereit, der Firma das ganze Kleiderlager selbst abzunehmen, zu bezahlen und mich mit ihm zur Fortführung des Geschäftes auf eigene Rechnung zu verbinden. Und weiter wollte ich für neue Ware, die er beordern müßte, sorgen.

Selbstverständlich ging mein Bruder auf dieses Anerbieten gerne ein; ich traf auch die nötigen Abmachungen und dies war der Beginn unseres gemeinsamen Geschäftes.

Nachdem ich mich also mit meinem Bruder über die Fortführung des Kleidergeschäftes geeinigt hatte, lag es mir natürlich sehr nahe, die Verhältnisse dieses Zweiges in Kairo wie Alexandrien zu beobachten. Ich fand, wie mir mein Bruder schon berichtet

hatte, daß tatsächlich die wenigen Kleidergeschäfte jener Zeit fast ausschließlich in französischen Händen waren und zumeist nur die Europäer zu ihren Klienten hatten. Ich sah aber zugleich, daß die einheimische ägyptische Bevölkerung in ihrem besseren Teile gleichfalls Bedarf nach europäischer Kleidung hatte, fingen sie doch an, sich zu europäisieren, daß aber alles, was die Franzosen in diesem Artikel brachten, den Wünschen und Bedürfnissen speziell der einheimischen Bevölkerung nicht entsprach. Diese französischen Magazine enthielten nur das, was in Paris Mode war. Die Ägypter verlangten aber die europäischen Kleider nicht nur in den ihnen geläufigen orientalischen Farben: lichtdrap, himmelblau, hellgrün, selbst rosa, wie sie es in ihrer bisherigen nationalen Kleidung gewohnt waren, sondern auch in Schnitt und Form der gewohnten orientalischen angenähert; keine anschließende Taille, sondern sackartige Paletots, die Hosen rund und ausgebauscht. Ich sah nicht ein, warum man den Leuten für ihr Geld nicht ihren Willen tun sollte, und diese Erkenntnis ward das Leitmotiv für unsere Erzeugung.

Mein damaliger Aufenthalt hatte noch ein anderes, von der Liquidation und der neuen Unternehmung mit meinem Bruder unabhängiges angenehmes Ergebnis.

Ich hatte Gelegenheit, mit der damaligen Regierung eine Lieferung von Uniformen für das Polizeikorps (Kawassen) und die Marine abzuschließen. Ich kalkulierte — und wie sich zeigte, richtig — einen Profit von ungefähr 1000 englischen Pfund.

Bei dem Abschlusse des Vertrages lernte ich eine charakteristische Seite des Orients kennen. Bestochen zu werden war ein gutes, frei geübtes Recht der Beamten. Der Pascha im Ministerium verlangte Bestechung sans gêne und handelte mit mir über dessen Höhe. Hier will ich nun gleich anführen, daß er von mir verlangte, ich solle seinerzeit bei der Ablieferung mich nicht an die unteren Beamten, sondern sofort an ihn selbst wenden; er werde selbst übernehmen und ich müsse den Backschich, den ich doch bei der Ablieferung den Beamten geben müßte, ihm selbst zukommen lassen. Übrigens wurde diese Backschich-

wirtschaft in allen Verhältnissen und bei jeder Gelegenheit ganz frei und offen ausgeübt. Man steckte dem Zollbeamten, der bei der Ankunft den Koffer visitieren sollte, den Backschich ganz offen in die Hand. Im Zollamte zahlte der „Ausmauter", d. h. derjenige, der das Ausmauten zu seinem geschäftlichen Berufe hatte, dem Beamten für jedes Kolli, das er nicht revidierte, sondern nach Deklaration veranschlug, ganz offen eine bestimmte Summe. Wenn der Lieferant auf dem Amte einkassierte und mit dem Berberino, der ihm die Säcke Napoleons nachtrug, aus dem Tore trat, hielt ihm der Wachposten die Hand hin und sagte: „Chawaga Backschisch."

Dieser Lieferung halber reiste ich nach einem Aufenthalte von ungefähr drei Monaten zurück. Die Konfektionierung der Marineuniformen übergab ich einem Subunternehmer, dem Schöpfer der Proßnitzer und Österreichischen Engroskonfektion überhaupt, Herrn Mayer Mandl, mit welchem ich hier zum erstenmal in Berührung kam. Dieser Mann verdient sicher ein Wort der Erinnerung, nicht nur seiner Person halber, sondern und noch mehr, weil er die wichtigste Phase in der Entwicklung unserer Konfektion repräsentiert. Dieselben Verhältnisse, welche in Wien eine Platz-Detailkonfektion hatten entstehen lassen, haben, wenn auch in engerem Raume und geringerem Maße, auch überall in der Provinz den Bedarf an fertigen Kleidern geweckt, den dortige Unternehmer durch Errichtung von größeren und kleineren Magazinen zu befriedigen suchten.

Bei der geringfügigen und ungenügenden Schneiderei an Ort und Stelle und bei den kleinen Mitteln, welche diesen Unternehmern zu Gebote standen, brauchten sie eine Versorgung von außen her. Aus den Trödlern des Preßburger Ghetto waren anfangs der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts Kleider-Engrossisten herausgewachsen, welche es versucht hatten, in diese Lücke einzutreten. Sie waren aber an Energie wie an Verständnis schwach; nach wenigen Jahren eines Aufschwunges ermatteten sie und erlosch diese Preßburger Konfektion vollständig. Mandl war es nun, welcher mit ganz anderem Talent und

Temperament von Proßnitz aus den Gedanken dieses Geschäftszweiges aufgriff und mit wunderbarer Energie durchführte.

Er war gleichfalls der Trödlerei entsprossen, hatte sehr klein begonnen und war zu der Zeit, als ich mit ihm das erste Geschäft machte, schon sehr groß geworden; er hatte noch von Proßnitz aus Schritt für Schritt und dennoch im raschen Tempo, man kann sagen, ganz Österreich erobert[1].

Ungefähr um dieselbe Zeit hatte er sein Haus auch in Wien etabliert und von da an datiert die weitere große Entwicklung des Engrosgeschäftes in der österreichischen Konfektion für den heimischen Bedarf, auf welche ich hier nicht weiter eingehe, da der Fortgang meines Geschäftes mit ihr persönlich in keinem Zusammenhange steht.

Ich bin bei der Lieferung, die ich ihm übertragen gut gefahren; er hat sie korrekt ausgeführt und mich selbst loyal behandelt. Obwohl er mich nie gekannt hatte, nahm er keinen Anstand, mir den größten Teil des Betrages dagegen zu kreditieren, daß ich mit meinem Ehrenworte versprach, ihm die Ablieferungszertifikate, die gewöhnlich auf drei Monate lauteten, einzuhändigen. Ich hatte später häufig, sowohl geschäftlichen wie freundschaftlichen Verkehr mit ihm. Er war ein großzügiger Kaufmann, eine Persönlichkeit von hoher natürlicher Intelligenz und nach jeder Richtung von den klügsten Ansichten. Mich interessierte an dem Manne hauptsächlich eines: Er war einer jener, aus denen das Geld — auch der Persönlichkeit nach — etwas macht. Er war zuletzt sehr gerne gentil und hätte in Wien ganz gewiß eine große Rolle gespielt, wenn er nicht sehr früh schwerhörig geworden wäre.

Den zweiten Teil der Lieferung, jenen für die Kawassen,

---

[1] In der Neuen Freien Presse vom 21. März 1911, Nr. 16732 habe ich eine Geschichte der österreichischen Konfektion im Zusammenhang gegeben und namentlich auf die interessante — ökonomisch wie sozial — Ursache hingewiesen, welche in der Bevölkerung allüberall das Verlangen nach fertiger Konfektion unwiderstehlich weckte. Ich erlaube mir, den Leser auf diese Darstellung zu verweisen, falls er sich für diese Frage interessiert.

den stellte ich selbst her. Die Beschaffung der Tuche machte mir viel Mühe. Die Qualität war in Österreich fremd; die großen Fabrikanten lehnten den Auftrag, als in ihre Erzeugung nicht passend, ab. Auf der Suche geriet ich an einen kleinwinzigen Mann in Graz. Er hatte nicht mehr als zwei Stühle, aber er faßte den Artikel sofort auf, meinte, er könne ihn ganz wohl und mustergetreu herstellen, aber er habe kein Geld, um sich die weiteren Stühle aufzustellen und die Wolle zu kaufen. Der Mann gefiel mir, ich streckte ihm einige tausend Gulden vor; es war das erste größere Geschäft, wozu ihm Gelegenheit geboten ward. Von da an ging er aufwärts und wurde ein großer, vorzüglich renommierter Fabrikant, er hieß Anton Prasch.

Diese Lieferung an die Regierung war aber bloß ein vereinzelt gebliebenes Geschäft, das mit dem von mir und meinem Bruder in Szene gesetzten neuen Unternehmen keinen weiteren Zusammenhang hatte und erst 20 Jahre später eine Wiederaufnahme erfuhr.

Das neue Geschäft okkupierte unsere Mittel und unsere Arbeitskräfte vollständig. Mit welchem Erfolge wir dies taten, welche Hindernisse hierbei zu überwinden waren, ebensowohl solche, die aus der Welt der Tatsachen stammten, wie jene, die in meiner Person, meiner geistigen Vorgeschichte lagen, wird der weitere Verlauf meiner Erzählung dartun.

Fünftes Kapitel.

„Zwei Seelen in einer Brust." — Kleider und Bücher. — Wiederaufnahme meiner Studien: Klassiker, antike und moderne Wirtschaftsgeschichte; Eintritt in die Publizistik, selbständige Publikationen. Eintritt in die Politik. Widerstreit mit dem Erwerb. Resignation, vollständiger Rückzug und Beschränkung auf das Geschäft.

Mit meinem Bruder setzte ich also in Kairo das Geschäft, wie wir übereingekommen waren, fort. Ich bezahlte der Firma das inventierte Kleiderlager und erzeugte für ihn sofort frische Ware, je nach Bestellung. Wir gaben uns beide die redlichste Mühe, ohne daß wir in den ersten Jahren zu den richtigen Erfolgen kommen konnten. Wir fanden nämlich große Schwierigkeiten; nicht etwa infolge der Geringfügigkeit meines Kapitals, denn ich fand bei der Fabrikantenwelt jedes Entgegenkommen, sondern infolge unserer eigenen Mängel zur rechten Führung. Meine im Wiener Detailgeschäfte erworbene Konfektionskenntnis reichte für die speziellen Anforderungen des Orients nicht aus, und während meines ersten Aufenthaltes in Ägypten konnte ich mir doch nur eine sehr oberflächliche Kenntnis dieses Bedarfes erwerben.

Diese Schwierigkeit steigerte sich noch bei der großen Zahl von Nebenartikeln, die wir in unseren Betrieb aufnahmen, seitdem wir durch den Fortgang des Geschäftes ermutigt, das erste kleine Lokal mit einem ungleich größeren vertauscht hatten. Wir hatten aus dem ursprünglichen Kleidergeschäft ein sogenanntes „grand magasin" gemacht.

Damals haben sowohl wir als die anderen Kleidermagazine, welche nach uns errichtet worden waren, mit diesen Nebenartikeln keine guten Erfahrungen gemacht. In den Anfängen der Europäisierung Ägyptens waren allerdings Etablissements, welche alle Artikel führten, zeitgemäß und praktisch; aber der fortschreitende Bedarf ließ in allen Branchen Spezialmagazine entstehen, die mehr bieten konnten als die Kleidermagazine, welche diese Waren nur nebenher führten. Das hatte zur Folge, daß die Kleidermagazine in Ägypten sich nach und nach wieder auf den Kleiderartikel allein beschränkten.

Seither haben sich Anschauungen und Verhältnisse wieder verändert; eine Reihe gerade solcher allgemeiner Warenhäuser größten Stils ist inzwischen errichtet worden und die Zukunft wird lehren, ob mit dauerndem Erfolge.

Es ist überhaupt nicht sicher, daß die Warenhäuser das letzte Wort des Verkehrs sind, und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß man in einer späteren Zukunft wieder zu Spezialmagazinen zurückkehren wird.

Mir indes wurde es immer deutlicher, daß man für einen fremden Platz nicht erzeugen kann, ohne sich dort selbst ständig zu informieren. Ich mußte mich also entschließen, regelmäßig eine Zeit des Jahres in Ägypten zuzubringen.

Das geschah zum erstenmal 1869, zur Zeit der Eröffnung des Suezkanales. Das Land war in Jubel, lauter Festtage. Ich sah allerdings von dem ganzen Rummel nichts weiter als was vor meinem Magazin vorbeizog; auch weiterhin, so viele Male ich in Ägypten gewesen bin, habe ich nichts weiter davon kennen gelernt als die Wände und Kleidergestelle meiner Magazine. Ich wiederholte diesen Besuch in den nächsten Jahren regelmäßig, zumeist zur Ostersaison; die bessere Information machte sich im Geschäfte fühlbar. Es war das überhaupt eine für uns günstige Epoche. Mein Bruder hatte die Gelegenheit benützt, in Alexandrien ein großes Magazin zu erwerben mit allerdings großem Opfer; die Lokale in den Hauptgeschäftsstraßen waren damals nicht aus freier Hand vom Hausbesitzer, sondern immer nur gegen eine

starke „Buona sortita" von dem früheren Mieter zu erhalten. Doch durften wir von diesem neuen Unternehmen das beste hoffen. Der Absatz war flott und steigerte sich regelmäßig von Jahr zu Jahr. Es waren ruhige Zeiten für mich, ich hatte Grund, zufrieden zu sein.

War ich es? Nicht ganz! Der Grund dieser Unzufriedenheit lag aber nicht in den Verhältnissen des Geschäftes, sondern in mir selbst. Seitdem ich überhaupt Geschäftsmann geworden, hatte ich einzig und allein diesem meinem Berufe gelebt. Mein Vermögensstand war ungleich günstiger geworden, ich atmete wieder auf. Logischerweise hätte wohl die nächste Folge dieser Wendung sein müssen, daß ich mich um so ausschließlicher dem Erwerbe zuwendete. Es trat aber das Gegenteil ein: jetzt und auch immer wieder später: so oft ich mich freier fühlte, sehnte ich mich um so mehr nach anderer Luft, nach geistiger Nahrung und anderem Verkehr. Ich griff also nach Büchern. Ich wollte da wieder fortsetzen, wo ich 1854 abgebrochen hatte. Es war mir, wie ich schon im Berichte über meine Studentenjahre erzählte, immer Bedürfnis gewesen, mich neben dem Jus durch die Ausblicke, welche die Philosophie gewährte, zu erfrischen. Das letzte Buch, welches ich gelesen hatte, war gerade ein populäres, die Vorlesungen über die „Geschichte der Philosophie von Chalybäus" gewesen. Sie waren glänzend geschrieben, hatten mich förmlich ergötzt. Ich fing mit ihnen wieder an, erlebte aber eine große Überraschung. Die Sätze bestanden für mich aus Worten ohne Sinn — ich mußte das Buch wieder weglegen. Ich griff nach Werken über die Geschichte Wiens: Hormayr, Tschischka, Karl Weiß u. a. Der Stoff interessierte mich außerordentlich; die Darstellung jedoch fand ich mehr abschreckend als anziehend. Aber das Interesse für Stadtgeschichte hatte mich gepackt; schon das Studium der Geschichte des römischen Rechtes hatte mich dem des römischen Staates und der Stadt Rom selbst näher gebracht. Jetzt stellte sich mir eine gewisse Analogie zwischen Wien und Rom dar; ich griff nach römischer Geschichte, nach Niebuhr, dann nach der eben erschienenen römischen Geschichte von Mommsen. Sie wurde mir

zu einer Quelle des Genusses. Eine Schilderung, die an Lebendigkeit nicht hinter Macaulay zurücksteht, ihn aber an Größe und Auffassung turmhoch überragt. In diesem Urteil ließ ich mich von der Bekämpfung Mommsens durch die Professoren, welche Antiquare oder Chronisten, aber keine Geschichtschreiber sind, nicht beirren. Ich verfolgte den Gegenstand weiter, nahm das kolossale zwölfbändige Werk Bunsens über Rom durch und die Geschichte Roms von Gregorovius — letzteren allerdings mit weniger Befriedigung.

Die großen Werke veranlaßten mich aber auch, eine ganze Reihe monographischer Arbeiten, sowie eine große Anzahl von Büchern, welche, wenn auch nur nebenher, wichtige Partien über Rom brachten, zu studieren. Die Frucht dieser Arbeit, die mich sehr lange beschäftigte, da ich ja doch nur wenig freie Zeit hatte, war ein Essai: „Die antike und die moderne Großstadt, Wien et Roma vetus", den ich im Jahre 1875 in der „N. Fr. Presse" veröffentlichte. Diese vergleichende Studie gefiel den Laien außerordentlich, bot aber selbst manchem Gelehrten überraschende Belehrung.

Hatte man sich doch unter der antiken Großstadt etwas von einer modernen durchaus Verschiedenes vorgestellt. Meine Ausführung zeigte, daß die antike Großstadt dem Wesen nach dieselbe war wie die heutige; inwieweit das eine oder andere Detail meiner Beweisführung anfechtbar war, weiß ich nicht; ein Urteil von kompetenten Altertumsforschern, d. h. von solchen, die außer ihrem alten Kram auch einen Begriff vom Wirtschaftsleben besitzen, habe ich nicht vernommen. Neben diesen antiquarischen Studien las ich jeden Tag in der Stunde nach Tisch, welche sonst verschlafen oder im Kaffeehaus zugebracht wird, etwas Klassisches. Ich habe diese Gewohnheit beibehalten, so lange als ich lesen konnte. So bin ich im Laufe der Jahre durch Goethe, Schiller, Shakespeare, Homer, Dante wiederholt durchgekommen. Darüber bin ich zu einem kleinen „Büchmann" geworden. Wenn ich ein klassisches Zitat brauchte, ist mir immer eines eingefallen. Ein Kurgefährte sagte mir einmal: „Ihr Gedächtnis ist geradezu

unheimlich." — Aber ich hütete mich von dieser Stärke allzu häufigen Gebrauch zu machen. Der Zitaterich gerät in Gefahr sich lächerlich zu machen.

Nun muß ich aber offen gestehen, daß nach meinen Erfahrungen auch schon diese nur nebenher laufende Beschäftigung mit Wissenschaft und schöner Literatur den Erwerbssinn des Geschäftsmannes schädlich beeinflußt. Es handelt sich hier nicht um die materielle Zeit, welche darauf verwendet wird, sondern um die Zersplitterung des Interesses, welches ganz und gar auf Geschäft und Gewinn gerichtet sein muß. „Er darf keine anderen Götter haben", der richtige Geschäftsmann kennt auch tatsächlich nur sie, sie beschäftigen ihn auch in seiner freien Zeit. Solange man sich auf Wissenschaft beschränkt, reicht diese Schädigung nicht allzu weit. Man genießt, aber es wird dem Genießenden nicht leicht einfallen, zu komponieren oder zu dichten.

Ungleich gefährlicher ist es für den Geschäftsmann, wenn er Interesse für die Politik gewinnt; die Berührung mit ihr weckt fast immer die Lust, selbst mitzutun, und die scheinbare Leichtigkeit dieses Mittuns ist eine große Verführung. —

So erging es mir.

Das Studium der Geschichte Wiens hatte mein Interesse für kommunale Angelegenheiten geweckt und von da zur „Politik" war nur ein kleiner Schritt.

Der Krieg des Jahres 1866 war natürlich geeignet, jeden Österreicher aufzuregen, doch war ich damals noch viel zu sehr durch die Arbeit und den Kampf um meine Existenz beschäftigt, um den Einzelheiten der politischen Ereignisse mehr als oberflächlich zu folgen. Anders 1870 während des Deutsch-Französischen Krieges.

Die Bevölkerung Wiens war damals in einer Aufregung, als ob der Kampf ihr selbst gelte und die Stimmung war nicht gegen Frankreich, sondern gegen Preußen, das uns vier Jahre vorher so fürchterlich besiegt hatte, gerichtet. Es war nur ein Teil der Intellektuellen, der im Kampfe mit den Tschechen deutschnational geworden war und den Sieg Preußens herbeisehnte.

So wie die Dinge standen, lag die Gefahr sehr nahe, daß im Falle der ersten Erfolge Frankreichs Österreich sich mit ihm verbinden und Preußen den Krieg erklären würde. In dieser Situation erwarb sich die damalige Wiener Presse ein außerordentliches Verdienst dadurch, daß sie mit Ausnahme eines einzigen Blattes, der „Tagespresse", ganz und gar auf deutscher Seite stand und gegen unsere Teilnahme an diesem Kampfe die stärkste Opposition machte.

Dieser Krieg brachte mich nun merkwürdigerweise in die Journalistik. Die „Neue Freie Presse" hatte in ihren Feuilletons einen offenen Briefwechsel zwischen Renan und David Friedrich Strauß veröffentlicht, welcher eine Zeitlang fortgesetzt wurde und allgemein interessierte. Mich reizte die Diskussion, ich schrieb gleichfalls einen offenen Brief an Strauß, hatte aber nicht den Mut, ihn der „Presse" zu schicken, sondern sandte ihn dem „Neuen Wiener Tagblatt", welches schon damals das verbreitetste Wiener Blatt war. Es veröffentlichte den Brief sofort, ohne eine Silbe zu verändern, und zu meinem eigenen Erstaunen machte dieser erste Versuch Sensation. Ich habe den Artikel nach Jahren noch einmal gelesen, ich könnte ihn heute nicht anders, gewiß nicht besser schreiben. Der gewöhnliche Journalist schreibt sich schließlich zur Brauchbarkeit hinauf — ich will namentlich aus jedem Juden, wenn er nur lesen und schreiben kann, einen Handwerker der Feder machen — aber Publizist *wird* man nicht, das *ist* man.

Die natürliche Konsequenz dieses Erfolges war, daß ich von da ab viel an die Zeitung dachte; doch war mir klar, daß für mich eine ständige Beschäftigung dieser Art ausgeschlossen war, und daß es mir genügen müßte, zeitweiliger Mitarbeiter eines großen Blattes zu sein. Dazu bot ein Ereignis auch bald Gelegenheit.

In Wien hatte sich eine sozialdemokratische Partei gebildet. Sie war schwach, ihre Leitung keineswegs vertrauenerweckend; sie lag vorwiegend in den Händen eines gewissen Oberwinder, der später Polizeiagent wurde. Die Partei hatte damals einen

stark anarchistischen Einschlag; er war aber nicht an der Oberfläche zu sehen und tat der Partei in der öffentlichen Meinung keinen Eintrag, sie war überhaupt in der Mode. Nun wollte sie eine neue Kraftprobe machen und erregte einen Streik der Stückmeister in der Konfektion, hauptsächlich jener, die für unsere Exportkonfektionäre arbeiteten. Er war ganz geschickt organisiert und wurde von einem Arbeiter namens Baudisch geleitet, der allerdings schon seit Jahren kein Bügeleisen in die Hand genommen hatte. Der Export war damals verhältnismäßig stark; Rußland und Rumänien, zu jener Zeit noch nicht abgesperrt, hatten einen lebhaften Bedarf und da in der Schneiderei Wiens die Arbeitskraft zu der Zeit noch verhältnismäßig gering war, standen die Arbeitslöhne sehr hoch, zumindest um ein Dritteil höher als heute. Das Publikum interessierte sich für diesen Konflikt und die Zeitungen brachten über seine Ursachen und seinen Fortgang unrichtige Nachrichten. Ich schickte also an die „Neue Freie Presse" einen längeren Artikel darüber. Er erschien sofort und wenige Tage später erhielt ich eine Einladung von Friedländer, dem Herausgeber des großen Blattes, ihn zu besuchen.

Ich folgte natürlich derselben, fand einen hübschen distinguierten Mann, einen interessanten Menschen, im Sprechen knapp und reserviert; das war er aber nicht im Verkehre mit seinen Standesgenossen oder Politikern, sondern nur mit Personen aus dem Publikum. Er sagte mir kurz: „Ich habe selbstverständlich Ihren Artikel gelesen, er ist klar, sachlich, überzeugend; treten Sie in unser Bureau." Ohne langes Besinnen lehnte ich ab: „Ich kann mein Geschäft nicht aufgeben und könnte auch keine Bureauarbeit vertragen." Beides schien ihm einzuleuchten und mich verabschiedend sagte er wieder sehr kurz: „Schicken Sie uns also wieder, wenn Sie was Fachliches haben; ich lege Wert auf Mitarbeiter aus dem Publikum." Die Fachblätter auf der letzten Abendblattseite der „Neuen Freien Presse" waren auch tatsächlich sein liebstes Kind; er pflegte sie mit besonderer Liebe und hatte für jedes Fach einen Spezialisten ersten Ranges als externen, aber gut honorierten Redakteur.

Die „Verkehr- und Industrie-Zeitung" redigierte Regierungsrat Professor Franz Xaver Neumann, gerade keiner der Bedeutendsten, aber ein Mann von ungeheurem Fleiße und großem Wissen auf seinem Gebiete. Von ihm waren die damals alljährlich herausgegebenen und viel benützten „Übersichten des Welthandels".

Ich hatte mich also selbst entdeckt, war Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse" geworden und bin ihr treu geblieben. In den 40 Jahren meiner Mitarbeiterschaft habe ich nur zweimal Artikel über Themata, deren Diskussion in der „Neuen Freien Presse" nicht möglich war, wie beispielsweise über den Zionismus, in anderen Blättern veröffentlicht. Ich bin nicht blind, aber gegenüber allen Angriffen auf das Blatt stelle ich die Frage: Wie sollte in diesem Wien von heute die „Neue Freie Presse" ersetzt werden? Ich glaube, wir können zufrieden sein, daß wir sie besitzen. Nach dem Tode Neumanns ging ich von der „Verkehrszeitung" zum „Ökonomisten" über. Dessen damaliger Redakteur Neuwirth war ein unangenehmer Mensch, sehr präpotent, von ungeheurer Einbildung. In Wirklichkeit war er nicht bedeutend, entfaltete viel Fleiß, aber nur ein Körnchen Geist. Er trat von der „Neuen Freien Presse" aus, weil er durchaus Abgeordneter werden wollte; um das Mandat der Brünner Handelskammer zu erreichen, wurde er aus einem Freihändler ein extremer Schutzzöllner, und um als Abgeordneter in der Partei eine Rolle zu spielen aus einem „Manchester Mann" ein Verteidiger der Zunft; im „Neuen Wiener Tagblatte" schrieb er anonyme, langatmige, aber kenntnislose Erwiderungen auf meine Artikel in der „Neuen Freien Presse".

Sein Nachfolger Theodor Hertzka war gewiß ein Mann von Geist, aber kein Journalist. Als das Blatt in die Hände Benedikts und Bachers gelangte, entwickelte sich zwischen ihnen und mir ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis, das nach dem Tode Bachers mit dem ersteren bis zur Stunde andauert.

Speziell von Benedikt habe ich wiederholt Beweise tatkräftiger Freundschaft erhalten, die den Wert meiner Arbeiten für das Blatt noch übersteigen.

Im Wesen waren die Herausgeber sehr verschieden; Bacher ruhig, knapp im Reden wie im Schreiben, Benedikt schnell und scharf erfassend, immer brillant in der Darstellung, ohne je etwa zu viel zu sagen; er gehört zu den interessantesten Männern.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück. Die Beschäftigung mit dem erwähnten Streik hatte mich angeregt, über die Arbeiterfrage nachzudenken, um so mehr als ein Strafprozeß, der gerade damals gegen eine Arbeiterverbindung geführt wurde und mit einer harten Verurteilung der Führer geendet hatte — ein Resultat, mit dem die öffentliche Meinung nicht übereinstimmte —, die Diskussion der Arbeiterfrage aktuell gemacht hatte. Das Resultat meines Nachdenkens war eine Schrift: „Die soziale Frage in Wien", mit der ich Ende 1870 als selbständiger Publizist debutierte. Mein Gedanke war gewiß gut; er basierte auf der Untersuchung des Verhältnisses zwischen Lebensmittelpreisen und Arbeitslöhnen seit 50 Jahren; die Ausführung freilich war noch laienhaft. Die statistischen Daten boten zur Hälfte keine Sicherheit, meine Konklusionen sind auch heute noch richtig, aber ihre Begründung ging wohl nicht tief genug. Gleichwohl gefiel die Broschüre außerordentlich. Die „Neue Freie Presse" widmete ihr in ihrem „Ökonomisten" einen Leitartikel; nicht nur alle Wiener, auch die deutschen Zeitungen, selbst die französischen Arbeiterorgane brachten über die kleine Schrift längere oder kürzere Besprechungen. Charakteristisch genug, fiel es keinem der betreffenden Rezensenten ein, das von mir gebrachte Material zu prüfen. Sie begnügten sich alle, je nach ihrer Parteistellung, damit, für oder gegen die Tendenz und die Folgerungen der Schrift sich auszusprechen. Dem großen Publikum gefiel die politische Vorrede, in der ich als Voraussetzung einer gesunden Reformtätigkeit auf sozialem Gebiete die Beilegung des Nationalitätenstreites verlangte, mich aber speziell gegen die extreme deutschnationale Richtung wandte und sehr warm für den österreichischen Standpunkt eintrat. Als bemerkenswert will ich nur noch anführen, daß ich am Schlusse der Studie dem Kollektivismus jede Zukunft absprach, dagegen

die hohe Bedeutung eines organisierten Arbeiterstandes auch darin fand, daß er die erste Partei wäre, welche von dem Nationalitätenkampf werde absehen müssen. Der erste Teil dieser meiner Prognose, der Prognose keines Gelehrten, sondern eines Praktikers, scheint sich offenbar immer mehr und mehr zu bewähren. Ich erinnere nur an das Bekenntnis Schäffles: „Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie, ein Eingeständnis früheren Irrtums" und an die heutige Spaltung innerhalb der deutschen Sozialdemokratie, welche durch ein ähnliches Bekenntnis Bernsteins entstanden ist.

Schäffle ist mir persönlich eine interessante Erinnerung geblieben, da ich auf eigentümliche Weise mit ihm in Berührung gekommen bin. Den Widerstreit zwischen meinem Geschäft und meinen Neigungen suchte ich schließlich durch einen Kaiserschnitt zu lösen. Verschiedene Vorfälle hatten gezeigt, daß das Handelsministerium Fehler begangen hatte, deren Quelle einzig in der Unkenntnis des praktischen Geschäftslebens zu suchen war. Seine Beamten waren zu jener Zeit nicht einmal imstande, für ihre Informationen den richtigen Weg und die richtigen Männer aufzusuchen; es tat ihnen zu diesen Zwecken ein wirklicher Geschäftsmann not. Da faßte ich den Gedanken, selbst dieser Mann zu werden, mich zu diesem Zwecke dem Ministerium anzubieten. Mein alter Freund Hugo Kremer war damals außerordentlicher Professor und stand mit Schäffle, von dem er eine sehr hohe Meinung hatte, auf freundschaftlichstem Fuße. Kremer stellte mich ihm vor; Schäffle hatte meine „Soziale Frage in Wien" gelesen, schüttelte den Kopf über meine absolute Verwerfung des Kollektivismus und sagte mir einige Worte darüber. Meinen Antrag schien er gut aufzunehmen, denn er forderte mich auf, ihn in einem Memorandum an das Ministerium auseinanderzusetzen. Das tat ich auch. Das Memorandum dürfte sich noch heute unter den Akten befinden.

Nach kurzer Zeit erhielt ich eine dankende Ablehnung. Bald darauf erfolgte die Ernennung Migerkas, des Sekretärs der Brünner Handelskammer zum Ministerialrat, dem seither Brünner

und Wiener Kammersekretäre in gleicher Eigenschaft nachgefolgt sind.

Dagegen wäre freilich nichts zu sagen gewesen, meine Idee war akzeptiert worden, wenn auch anders als ich es gewünscht hätte. Das Komische lag aber darin, daß die Aufnahme Migerkas in das Ministerium in der Wiener Zeitung in einem Artikel begründet wurde, dessen Sätze wörtlich aus meinem Memorandum abgeschrieben waren. — Meine Voraussage über die Bedeutung des Sozialismus für die Lösung der Nationalitätenfrage ist bisher durch den Verlauf nicht bestätigt worden. Wir stehen heute noch, nach fast 40 Jahren und trotz der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes, auf demselben Punkte wie damals. Wir befinden uns noch mitten in der nationalen Bewegung und sind daher nicht imstande über sie hinaus ihr Ende abzusehen. Immerhin darf vermerkt werden, daß Männer wie Karl Lamprecht versichern, diese nationale Strömung als bewegende Hauptmacht gehe ihrem Ende entgegen. — Ob nun meine kleine Schrift über den Sozialismus in Österreich von Wert war oder nicht — sie machte mich sowohl durch die Zustimmung wie durch die Opposition, welche sie gefunden hatte, zu einem in Wien gekannten Manne. Das kam mir sehr zugute als ich mich einer Bewegung anschloß, welche in der Leopoldstadt entstanden war und sich gegen die Donauregulierungskommission richtete, und zwar gegen ihren Plan der neuen Donaustadt.

Der Streit darum gehört allerdings der Vergangenheit an, aber der große Fehler der Donauregulierungskommission in dieser Frage wirkt noch heute nachteilig auf Wien und wird noch sehr lange seine Entwicklung hemmen. Es verlohnt die Mühe, dabei kurz zu verweilen.

Die neue Donau war geschaffen und die Nordbahn mußte sie, um nach Floridsdorf zu gelangen, auf einer neuen Brücke passieren. Diese mußte aus technischen Gründen in einem höheren Niveau als in jenem der vorhandenen hölzernen Brücken und des Bahnhofes gebaut werden. Die Gesellschaft behauptete nun, auf einer kurzen Strecke diese Steigung nicht überwinden zu können

und verlangte die Errichtung ihrer Brücke an der Stelle, auf welcher sie heute tatsächlich steht. Zwischen dem Nordbahnhof und der Brücke mußte also ein Eisenbahndamm geführt werden, welcher die rechte Hälfte der neuen Donaustadt in zwei Teile voneinander schied. Gegen diesen Damm setzte sich die Leopoldstadt zur Wehr; sie verlangte, daß die neue Brücke knapp unterhalb des Nordbahnhofes gebaut werde.

Von fachmännischer Seite wurde die behauptete Unmöglichkeit, die Steigung auf dieser kurzen Strecke zu überwinden, geleugnet, und nur eine Verteuerung des Betriebes zugegeben. Aber sollten auch in diesem Punkte — so argumentieren die Opponenten — die Ingenieure der Nordbahn im Rechte sein, so bliebe eben nichts anderes übrig als den Bahnhof soweit als nötig höher zu legen. Hiervon wollte aber wieder die Gesellschaft nichts hören.

Die Befreiung der Donaustadt von diesem Hindernis der Entwicklung war um so wichtiger, als für die zweite linke Hälfte der Donaustadt der gleiche Fehler, und zwar ganz irreparabel, schon geschehen war. Der Nordwestbahnhof war unsinnigerweise im Straßenniveau projektiert worden und ein niederer Bahndamm sollte von ihm zur entsprechenden Donaubrücke führen, d. h. auf diese Weise auch die linke Hälfte der Donaustadt in zwei vollständig getrennte Gebiete scheiden. Denn dieser niedere Verbindungsdamm konnte innerhalb der Donaustadt keine Durchlässe haben; der erste Durchgang befand sich erst am Ende der Linie, an der Kreuzung durch die Leipzigerstraße. Nun hatte das Ministerium das von der Nordwestbahn eingereichte Bauprojekt ihres Bahnhofes und des Bahndammes an den Wiener Gemeinderat zur Meinungsäußerung geleitet und letzterer die ihm gestellte Präklusivfrist ablaufen lassen, ohne das verlangte Gutachten überhaupt abzugeben.

Der Angriff konnte sich also nur mehr gegen die Nordbahn richten. Es war ein Kampf zwischen dem wohlverstandenen Interesse des Wiener Bezirkes und dem Geldinteresse der Nordbahnaktionäre. Die Leopoldstadt nahm den Kampf auf. Aus

den angesehensten Bürgern bildete sich ein Donaubrückenkomitee, welches sich die Aufgabe stellte, von der Donauregulierungskommission durch den Gemeinderat eine andere Anlage der Brücke durchzusetzen und hierdurch den gefürchteten Bahndamm zu beseitigen.

Mich interessierte die Sache außerordentlich.

Ich schloß mich dem Komitee an und schrieb in wenigen Stunden eine scharfe Broschüre: „Die Donaubrückenfrage und der Gemeinderat." Darin setzte ich den Sachverhalt klar verständlich auseinander. Die gesamte Presse, welche über das Wesen dieses Streites nicht richtig informiert war, stand gegen die Leopoldstadt.

Ich widmete diese kleine Broschüre direkt dem Bürgermeister Felder.

Dieser war nämlich damals einer der Direktoren der Nordbahn — ein Fall, der heute nicht mehr möglich wäre — und in dieser Broschüre wies ich ohne jeden gehässigen Kommentar auf die Unvereinbarkeit der beiden Stellungen während dieses Kampfes hin. Ich betonte auch, daß der ganze Plan ohne jede Kenntnis der ersten Vorbedingungen für einen raschen Ausbau eines neuen Stadtteils entworfen sei: nämlich die Schaffung großer Straßenzüge, die direkt und unmittelbar aus der Stadt in die projektierte Donaustadt führen sollten. Nicht durch Lineal und Farbe, sagte ich, sondern nur durch den lebendigen Verkehr entstehen Straßen, Plätze, Städte. Durch dieses Schriftchen wuchs die Aufregung im II. Bezirke sozusagen von Stunde zu Stunde; es kamen Wählerversammlungen zustande, die Wien noch nicht gesehen hatte. Als eine Deputation an den Bürgermeister erfolglos geblieben, wurde beschlossen, eine Immediateingabe an den Kaiser zu richten, seinen Schutz gegen die Nordbahn anzurufen und diese Eingabe gleichfalls durch eine Deputation zu überreichen. Die Eingabe habe ich verfaßt; sie war von einer ungewöhnlichen Schärfe, machte Sensation, alle Blätter waren genötigt, sie zu bringen und sie wurde, als sie in mehreren Lokalen zur Unterzeichnung auflag, fast von der ganzen Wählerschaft unterzeichnet.

An der Deputation bei Felder hatte ich teilgenommen. Bei dieser Gelegenheit habe ich Dr. Felder das erste Mal gesehen und gesprochen und ihn als einen hochfahrenden, bei aller Anerkennung seiner Verdienste sich selbst überschätzenden Mann kennen gelernt. Die Sache lag ja ganz klar, er wußte mir aber auf meine Auseinandersetzungen nichts weiter zu erwidern als die geradezu übermütigen Worte: „Die Leopoldstädter Hausbesitzer sollen froh sein, daß, da die ganze Leopoldstadt zum Inundationsgebiete gehört, die sämtlichen Kosten der Donauregulierung nicht auf sie allein repartiert werden." Ich habe später weitere Gelegenheit gehabt, ihn zu beurteilen. Felder konnte die städtischen Verhältnisse und die städtische Verwaltung nur schwer anders als durch die Parteibrille sehen; er war durchaus Parteigänger; für jeden Gegner, der ihm nicht bedeutend genug war, um seines Hasses wert zu sein, hatte er Verachtung; wen er haßte, den verfolgte er. Wie mir Alexander Friedmann — der mit ihm im Gemeinderat in Konflikt gekommen — erzählte, auch außerhalb desselben.

Die Audienz, in welcher die Leopoldstädter dem Kaiser ihr Promemoria überreichten, hatte keinen Erfolg. Der Monarch wies es an die Donauregulierungskommission, die natürlich nicht gegen sich selbst entscheiden konnte. Die Brücke erhielt jene Position, welche die Nordbahn begehrt hatte. Schließlich verlangte die Kommission von der Nordbahn die Anfügung des Gehsteges an ihrer Brücke, zu deren Herstellung sie sich auch nach einigem Weigern entschloß. Ihr Sieg war vollständig und im Übermut des Sieges versuchte sie ein Ungeheuerliches: den von uns bekämpften Bahndamm sogar ohne Durchlässe herstellen zu dürfen. Da nun im Wiener Gemeinderat die Leopoldstadt keine Unterstützung erhielt, so veröffentlichte ich am Tag vor der Abhaltung jener Kommission, welche an Ort und Stelle dieses Bauprojekt zu prüfen hatte und bei welcher die Delegierten der Gemeinde ihr Votum abgeben mußten, in der „Neuen Freien Presse" eine eingehende Auseinandersetzung, und nun konnten auch die Blindesten unter den Vertretern der Gemeinde nicht anders als gegen diesen

Damm ohne Durchlässe protestieren. Die Vertreter der Gemeinde erreichten auch tatsächlich, daß die Nordbahn in der Axe jeder der projektierten Straßen einen Durchlaß zugestand. Gehsteg und Durchlässe waren alles, was wir erreicht hatten. Aber heute nach 40 Jahren kann ich mit einer allerdings peinlichen Genugtuung darauf hinweisen, daß ich mit alledem, was ich in meiner Schrift sowie in der von mir verfaßten Immediateingabe an den Kaiser behauptet habe, im Rechte blieb. Die Donauregulierungskommission hatte in merkwürdiger Selbsttäuschung den Aufbau der Donaustadt für einen Zeitraum von 30 Jahren in Aussicht gestellt; doch bedecken noch immer Schutt und Sand den größten Teil der Flächen, die im Plan der Ingenieure als zukünftige Straßen und Plätze bezeichnet wurden. So lange die Bahndämme stehen und direkte Straßen vom Zentrum fehlen, kann sich die Donaustadt nicht richtig entwickeln und ich habe um so weniger Hoffnung in dieser Richtung, als die Erkenntnis der begangenen Fehler bei den maßgebenden Instanzen heute nicht größer ist als zu der Zeit, da sie begangen worden sind.

Vor zehn oder mehr Jahren hat ein genialer Mensch und bescheidener Beamter der Nordwestbahn, namens Riehl, das glänzende Projekt einer direkten Straße vom Praterstern zum Stefansplatz ausgearbeitet, die sogenannte „Avenue Riehl!" Er hatte sich die Erwerbung der zur Freilegung der neuen Straße zu demolierenden Häuser durch Eventualverträge gesichert; die Rechnung zeigte, daß im schlimmsten Falle sich nach Vollendung der an dem neuen Durchbruche zu bauenden Objekte ein Verlust von höchstens 750 000 fl. ergeben könne.

Ich habe mich, soviel ich konnte, für diese Idee eingesetzt; alle, die sich für die Stadt ehrlich interessierten, teilten die gleiche Bestrebung. Einen meiner Freunde, den ausgezeichneten Architekten Lotz, veranlaßte ich zur Überprüfung des Projektes; er hielt einen Verlust für unwahrscheinlich, dagegen einen bedeutenden Gewinn für voraussichtlich. Aber die Indolenz der maßgebenden Kreise war nicht zu überwinden. Trotzdem ich nicht mehr Mitglied des Gemeinderats war, ließ ich mich die Mühe nicht

verdrießen, meinen alten inzwischen Bürgermeister gewordenen Freund Dr. Grübl aufzusuchen. Ich setzte ihm nicht nur die sachlichen Vorzüge der Idee auseinander, sondern bemühte mich ihm begreiflich zu machen, daß, wenn seine noch regierende, aber sichtlich schon sehr schwankende Partei den Mut hätte, sie auszuführen, ihre Herrschaft sich für ein ganzes Dezennium neu befestigen würde. Aber ohne Erfolg, ich hätte ihm ebensogut eine Straße in den Mond vorschlagen können! Die glänzende Idee Riehls, der nicht einmal „Ingenieur" war, hatte die Eifersucht aller Fachleute geweckt und sie zu heftigen Opponenten gemacht. Herrn Dr. Mayreder, einem sehr maßgebenden Mitglied der regierenden antisemitischen Partei gelang es, das Projekt dieser Avenue zu unterdrücken, die nicht nur eine der schönsten Straßen der Welt werden sollte, sondern auch die direkte Verbindung der Donaustadt mit dem Zentrum des Verkehrs wenigstens teilweise ersetzt hätte, die bei ihrer Schaffung vergessen worden war. Ein Mann wäre durch sein Eintreten imstande gewesen, die Avenue durchzusetzen: Stadtbaudirektor Berger. Er war auch wirklich für das Projekt sehr eingenommen und hätte mit seiner Autorität gegen Mayreder um so leichter siegen können als auch Bürgermeister Lueger nicht blind gegen die Vorteile der neuen Straße war, welche unter anderem auf die leichteste Weise die Tramway in das Innere der Stadt geführt hätte. Aber dem seither zum Sektionschef emporgestiegenen Baurat Berger fehlte unter den vielen glänzenden Fähigkeiten, die er besitzt, eine sehr notwendige: die nämlich, für seine Überzeugung mit seiner Person einzustehen. Die Gelegenheit also, die Fehler des Donaustadtplanes wenigstens teilweise zu korrigieren und Wien für den Verlust des Feldzuges gegen die Nordbahn zu entschädigen, war demnach auch zwei Dezennien später unbenützt geblieben. Als dieser Feldzug im Jahre 1870 verloren wurde, gestaltete sich die Stimmung in der Leopoldstadt schlimm, aber man fügte sich und ging an die Wiederherstellung der Bezirksverwaltung. Schon bei Beginn des Kampfes hatte nämlich der Bezirksausschuß in corpore demissioniert, um gegen Donauregulierungskommission und Ge-

meinderat zu demonstrieren. Seither lag die Verwaltung des Bezirkes in den Händen eines Magistratsbeamten.

Da ich durch meine Publikationen Ansehen erworben hatte, stellte mich der erste Wahlkörper als Kandidaten auf und wählte mich in den Bezirksausschuß. Zur Kennzeichnung der damaligen Teilnahmslosigkeit der meisten Wähler, insbesondere dieser Kategorie, will ich erwähnen, daß sie zwar zur Wählerversammlung in einem Gasthause kamen, aber am Wahltage bis auf 12 wegblieben, so daß ich tatsächlich mit diesen zwölf Stimmen gewählt wurde.

Es war die erste öffentliche Korporation, die ich kennen lernte und sie konnte mir keineswegs imponieren. In ihrer patriarchalischen Art entbehrte sie nicht der heiteren Züge.

Obmann, Bezirksvorstand, also der erste Mann im Bezirke war der sogenannte „alte Ley". Vor dem Jahre 1848, als der Wiener Magistrat noch Jurisdiktion ausübte, erschien jeden Freitag im Gemeindehause ein Magistratsbeamter, welcher die Prozesse geringeren Inhaltes abhandelte. Dabei war dieser Ley Schreiber gewesen, dadurch unter den Leuten sehr bekannt und bei der späteren Konstituierung einer selbständigen Gemeindeverwaltung Obmann des Bezirksausschusses geworden. Es fehlte ihm nicht eine gewisse Bauernschlauheit; er suchte und wußte sich mit allen zu verhalten, war aber sonst ein unbedeutender Mensch. Die anderen sechzehn Mitglieder waren, wie man sie in Wien zu nennen pflegt, „Bezirksberger", bis auf einen, namens Friedrich Wilhelm Hardt. Dieser Mann war mir sozusagen ethnographisch interessant. Ein Typus jener Reichsdeutschen, die uns Österreichern an Tatkraft überlegen sind. In der Verfolgung seines Interesses und im Verkehr war er wohl der rücksichtsloseste Mensch, dem ich je im Leben begegnet bin. Ursprünglich Gemeindeschreiber in Remscheid war er auf irgendeinem Wege nach Wien gelangt und hier der Vertreter von Franz Wertheim geworden. Dann hatte er sich eine kleine Kochgeschirrfabrik am Nußdörfel gegründet, Vermögen erworben und aus der kleinen Fabrik nach und nach eine große „am Tabor" geschaffen. Er konnte keine fünf lesbare Zeilen schreiben,

war aber, wie dies häufig der Fall ist, in Versammlungen ein sehr wirksamer Redner; er imponierte durch Gestalt, Organ, Entschiedenheit seiner Meinung, wurde Kammerrat, Vizepräsident der Handelskammer und als ihr Vertreter Landtags-Reichsrats-abgeordneter. Das Reichsratsmandat gab er auf, um einem Kammerkollegen, mit welchem er in Beziehungen stand, Platz zu machen. In diesem Bezirksausschuß habe ich mich dennoch wohl befunden. Man machte damals keinen Unterschied zwischen Juden und Christen, im Gegenteil, die Juden waren geradezu in Mode und ich speziell war bei meinen Kollegen sehr beliebt, da ich jedes nur irgend schwierige Referat bereitwilligst übernahm.

Durch meinen Eintritt in den Bezirksausschuß war ich in die Kleinpolitik des kommunalen Wesens gelangt. Bald aber bin ich in den Bann der allgemeinen und Staatspolitik gezogen worden. Das Jahr 1871 hatte die Episode „Hohenwart" gebracht. An ein und demselben Morgen las man in der „Neuen Freien Presse" die zuverlässige Nachricht, daß uns ein Ministerium Kellersperg in nächster Aussicht stünde und in der „Wiener Zeitung" die Ernennung des Ministeriums Hohenwart, Schäffle-Jireczek und Habietinek. Alle Welt war sehr überrascht, am allermeisten Friedländer. Politisch und was ihm noch mehr galt, journalistisch glaubte er sich blamiert! Seine Entrüstung kannte keine Grenzen. „Wie ein Dieb, wie ein Einbrecher über Nacht", schrieb er, „ist dieses Ministerium über Österreich gekommen." Heute nach 40 Jahren können wir dieses Ministerium ruhiger beurteilen. Zwei seiner Mitglieder waren in jener Zeit von vornherein durch ihre slawischen Namen übel daran; der „Böhm" hatte für Wien damals noch etwas Lächerliches. Aber in merito: was wollte Hohenwart?

Hatte er wirklich von vornherein die Absicht, Österreich in einen Föderativstaat aufzulösen? Dieses Ziel wurde ihm zugeschrieben. Eine solche Tendenz halte ich aber nicht nur bei unserem Kaiser, sondern bei jedem Monarchen psychologisch für ausgeschlossen. Hohenwart wendete sich nach der slawischen Seite hin, weil mit den Deutschen damals überhaupt nicht zu reden

war. Der Krone zu imputieren, sie habe bewußterweise ihr Reich schwächen wollen, widerspricht doch aller Geschichte. Jede kräftige Nation wächst über den ursprünglichen Staat hinaus und begründet neue Staaten, wie in antiker Zeit die Griechen ihre Kolonien, in neuer Zeit die Engländer Nordamerika und Australien, die Spanier die südamerikanischen Staaten.

Und so arbeiteten auch die Habsburger durch Jahrhunderte an der Aufgabe, im Osten unter ihrer Herrschaft ein zweites deutsches Reich, einen Staat mit durchaus deutschem Charakter erstehen zu lassen. Nach dieser Seite hin ist aber die Aufgabe gescheitert. Nicht nur durch die Erwerbung Galiziens und der Lombardei; auch wenn wir das Glück gehabt hätten, die Lombardei schon im Jahre 1848 endgültig zu verlieren, auch wenn wir Galizien eine autonome Stellung wie jene Kroatiens zu Ungarn eingeräumt hätten, wären die Deutschen in Österreich den anderen Nationalitäten gegenüber bei der Durchführung dieser Aufgabe keine genügend starke Stütze der Dynastie gewesen.

Die Zeiten Maria Theresias, Josefs II., Franz' II. hatten eine Täuschung geschaffen, die sofort verflog, als die Nationalitäten geistig Luft und Raum erhielten oder eigentlich sich erzwangen.

Die Deutschen sind zu schwach, die Slawen, welche von einer so energischen Volksgruppe wie die der Tschechen geführt werden, unterzukriegen. So blieb dem Herrscher nur ein Weg übrig: als die über allen Nationalitäten stehende Spitze mußte er den Versuch machen, durch seine Initiative und durch seine Autorität zwischen Deutschen und Slawen ein politisch stabiles Verhältnis herzustellen, welches ein ruhiges Leben, eine fortschreitende Entwicklung des Staates möglich macht. Die Schwierigkeit liegt bei den Deutschen. Diese können sich in die Tatsache ihrer unleugbaren Minorität nicht fügen und wollen sich mit dem Gewichte ihrer überragenden Kultur, ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, mit der Notwendigkeit des Deutschen als Staatssprache, durch den deutschen Charakter der Reichshauptstadt nicht begnügen. Das Ministerium Hohenwart war der zweite dieser

Versuche, die sich immerfort erneuern müssen, bis ganz allgemeine Änderungen in den Anschauungen den nationalen Gegensatz mildern. Und diese veränderte Denkweise wird eintreten. Die Urenkel, vielleicht schon die Enkel der heutigen nationalen Kämpfer werden über unsere heutigen Nationalitätenkämpfe nicht anders denken, als wir heute über den im 16. und 17. Jahrhundert allein gekannten und politisch allein entscheidenden Kampf zwischen Katholiken und Protestanten urteilen; und sie werden die Wichtigkeit der heutigen Nationalitätenkämpfe ebensowenig begreifen wie Goethe und Schiller, Lessing und Herder, Kant und Wilhelm v. Humboldt — wenn wir diese Geistesheroen jener Zeit in die unsere versetzen könnten — sie verstehen würden.

Die Hoffnung auf diesen Umschwung zu begründen, ist hier nicht der Raum, aber Österreich ist gesund genug, um ihn zu erleben.

Kehren wir nun zur Episode Hohenwart zurück. Sie hatte den Erfolg, alle Deutschen in Österreich im Widerstande gegen seinen Versuch zu einigen. In Wien bildete nur eine Gruppe eine Ausnahme: die sogenannte „Demokratische Partei". Sie bestand zum großen Teile aus sehr sonderbaren Heiligen; ihr Programm und ihr Parteimaterial standen miteinander in offenbarem Widerspruch; ersteres war wesentlich demokratisch, verlangte ausgedehntes Wahlrecht, alle möglichen politischen Freiheiten für alle, die auf zwei Beinen einhergehen, antiklerikale Gesetze usw. Das Programm war für einen Ausgleich unter den Nationalitäten, d. h. für das Recht der Slawen; und in dem Sinne hatte auch ihr damaliges Organ „Das Neue Wiener Tagblatt" nach der Sistierung der Verfassung durch Belcredi leidenschaftlich gegen die Rückkehr zum Zentralismus Schmerlings und für die Anknüpfung an den Entwurf des Kremsirer Reichstags, d. h. für eine mehr föderalistische Gestaltung Österreichs gekämpft, daher auch das Ministerium Potocki unterstützt. Welche Schichte der Bevölkerung wurde aber für dieses Programm in den Kampf geführt?

Um sie in die richtige Beleuchtung zu stellen, muß ich etwas weit zurückgreifen.

In Wien hatte vom 14. Jahrhundert ab, genau so wie in allen anderen deutschen Städten, zwischen den städtischen Patriziern (den Geschlechtern) und den als Zünfte organisierten Kleinbürgern der heftigste Kampf getobt. Waren doch in Wien während dieser Kämpfe Bürgermeister und Ratsherren bald von der einen, bald von der anderen Partei hingerichtet worden. Schließlich hatte seit dem 16. und 17. Jahrhundert die absolute Macht des Landesherrn auch in Wien diesen Bürgerkriegen ein Ende gemacht, die Stadt wurde von oben regiert. Es ist im hohen Grade bezeichnend, daß, sobald unsere Stadt eine freie Gemeindeverfassung erhielt und politisches Leben in ihr entstand (1860), sich sofort wieder die Kleinbürger vereinigten und zwar zu dieser „Demokratischen Partei". Das politische Programm der Demokratie stand zwar mit allen Einzelheiten in Plakaten und Zeitungen zu lesen, aber diese Kleinbürger hatten eigentlich kein anderes Programm als wie im Mittelalter: Kampf gegen die oberen Schichten des Bürgertums um die Macht innerhalb der Stadtmauern. Die Herrschaft sollte von den großen Steuerträgern, den Patriziern, an die kleinen Steuerträger, an die Kleinbürger übergehen. Ihre Führer Oswald, Umlauft und Klezinsky nahmen allerdings den Mund voll von radikal-freisinnigen Phrasen; aber das war doch im Grunde alles „Kaviar fürs Volk". Handwerker und Kleinhändler hatten sichtlich für nichts anderes Interesse als für die Aufhebung der drei Wahlkörper; sie sollten zu einem einzigen verwandelt werden, der auch die damals vom Wahlrechte noch ausgeschlossenen kleinsten Steuerträger, die sogenannten 10 und 5 Fl.-Männer aufzunehmen hätte. Weiter — d. h. an das allgemeine Wahlrecht dachte damals keine bürgerliche, sondern nur die sozialdemokratische Partei. Nun standen die besseren Elemente der Bürgerschaft, welche in der liberalen Partei organisiert waren, gegen Hohenwart, ergo standen diese kleinen Leute ohne weiteres für ihn. Indessen war diese Partei 1871 noch nicht entscheidend. Es zeigte sich bald, daß die Liberalen die politische Führung noch

in der Hand hatten. Hohenwart hatte Neuwahlen für den niederösterreichischen Landtag ausgeschrieben; zu ihrer Leitung hatte sich in Wien ein großes Zentral-Wahlkomitee gebildet, in welches fast von allen Korporationen Delegierte entsendet wurden.

In der Leopoldstadt war aus dem Donaubrückenkomitee ein politisch leitender Verein, der Donauklub, entstanden, den ich in diesem Zentral-Wahlkomitee zu vertreten hatte. Bei meinem Eintritte fand ich als Obmann bereits einen noch jungen Mann, Dr. Max Menger vor, der die Geschäfte mit Energie und Geschick führte. Ich wurde sofort zu seinem Schriftführer gewählt und teilte mich mit ihm in der Leitung. Alles andere war Staffage. Ich denke heute noch mit gleichsam fachlichem Vergnügen an jene Tage. Es herrschte das regste Leben; wir hatten den ganzen Tag vollauf zu tun; was in Wien irgendwie von politischer Bedeutung war, zog wie in einer Wandeldekoration an uns vorüber. Ich lernte alle kennen, die kennen zu lernen lohnte. Der Erfolg krönte unsere Bemühungen und die Kandidaten der Demokraten, unter ihnen namentlich im IX. Bezirke der Kupferschmied Löblich — der Gegenkandidat des Advokaten Hoffer —, wurden aufs Haupt geschlagen.

Ich habe hier nicht nur das Wahlgeschäft kennen gelernt, sondern auch persönlich Anerkennung gefunden, so daß ich mit Menger und Nikolaus Dumba in jenes anonyme Komitee gewählt wurde, welches vom Zentral-Wahlkomitee beim Abschlusse seiner Tätigkeit mit der stillen Fortführung der politischen Geschäfte und mit der Verwendung der noch verbliebenen Summe des Wahlfonds zu politischen Zwecken betraut wurde. Ich erinnere mich auch, daß wir im Laufe der folgenden Jahre einige Male zusammentraten, über die Gelder disponierten; das Ende dieses Komitees und dieses Geldes ist aber meinem Gedächtnis entschwunden.

Von den Mitgliedern des Zentral-Wahlkomitees, mit denen ich weiter in Berührung geblieben bin, will ich hier vor allem oben genannten Dr. Max Menger anführen. Von den drei Brüdern Menger war er der mindest Gelehrte, aber immerhin

ragte er über den Durchschnittspolitiker hinaus. Vor allem durch seinen Charakter. Es ist mir in meiner ganzen Erfahrung kein ehrlicherer Mensch in der Politik begegnet. Er ist eine Widerlegung des Wortes Guizots, daß die Politik den Charakter verderbe. Er war ein strammer Deutscher, bemühte sich jedoch, soweit er konnte, unbefangen zu bleiben. Allerdings reichte diese Unbefangenheit nicht sehr weit. Die nationale Brille trübt jeden Blick. Er hatte aber noch den weiteren Vorzug, daß er eine Sache gründlich studierte und für gewisse Materien, wie in der Steuerfrage, ein sehr tüchtiger Referent war.

Hier arbeitete ich auch mit einem alten Schulkollegen zusammen, dem Dr. Karl Granitsch, damals Landtagsabgeordneter, früher Vertrauter Schmerlings, ein fähiger Mann, aber nicht ganz aus demselben Holze wie Menger. In diesem Komitee lernte ich auch den famosen Dr. Ferdinand Schrank kennen. Der Mann hatte ein solches Exterieur, daß ich ihn bei der ersten Begegnung für einen Diener hielt. Er nannte sich Professor, weil er an einer Privathandelsschule Nationalökonomie vortrug, hatte aber in dieser Disziplin nur die oberflächlichsten Kenntnisse erworben und sie späterhin auch nicht um einen Gran vermehrt. Er war ein temperamentvoller Redner und ein ausgezeichneter Agitator; aber bei all seiner Demokratie war er persönlich ein Kriecher und genoß bei den maßgebenden Mitgliedern des Zentral-Wahlkomitees weder Ansehen noch Vertrauen, vielmehr Mißtrauen, das er auch später gerechtfertigt hat.

Der Erfolg gegen Hohenwart hatte nun die jüngeren Elemente der deutschliberalen Partei — man nannte sie im Gegensatze zu Herbst, Giskra, Sueß usw. die „Jungdeutschen" — kühn gemacht. Die „Neue Freie Presse", welche doch gegen Hohenwart mit einer Verve und mit einem Glanze ohnegleichen gekämpft hatte, genügte ihnen trotzdem nicht; sie gründeten die „Deutsche Zeitung". Ihr erster Leiter war ein junger, deutsch-böhmischer Abgeordneter, Pickert; ein fähiger Mann, aber kein Journalist. Ihm folgten andere und wieder andere; die Zeitung nahm vorübergehend einen Aufschwung unter der energischen Leitung Heinrich Friedjungs.

Er hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Blatt zu heben und dieser Aufgabe zuliebe seine ausgezeichnete „Deutsche Wochenschrift" aufgegeben, die dem wirklichen Bedürfnisse eines bestimmten, nicht kleinen Kreises entsprach. Das Opfer war umsonst, er mußte dem linken Flügel seiner eigenen Partei weichen, welcher schon damals, bevor noch eine antisemitische Partei bestand, antisemitisch war. Ich glaube aber, daß auch bei Fortdauer seiner Leitung das Blatt ohne Zukunft, weil ohne journalistische Existenzberechtigung, gewesen wäre; letztere wird nur durch eine wirklich bestehende Lücke geschaffen. Eine solche bestand aber neben der „Neuen Freien Presse" für den deutschliberalen Leserkreis nicht.

Unter der späteren Leitung Heinrich Reschauers und Emil Auspitzers, eines Mannes, der seine großen Fähigkeiten leider zersplitterte, verfiel das Blatt immer mehr und nahm schließlich ein unrühmliches Ende. Das gleiche Schicksal und aus gleichen Gründen nahm später die groß angelegte und von dem genialen Theodor Hertzka geleitete „Wiener Allgemeine Zeitung", noch später die Konkurrenzgründung Szeps' das „Wiener Tagblatt", von vielen anderen geringeren Zeitungsgründungen nicht zu reden. Zeitungen, welche eine wirkliche Lücke ausfüllten und darum prosperierten, waren das „Extrablatt", das nach englischen und französischen Mustern die Tagesereignisse mit rasch gemachten Bildern illustrierte, und durch die antisemitische Bewegung das „Deutsche Volksblatt".

Ich muß nun wieder zu meinen persönlichen Schicksalen zurückkehren. Soweit sie sich in der nun folgenden Periode 1871—1874 abspielten, haben sie nicht nur mir eine Lehre gegeben, sondern können auch anderen zur Belehrung dienen.

Im Donaubrückenkomitee war ich sein Sekretär, Publizist, Agitator gewesen; der Bezirksausschuß, dessen Mitglied ich, wie erzählt, geworden war, hatte mich in den Ortsschulrat entsendet. Das alles hatte einen großen Teil meiner Zeit und meines Interesses absorbiert. Die Beschäftigung, der Verkehr mit angesehenen Bürgern, die Anerkennung, welche man meinen Fähig-

keiten und meinem Eifer zollte, hatten mehr Reiz als die Arbeit im eigenen Bureau und Magazin. Durch meine Studie „Die soziale Frage in Wien" gelangte ich im „Niederösterreichischen Gewerbeverein" — einer Vereinigung der angesehensten Kaufleute und Industriellen — sofort zu einer Stellung und zu Arbeiten, die mich ungemein interessieren mußten und festhielten.

In der volkswirtschaftlichen Sektion des Gewerbevereins zu einer maßgebenden Stimme geworden, erhielt ich in Gemeinschaft mit Gustav Leonhardt, dem späteren Generalsekretär der österreichisch-ungarischen Bank, die Redaktion seiner Wochenschrift. Dies, die Ausschußsitzungen, die Plenarversammlungen absorbierten mich fortwährend. Heute gibt es allerdings eine ganze Reihe von industriellen Vereinigungen. Zu jener Zeit aber war der Gewerbeverein die einzige Stätte, an der man sich Geltung verschaffen konnte, und es schmeichelte mir, sie zu besitzen. Dazu kam noch die Tätigkeit im Donauklub, die endlosen Wahlen in den Bezirksausschuß, Gemeinderat, in den Landtag. Dazwischen Einladungen zur Teilnahme an Sitzungen politischer und Fachkomitees, kurz, ich hätte ganz gut jede andere Tätigkeit entbehren können.

Solche Beschäftigung hat nun für jeden, welcher dazu Neigung besitzt, einen sehr gefährlichen Reiz. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" klagt Faust; der Geschäftsmann verträgt dies aber am wenigsten. Ich spürte die Folgen um so mehr als die Erschütterungen des Jahres 1873 hinzutraten. Direkt hatte ich zwar nur unbedeutend gelitten. Die Geldquellen — und ich konnte sie damals noch nicht entbehren — versagen aber erklärlicherweise gerade in den Zeiten, in denen man sie am allerdringendsten braucht. Die Zeit wurde schwül und wies mich auf die Pflicht hin, mich wieder ausschließlich dem Geschäfte zu widmen. Voraussichtlich mußte ich zu dem Zwecke einige Monate in Ägypten zubringen; in dieser Einsicht machte ich mit meinen Neigungen kurzen Prozeß.

Ich warf alles was mich von meinem Erwerb abziehen konnte, hinter mich, trat aus dem Bezirksausschuß, Ortsschulrat, Gewerbeverein, überhaupt aus allen Stellungen aus und reiste im Oktober 1873 nach Alexandrien.

Sechstes Kapitel.

Der Wiener Gemeinderat. Publizistische Tätigkeit. Zoll- und Handelsfragen; Gewerbefrage; Krisen und Kriden. Im Gemeinderat Parteien und Führer: Rechte und Linke. Charakter der letzteren. Kommunale Fragen: Tramway Donaustadt, Stadtbahn, Stadtrat. Ringtheaterbrand. Absturz der Linken. Rettung: antisemitische Bewegung.

In Ägypten blieb ich bis Februar 1874, dann kehrte ich nach Wien zurück; im Juni fuhr ich wieder nach Ägypten, um mich für die Wintersaison zu informieren. Von da ab verbrachte ich jährlich eine Zeit zwischen den Wänden unserer dortigen Magazine. Ich arbeitete mit neuem Elan nur meinem Berufe, die Wirkung blieb nicht aus, die Geschäfte gediehen. Mein Bruder hatte sich zur vollen Höhe des tüchtigsten Geschäftsmannes entwickelt; unter seiner Leitung gediehen die Geschäfte all unserer Filialen vortrefflich.

Ich erinnere mich eines Gespräches aus späterer Zeit mit Dr. Prix. Er war damals Vizebürgermeister und die leitende Kraft des Rathauses. Den Geschäften seiner eigenen Kanzlei konnte er sich aber nur wenig mehr widmen. Trotz der Erfolge seines politischen Ehrgeizes sagte er aber: „Wirkliche Befriedigung gewährt denn doch nur die erfüllte Berufspflicht.“ Das fühlte ich ihm nach.

Meine Zurückhaltung vom öffentlichen Leben konnte ich aber nicht vollständig durchführen. Es war mir nicht möglich, auf die publizistische Tätigkeit zu verzichten, ich war nicht imstande, zu schweigen, wenn in, mit meinem Berufe zusammenhängenden

Fragen Ansichten laut wurden, welche ich für verkehrt, Bestrebungen sich geltend machten, die ich für schädlich halten mußte. Im ganzen befand ich mich „à mon aise", Arbeit fand ich gerade genug im Geschäfte, und Zerstreuung in den Arbeiten, die ich bei verschiedenen Anlässen in der „Neuen Freien Presse" veröffentlichte. Es tobte damals der erste Hauptsturm der Industriellen gegen den bisherigen gemäßigt schutzzöllnerischen Tarif. An der Spitze stand Brünn, dessen Fabrikanten die Vereinigung sämtlicher Wollindustriellen Österreichs in einem scharfen Agitationskomitee, dem sogenannten Komitee der Wollindustriellen veranlaßt hatten. Gegen diese Agitation um Erhöhung des Zolltarifes für Wollwaren war ich schon wiederholt — so Neue Freie Presse 24. Juni 1876, Neue Freie Presse 22. Juni 1878, u. a. m. — aufgetreten und hatte namentlich darauf hingewiesen, daß die damals nicht zu leugnende ungünstige Lage des Brünner Platzes ungleich weniger durch die Konkurrenz des Auslandes als durch die unzeitgemäß gewordene Betriebsweise verschuldet wurde, daß eine Gesundung der Brünner Industrie nur durch eine Änderung in dieser Richtung herbeigeführt werden könnte. Die Hauptkonkurrentin Brünns nämlich, die englische Wollwarenindustrie, hatte nie auf Lager gearbeitet, sondern ihre Kollektionen schon fast ein Jahr vor Beginn der Sommer- oder Wintersaison hergestellt, mit ihr den Weltmarkt aufgesucht und nicht ein Stück mehr gearbeitet, als sie Auftrag erhalten hatte. Brünn aber fabrizierte noch immer auf Lager und kam mit den Mustern der Ware zum Besuche der Kunden erst dann, wenn diese ihren Bedarf bei den Engländern längst bestellt hatten. Anhäufung des Lagers, Rimanenzen, Zahlungsschwierigkeiten, Partieverkäufe, waren die unabwendbaren Folgen dieser Betriebsweise. Das hat sich allerdings seither nicht nur in Brünn, sondern auf all unseren Plätzen größtenteils geändert; die leistungsfähigen Fabrikanten unserer Wollwarenerzeugung kommen zumindest für den heimischen Verkehr zur rechten Zeit mit ihren Mustern auf den Platz und arbeiten nur auf fixe Ordre; allerdings erscheinen sie bei den Export-Konfektionären noch immer um zwei Monate später als

die Engländer, demnach für einen Teil des Bedarfes zu spät. Immerhin kann man behaupten, daß die gute Situation, in welcher sich heute Brünn und Bielitz, Reichenberg und Jägerndorf befinden, von der Zeit an datiert, da sie, der Not gehorchend, das tun, was ich ihnen schon vor dreißig Jahren in Wort und Schrift gepredigt habe. Im Kampfe gegen diese extreme schutzzöllnerische Richtung der Brünner publizierte ich nun 1875 eine Schrift: „Das Komitee der Wollindustriellen und die Zollreform", worin ich mit unabweisbaren Belegen das Ungerechtfertigte ihrer maßlosen Wünsche betreffs Erhöhung des Zolltarifes für Wollwaren nachwies. Ich konnte nicht widerlegt, ja nicht einmal widersprochen werden. Alle meine Beweise hätten indes nichts genützt, wenn sich nicht die ungarische Regierung meine Argumente angeeignet hätte. Sie stützte sich bei den Verhandlungen mit der österreichischen Regierung auf meine Ziffern und trat für meine Hauptforderung ein, die Wollware nicht bloß nach dem Gewichte, sondern auch nach dem Unterschiede von Ganz- und Halbwolle zu klassifizieren. Auf die Länge konnte diese Post des Tarifes den fortgesetzten Angriffen der Schutzzöllner allerdings nicht widerstehen und einige Jahre später kam der reine Gewichtszoll wieder zur Geltung. Meine Publikationen hatten selbst die Aufmerksamkeit der englischen Regierungskreise erregt und wurden in den Berichten des englischen Generalkonsulats in Wien in den Akten des Parlamentes vom Jahre 1876 angeführt. Mehr Anerkennung konnte ich schon nicht erwarten.

Im Zusammenhange mit dieser Kampagne stand eine Reihe anderer Artikel, mit denen ich in die Diskussion der Export- und manch anderer Frage wiederholt eingriff. Als eine Export-Enquete die völlige Unklarheit der Experten über das Wesen und die Bedingungen des Exportes zutage förderte, so war es doch Pflicht, sie aufzuklären. Als nach einer Reihe von Falliments eine Kredit-Enquete zur Verhütung der Krisen strenge Gesetze gegen die Kridatare verlangte, Forderungen, die im Abgeordnetenhause bei Juristen vom Schlage Limbachers sofort Unterstützung fanden, so mußte doch dargetan werden, daß hier eine Verwechslung von

Ursache und Wirkung vorlag: daß nicht die Fallimente die Krisen, sondern umgekehrt, die Krisen die Insolvenzen hervorrufen; das war ein heikles Thema, es mußte aber behandelt werden.

Diesen und ähnlichen Materien widmete ich meine Feder. Produktion und Konsumtion, heimischer und Exporthandel, wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt: das war der Kreis, in welchem ich mich bewegte und auf welchem ich mich bewußtermaßen beschränkte. Bank und Börse blieben meinem Interesse fremd und in der eigentlichen Politik stand ich auf einem freieren, als dem damals usuellen, exklusiv deutschen Standpunkte. Nach beiden Richtungen verzichtete ich darum auf eine journalistische Tätigkeit. — Um hierüber keinen Zweifel zu lassen, habe ich immer Wert darauf gelegt, jeden meiner Artikel mit meinem Namen zu zeichnen.

Gelitten haben sie dadurch keineswegs, im Gegenteil! Die Erfahrung hat mich über den großen Unterschied der Wirkung belehrt, den die mit vollem Namen gezeichneten vor dem anonymen voraus haben. Daß die meinigen Wirkung ausübten, blieb mir nicht verborgen.

Und das war nur natürlich, denn in einem praktischen Beruf eingespannt, griff ich zur Feder nur dann, wenn eine wichtige Frage mein Interesse stark erweckte und der Ausdruck eines solchen wirkt immer auf die Leser. Selbst meine Studie über das alte Rom war durch eine Diskussion des Tages angeregt worden, durch die Angriffe aller reaktionären Parteien auf die Großstadt und ihre Übel.

Diese zeitweilige publizistische Tätigkeit störte meine geschäftliche Arbeit nicht, die durch eine Reihe von Jahren einen stetigen Erfolg hatte.

Ein Anstoß von außen, den ich nicht stark genug war abzuwehren, warf mich zum Teile wieder aus dem ruhigen Geleis.

Bei der eben stattgefundenen Wahl in den Gemeinderat war von zwei Kandidaten, welche um ein Mandat des dritten Wahlkörpers gekämpft hatten, der Siegende wegen Wahlschwindeleien

zu einer Arreststrafe verurteilt, die Wahl annulliert und eine neue Wahl ausgeschrieben worden, in der sich nun trotz des Skandals neuerdings dieselben Kandidaten gegenüberstanden.

Der Bezirksvorstand Heinzelmann bemühte sich, die beiden Kandidaten zur Resignation zu bewegen und hatte ihnen meine Person genannt, gegen welche sie ohne Demütigung zurücktreten könnten. Merkwürdigerweise erklärten beide sofort, sich diesem Wunsche des Bezirkes zu fügen und Heinzelmann stellte an mich die bestimmte Aufforderung, durch meine Kandidatur dem Skandale ein Ende zu machen.

Ich schwankte, da erhalte ich zu meiner Überraschung den Besuch Dr. Luegers, den ich bisher nicht persönlich gekannt hatte und der mich gleichfalls dringend aufforderte, natürlich für seine Partei, zu kandidieren. Lueger war noch nicht ihr offizieller Haupt-, sondern nur faktischer Führer, aber sie selbst war zu jener Zeit, da noch Männer wie Dr. Josef Kopp, Dr. Pichl und andere freisinnige Männer zu ihr zählten, selbst liberal.

Er faßte mich bei meinem Interesse für die Donaustadt und die Interessen der Leopoldstadt überhaupt; gegenüber diesem von rechts und links gezeigten Vertrauen konnte ich nicht gut mehr ablehnen. In der darauf folgenden Wählerversammlung werde ich ohne Unterschied der Partei als Kandidat des Bezirkes enunziert und ohne Opposition gewählt.

Ich betrat keineswegs unvorbereitet den Gemeinderatssaal; nicht erst, seitdem ich im Donaubrückenkomitee Schriftführer gewesen, sondern von jeher hatte ich die kommunalen Vorgänge mit Interesse verfolgt, und war über die Geschichte des Ratssaales seit dem Jahre 1848 so ziemlich unterrichtet.

Eine Scheidung des Gemeinderates in zwei Parteien, in eine Rechte und eine Linke, war bald danach hervorgetreten. Der Gegensatz war zu der Zeit, wo die einzige parlamentarische Versammlung Wiens im Rathause tagte, die Tribüne des Gemeinderates die einzige war, wo Männer wie Mühlfeld, Berger, Kuranda zu Worte kommen konnten, notwendig politischer Natur. Rechts saßen die Konservativen unter dem Bürgermeister

Caspar Seiler, links die Freisinnigen. Die Mitglieder der Linken unterschieden sich von denen der Rechten aber nur durch ihre politische Gesinnung; sozial gehörten sie genau so wie die der Rechten zu den höheren Schichten des Bürgertums. An Zahl war aber die Partei klein; das zeigte sich besonders, als sie nach dem Hinscheiden des Bürgermeisters Zelinka, gegen Dr. Felder — den Kandidaten der Rechten — den Stadtbaumeister Mayer aufstellte und dieser entschieden unterlag. Mit dem Beginn des Verfassungslebens wurde die Kluft zwischen den Parteien immer größer, aber auch ihr Charakter änderte sich.

Die Kleinbürger, welche sich, wie schon erwähnt, als demokratische Partei organisiert hatten, errangen Einfluß zuerst im dritten, dann auch bei einem großen Teile des zweiten Wahlkörpers und entsandten nach und nach Männer ihrer Farbe in die Ratsstube; diese nahmen sämtlich ihre Plätze auf der linken Seite ein.

Die politischen Persönlichkeiten verschwanden allmählich, sie hatten ja für ihre Tätigkeit im Landtag und Reichsrat ein ganz anderes Gebiet gewonnen; Kleinbürger traten an ihre Stelle. Der frühere nicht sehr starke politische Gegensatz zwischen Rechts und Links prägte sich zu einem sozialen um. Rechts: das Großbürgertum, links: Kleinbürgertum.

Ich muß jedoch gleich hier bemerken, daß diese Unterscheidung nicht nach dem Besitze eines großen oder kleinen Vermögens bemessen wurde.

Man kann gar nichts besitzen und doch zu den oberen Zehntausend gehören, man kann sehr reich geworden sein, und dennoch weiter zu den „kleinen" Leuten gehören. Nicht die Größe des Besitzes begründet den Unterschied, sondern Provenienz, Denkweise und soziale Zugehörigkeit. Tatsache ist, daß die neuen Führer dieser sogenannten demokratischen Partei reich, aber durchaus Kleinbürger geblieben waren. Obenan stand Johann Steudel, ein kleiner Wirt im X. Bezirk, dessen Familie und er selbst dadurch zu großem Reichtum gelangten, daß die zum Wirtshause gehörigen Felder teure Baugründe geworden

waren. Dann kam der schon genannte gleichfalls wohlhabende Franz Löblich. Die Gesinnung beider war so undemokratisch, als sich nur denken läßt, beide haßten die Arbeiter und die Arbeiterbewegung. Der eine wie der andere hatte abgelehnt, bei einer Enquete zusammen mit Arbeitern am grünen Tisch zu sitzen.

In den ersten siebziger Jahren hatten sich die entschiedeneren unter den neuen kleinbürgerlichen Elementen zu einer eigenen Partei, der „äußersten Linken", zusammengetan. „Linke" und „äußerste Linke" zusammen hatten zwar nicht ganz die absolute Majorität, aber da auch auf der Rechten Mitglieder nicht fehlten, welche in einzelnen Fragen gerne mit der kleinbürgerlichen Partei gingen, und da die Mitglieder der Linken im Gegensatze zu jenen der Rechten nie auf ihren Plätzen fehlten, so lag die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten schon bei meinem Eintritte tatsächlich nicht mehr bei der „Mittelpartei", unter welchen Namen die Rechte konstituiert war, sondern links. Das war schon bei der Wahl Dr. Newalds zum Nachfolger Felders klar geworden, denn Newald war schon ein Mann der zukünftigen demokratischen Majorität. Diese gewann eine nahezu ziffermäßige feste Gestalt, als die in der Linken maßgebenden Führer Dr. Lueger und Dr. Mandl, die Mitglieder der „äußersten Linken", ihre Partei aufzulösen zwangen und in die Linke einzutreten, welcher man den sonderbaren Namen „Liberale Wirtschaftspartei der Vereinigten Linken" beilegte. Dr. Josef Kopp, welcher noch die rein politischen Traditionen der Achtundvierziger vertrat, verschwand aus den Sitzungen. Lueger und Mandl waren eigentlich schon damals die Herren Wiens.

Derart war die innere Gestaltung des Gemeinderates, als ich zum erstenmal im Saal erschien. Ich mußte mich vor allem für eine Partei entscheiden, ich hatte hier nicht ganz freie Hand.

Bisher hatten nämlich sämtliche Gemeinderäte der Leopoldstadt der Rechten, der sogenannten „Mittelpartei", angehört. Die Linke war daher diesem Bezirke übel gesinnt und das hatte für seine Angelegenheiten sehr nachteilige Folgen. Dies hatte sich ja in drastischer Weise bei dem früher geschilderten Streite um

die Aufstellung der Donaubrücke der Nordbahn gezeigt. Bei der Entscheidung hatten die von Lueger kommandierten Mitglieder der Linken genau so wie die von Felder geführte Rechte für die Aktionäre der Bahn gestimmt. Es war also durchaus notwendig, innerhalb der Linken für den Bezirk Fuß zu fassen und Einfluß zu gewinnen. Wir neugewählten Gemeinderäte hatten uns daher geeinigt, in die „Vereinigte Linke" einzutreten.

Persönlich brachte ich mit dem Eintritte in diese Partei ein Opfer, denn sozial und besonders politisch gehörte ich mehr auf die rechte Seite. Nach Bildung, Umgang und Gewohnheiten standen mir die Mitglieder der Mittelpartei durchaus nahe, während die Kleinbürger auf der Linken mir nicht sympathisch waren. Diese Partei zählte in ihren Reihen kaum einen oder den anderen Mann von wirklicher Distinktion. Bisher hatte ich diese kleinen Leute nur sozusagen von oben herab gekannt: als einer, der sie beschäftigte, der ihnen Verdienst gab, sie bei Wahlen als Wahlleiter von der Tribüne herab haranguierte. Ihre Vertreter in der Ratsstube standen nicht höher als die Wähler, von denen sie und ich hergeschickt waren. Aber hier mußte ich mit ihnen als meinesgleichen verkehren, sie als Kollegen respektieren. Das machte mir die Herren, welche nicht den geringsten Sinn für anderes als Wirtshaus- und Bezirkspolitik hatten, im hohen Grade unsympathisch. Dazu trat noch die Erkenntnis, daß eine Herrschaft dieser Partei, deren Mitglieder auch nicht eine Idee von Wissenschaft, Literatur, Kunst usw. hatten, notwendig die geistige Herabdrückung Wiens herbeiführen müßte. Sie erwiderten aber meine Abneigung keineswegs, durch meine Tätigkeit im öffentlichen und geschäftlichen Leben hatte ich gelernt, mit ihnen zu verkehren, ihre Sprache zu sprechen, auf ihren Gedankengang einzugehen. Meine Beliebtheit bei den Parteigenossen überdauerte sogar lange meinen Austritt aus der Partei.

Sie hatte den außerordentlichen Vorteil, eine wirkliche vorzüglich arbeitende Parteileitung zu besitzen. Diese lag in den Händen von den zwei schon erwähnten Männern, Dr. Ignaz Mandl

und Dr. Karl Lueger. Beide waren Persönlichkeiten, welche die anderen Mitglieder der Partei weit überragten und es darum wagen konnten, sie geradezu zu tyrannisieren. Dr. Mandl zeigte sich, wenn auch nicht sofort, aber im Verlaufe seiner Tätigkeit als der entschieden Ideenreichere von beiden. Er war Arzt, hatte aber nie praktiziert, sondern war nach seinem Rigorosum als Hofmeister in das Haus einer Witwe, der Tochter des Bankiers H. v. T., gekommen, welche mit dem Baron M. S. verheiratet und von diesem geschieden worden war. Mandl heiratete die Dame, doch wurde auch diese Ehe bald aufgelöst.

Seit dieser Zeit war er ausschließlich Politiker.

Die Richtung jedoch, die er da nahm, war sehr merkwürdig und psychologisch nur durch seine Ehe mit der Tochter des großen Bankiers zu erklären. Er hatte sicherlich gehofft, durch sie in die jüdischen Finanzkreise zu gelangen, war aber von der Familie seiner Gattin entschieden abgelehnt worden. Diese Enttäuschung machte ihn zum grimmigsten Feinde der oberen Zehntausend, zum Parteiführer des „kleinen Mannes" und vor allem zum Korruptionsriecher. Er begann seine Karriere damit, daß er im dritten Bezirke sich in den Bezirksausschuß wählen ließ und kleine Mißstände bei der kommunalen Vergebung der Schotterlieferung aufdeckte, eine Partei bildete, die man deshalb die „Schotterpartei" nannte, und die jeden Anlaß benützte, um die Ehrlichkeit der ganzen Gemeinde anzufechten.

In einem so großen Körper sind natürlich Vorfälle dieser Art zuweilen zu finden, beispielsweise stieß Mandl in der Liste der Straßenkehrer auf zwei Namen Kirch und Mayr und entdeckte, daß unter diesen beiden sich ein und dieselbe Person „Kirchmayr" verbarg.

Kirchmayr war der letzte Sprößling einer der angesehensten Patrizierfamilien Wiens, sie hatte in der Leopoldstadt eine der größten Lederfabriken Österreichs besessen und war total zugrunde gegangen. Der Vorstand hatte mit dem alten, einst reich gewesenen Straßenkehrer Mitleid und wollte ihm auf diese Weise den doppelten Taglohn zukommen lassen.

Der Vorgang war sicherlich zu mißbilligen, der Sturm aber, den Mandl hierüber erregte, war geradezu fürchterlich.

Ihm war diese Affäre ein Beweis für die vollständige Korruption unseres öffentlichen Wesens, und er predigte dieses Thema in allen Gassen und an allen Ecken. Dann schloß er sich der Partei der kleinbürgerlichen Bezirksdemokraten an, benutzte aber eine vorübergehende Parteikonstellation, um sich von der konservativen Bürgerpartei des Bezirkes, die er bis dahin bekämpft hatte, in den Gemeinderat wählen zu lassen. In diesem kehrte er, da die Konstellation, die ihn hineingeführt hatte, wieder verschwunden war, sofort zu seiner früheren Tendenz und Richtung zurück. Er war für seine Zwecke ein ausgezeichneter Redner, hatte tatsächlich praktische Ideen für die kommunale Entwicklung, war aber anderen, als seinen eigenen Ideen, vollständig unzugänglich; er war absolut unfähig, eine entgegengesetzte Meinung zu begreifen und hielt jeden, welcher ihm nicht unbedingt folgte, für beschränkt oder bestochen. Dann gelangte er in eine andere, wenn auch vielfach entgegengesetzte, so doch positivere Richtung zu konkreten Ideen durch einen ganz merkwürdigen Mann, der eine Erinnerung sehr verdient, Wilhelm Neurath.

Als Sohn eines Rabbiners in einer winzigen Judengemeinde der Slowakei geboren und als Kind kränklich, hatte Wilhelm Neurath keine Volksschule besucht, sondern bei seinem Vater jüdisch und beim Dorfschulmeister deutsch lesen und schreiben gelernt. Noch nicht zwölf Jahre alt, kam er nach Wien, brachte sich durch Lektionen fort und studierte in den Nächten mit riesigem Eifer Jahre hindurch, zuerst die Bibel und den Talmud, dann Latein und Griechisch und die christliche Theologie.

Von dieser sprang er zur Philosophie ab, diese befriedigte ihn aber nicht und er warf sich mit aller Macht auf die Naturwissenschaften. Die Gesetzmäßigkeit der physischen Welt suchte er dann — einen Weg, den schon viele vor ihm gegangen — im Leben der menschlichen Gesellschaft. Er wendete sich der Nationalökonomie zu, und bei ihr verblieb er. In

einigen Schriften zeigte er sich als scharfer Kritiker unserer ökonomischen Verfassung, versammelte einen Kreis von jungen und älteren Leuten um sich, denen er Vorlesungen hielt und die ihn zwar nicht immer verstanden, aber als ihren „Meister" verehrten. Was nicht zum Verwundern war, denn der Mann hatte etwas vom Religionsstifter an sich und in einer religiös bewegten Epoche wäre er vielleicht ein solcher geworden. Er war von einer Universalität des Wissens, die heute kaum mehr vorkommt und jungen Leuten imponieren mußte; dabei gehörte er seinem Charakter nach zu den edelsten Menschen.

So lebte er, stets lehrend und lernend, seinen geringen Verdienst in Büchern anlegend, bis er, der weder Gymnasium noch Universität besucht hatte, zuerst Dozent für Nationalökonomie an der technischen Hochschule und dann über Verwendung Roschers beim österreichischen Unterrichtsminister, Professor derselben Disziplin an der Hochschule für Bodenkultur wurde. Als solcher wagte er erst mit seinen innersten Gedanken hervorzutreten. Er begnügte sich nun nicht mehr mit der Kritik unserer Gesellschaft, sondern wollte sie auf neuen ökonomischen Grundlagen aufbauen. Den Kollektivismus der Sozialdemokratie verwarf er, doch sollte die ganze erwerbende Menschheit gleichsam eine einzige große Aktiengesellschaft werden, in welcher Produktion und Konsumtion, Verbrauch und Preis friedlich vereinbart werden sollte, in der es keine Krisen mehr geben könnte und in der sich notwendigerweise alle, Große und Kleine, wohlbefinden müßten. Tatsächlich war er der Meinung, daß ein wirtschaftlicher Bismarck das alles von oben herab schaffen könnte.

Wir hatten uns schon lange gekannt, waren speziell einige Jahre, in denen er in meiner Nachbarschaft wohnte, viel in Verkehr gestanden. Er suchte mich für sein System zu gewinnen, weil er die Naivität besaß, zu glauben, daß ich in der „Neuen Freien Presse" für seine Lehre Propaganda machen könnte. Er war ein weltfremder Philosoph. —

Aus einem Teile des Neurathschen Gedankenreichtums schöpfte Mandl nun etwas wirklich Praktisches, die Idee einer selbständigen

Wirtschaftspolitik der Kommune Wien. Darunter verstand er nicht die wirtschaftliche Hebung des Kleinbürgertums, dazu fehlte ihm der Wille und jede reale Kenntnis, sondern ein Verwaltungssystem, nach welchem alle Unternehmungen, die zur Befriedigung gewisser allgemeiner Bedürfnisse der Bevölkerung, wie Straßenbahn, Gas usw. dienen, aus den Händen der Aktiengesellschaften in die der Kommune übergehen sollten. Im allgemeinen und als Regel konnte ich mich für diese Art städtischer Nationalökonomie nie begeistern, da ja im Grunde nichts damit getan ist, wenn eine Aktiengesellschaft durch eine viel mächtigere, der eine Kapitalist durch einen viel größeren und mächtigeren, der eine Monopolist durch einen anderen, viel größeren ersetzt wird. Das Beispiel des Staates und der Staatsmonopole zeigt, daß bei letzteren gerade der Hauptkonsument, der kleine Mann am schlechtesten fährt, und zwar aus einem sehr natürlichen Grunde. Dem Privatunternehmer zwingt nämlich der Staat oder die Stadt immer eine gewisse Rücksicht auf. Sind sie aber selbst Monopolisten, so beuten sie ohne jede Schranke, wie gerade in der Gegenwart die Tarife der elektrischen Straßenbahn, des Gases, der Elektrizität beweisen, das Publikum aus. Für die Finanzen von Staat und Stadt liefern diese Monopole — bei sehr guter Verwaltung — Erträgnisse; auf die Bevölkerung wirken sie, wenn auch zugunsten der Finanzen des Staates oder der Stadt, wie eine Erhöhung der indirekten Steuern.

Ich erinnere mich, Mandl einmal anfangs der achtziger Jahre, diese Ansicht in einem Briefe auseinandergesetzt zu haben, die Ereignisse haben mir Recht gegeben. Durchgeführt wurden seine Ideen nicht mehr von ihm, sondern erst von Lueger, welcher im Gegensatz zu Mandl gerade von jeher das Talent zeigte, die Ideen anderer aufzunehmen, zu verarbeiten und als seine eigenen ins Leben treten zu lassen. Das hat sich besonders drastisch in einem Falle aus seiner letzten Zeit gezeigt, als er den, vom bald verstorbenen Architekten Faßbender angeregten, kühnen Plan des Wald- und Wiesengürtels als seinen ausführte, was übrigens

sein damit erworbenes, großes Verdienst nicht mindern soll. Als ich Lueger im Gemeinderate zuerst kennen lernte, hatte er gerade für diese wirtschaftlichen Ideen Mandls noch kein Verständnis und keine Neigung.

Was war Lueger überhaupt nun zu jener Zeit?

Vor allem war er der Typus eines sehr guten Volksredners. Als solcher sprach er *immer*, einerlei, ob vor den Wählern oder im Gemeinderate, in Vereinen oder im Landtage.

Lueger war immer flach, seine Gedanken bewegten sich auf dem Boden, seiner Rede fehlte überhaupt jede geistige Distinktion. Dafür aber besaß er im vollen Maße die physischen Bedingungen zum Volkstribun: Groß und kräftig gebaut, übersah er mit einem scharfen Blicke jede Versammlung, bemerkte jeden Wechsel der Stimmung in ihr, imponierte den Hörern durch ein starkes feuriges Organ und beherrschte sie durch eine geradezu schauspielerische Verwendung eines Temperamentes, dem freilich jeder Kenner das Gemachte ansehen mußte.

Sein Charakter war durchaus nicht böse, im Gegenteil, es wohnte in ihm eine gewisse Gutmütigkeit, aber anderseits war er, wenn sein Interesse — darunter verstehe ich natürlich kein materielles, in dem Punkte war er unbezweifelt — in Frage kam, ohne jedes Gewissen; buchstäblich fehlte ihm hier die Unterscheidung von Recht und Unrecht, er schlachtete für seine Ziele alles.

Dieser Mangel an Gewissen, diese Skrupellosigkeit ist für Leute dieses Schlages eine außerordentliche Hilfe. Lueger kam in seinem Streben, auf die Volksmasse zu wirken, sich von ihr tragen und emporheben zu lassen, noch ein zweites Moment außerordentlich zustatten; er gehörte seinem Wesen nach zu ihr, er brauchte nicht zu ihr hinabzusteigen, er war „Fleisch von ihrem Fleisch, Bein von ihrem Bein". Er gehörte innerlich nicht zu „den Gebildeten", überhaupt nicht zur „Gesellschaft", das zeigte sich in seinem ganzen Leben.

Lueger war wenigstens damals noch auch in seiner Lebensart der Typus des Wiener kleinen Mannes. Eine Zeitlang aß

ich nach den Sitzungen der gemeinderätlichen Rechtssektion mit ihm regelmäßig beim seither demolierten „Roten Igel". Ich kann mich nicht erinnern, daß sein Mittagsmahl jemals aus etwas anderem bestanden hätte, als aus einer Suppe, einem Rindfleisch mit Gemüse und einem Viertel Wein.

Er hatte als Advokat das juristische Handwerk trefflich erlernt; in der Rechtssektion traf er sofort das „Punktum saliens"; aber wie das Gros seiner Partei war er ohne jedes Interesse für das bessere geistige Sein; von Kunst, Literatur und Wissenschaft wußte er nicht viel mehr als die kleinen Leute, die im Gemeinderat hinter ihm herliefen. Selbst in jungen Jahren hatte er zu ihnen kein Verhältnis und besaß Interesse nur für das rüde politische Parteileben im Bezirke und in der Gemeinde. Diese Flachheit, ja Rohheit des Geistes wurde aber gewissermaßen verdeckt, zumindest erträglich gemacht durch seine joviale Art und freundlichen Umgangsformen.

In der Politik war sein Ideal die Zeit des Kaisers Franz I. Als ich im Wiener städtischen Jahrbuch eine Studie veröffentlichte, in welcher ich die wirtschaftlichen Verhältnisse jener Zeit und namentlich die verkehrte Gewerbepolitik des Kaisers schilderte, griff er mich in der Debatte bei der Budgetpost wegen dieser Studie auf das heftigste an und bekämpfte mein wissenschaftliches Material von Tatsachen mit dem fast unglaublichen Argumente: „Er wisse es ganz bestimmt und zwar aus den Erzählungen seiner Mutter, jene Zeiten wären besser gewesen als die heutigen." Ich erwiderte lachend: „Gegen die Frau Mama bin ich waffenlos."

Auf dem eigentlich politischen Gebiete fand ich ihn nur schlau; die Weite des Blickes, ja auch nur die unbefangene Anschauung war ihm versagt geblieben. Diese Befangenheit in großer wie in kleiner, in Staats- wie in bürgerlicher Politik hat die eine von mir schon erwähnte Quelle, die man kennen muß, um den Mann, sein Wesen und seine Laufbahn zu verstehen! Er war eben ein Kleinbürger, und konnte sich niemals über die Anschauungen des Kleinbürgertums emporheben. Er

war von starker österreichischer Gesinnung, aber sein Österreichertum war nicht etwa das aufgeklärte Schmerlings, sondern das patriarchalische des Vormärz, das schwarzgelbe der Militärherrschaft und des Konkordats von anno 1850—1860.

Er war unzweifelhaft ein enthusiastischer Wiener, aber er konnte sich kein anderes Wien denken, als eines, worin die Kleinbürger regieren und für ihre Bedürfnisse über die Arbeit und die Mittel der Großbürger, der Kaufleute und Industriellen frei verfügen.

Lueger war die Frucht jener politischen Erscheinung, welcher wir schon oben bei der Schilderung der Episode Hohenwart kurz gedacht haben; zur Erklärung Luegers und seiner Laufbahn muß ich hier ausführlicher auf dieselbe zurückkommen.

Lueger war für unser heutiges Wien das, was 1462 Wolfgang Holzer, unterstützt von seinem juristischen Berater Ebendorfer, war. Dieser Holzer hatte an der Spitze der Kleinbürger in Wien der oberen Bürgerschaft die städtische Herrschaft entrissen und so war er auf den Bürgermeisterstuhl gelangt.

Diese Kommunalpolitiker, welche sich durch die kleinen Leute und im Kampfe gegen die oberen Schichten des Bürgertums an die Spitze der Stadt hatten hinaufheben lassen, kehren in der Geschichte immer wieder zurück.

Nennen wir hier von ihnen nur den letzten, welcher ein, wenn auch kleines Plätzchen in der intimen Geschichtschreibung gefunden hat: John Wilckes – er war der Lueger in London in dem Zeitraume von ungefähr 1770—90. Herausgeber eines Wochenblattes, wirft er sich zum Vertreter der kleinen Cityleute auf, haranguiert, organisiert sie gegen die oberen Klassen der City und wird nach heftigem Kampfe 1774 tatsächlich zum Lord-Mayor gewählt. Er ist ein kühner Mann, welcher Georg III. auf dessen Drohung, er werde seine Residenz von London wegverlegen, antwortet: „Sire, die Themse bleibt uns". Aber er ist ein Journalist und konnte darum kein „Kleinbürger" sein. Von dem Momente seiner Wahl — und hierin ist er Lueger allerdings sehr unähnlich — ist er kein Gefangener

seiner Partei, er legt den Charakter eines Parteimannes entschlossen beiseite und regiert zur Zufriedenheit auch der Großen, so daß er noch dreimal hintereinander zum Lord-Mayor gewählt wird.

Ich schreibe diese Zeilen nach den Wahlen des Jahres 1907; genau so habe ich aber die innerste Seele Luegers schon am 10. Februar 1882 im dritten meiner Gewerbeartikel „Die Partei des Vaterlandes und die Gewerbereform" gezeichnet. Ich setze den Schluß dieser Ausführungen wörtlich hierher:

„Der Redner dieser ganzen Richtung, Dr. Lueger, ist der Typus eines „reschen" Wieners, schlau, aber nicht weise, ein gewandter Sprecher, aber ein Mann, der trotz seines Doktorhutes und Advokatenstandes, die soziale und geistige Zusammengehörigkeit mit den kleinsten Schichten des Bürgertums weder verleugnen kann, noch will!"

Als ich diese Zeichnung Luegers entwarf, hatte er noch nicht den Raum und die Macht, durch Taten sein innerstes Sein und Wesen erkennen zu lassen. Jedoch forderte er durch seine führende Stelle im Gemeinderat zum Studium seines Charakters heraus und der Leser wird mir zugestehen, daß ich ihn schon damals richtig erkannt habe; ich werde im weiteren Verlaufe meiner Erinnerungen Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Soviel von den Parteiführern.

In der Partei selbst fühlte ich mich, je länger, desto unbehaglicher.

Auf dieser ganzen linken Seite wüßte ich außer Mandl und Lueger keinen zu nennen — Dr. Josef Kopp stand dem Kreise schon ganz ferne —, der einer Erwähnung wert wäre. Fast die ganze Gruppe bestand aus kleinen Geschäftsleuten ohne Bildung. Das ergab mitunter ergötzliche Szenen. Ich erinnere mich, in einer Debatte, die über eine Ehrung Mozarts oder Beethovens entscheiden sollte, neben einem dieser Leute, einem Milchmeier, gesessen zu sein. Er wendete sich zu mir: „Wer war denn dös?" Ich antwortete ihm: „Ein Komponist." „Ein Komponist? Was ist denn dös?" Ich erklärte es ihm. „Ja

so," sagte er, „ein Musikmacher". Ich erzählte das Mandl. Der erwiderte mir ärgerlich: „Das verstehen Sie nicht, das sind die besten Gemeinderäte. Wir brauchen keine gebildeten Leute im Gemeinderat." Ein anderer Fall war noch köstlicher, weil er ein merkwürdiges Licht auf die innerste Denkweise jener Klasse wirft, welche bald darauf zur Herrschaft in Wien kam.

Ich saß in der Sektion neben zwei Mitgliedern der Mandlpartei, einem Glasermeister und einem Juwelier. Letzterer gab sich immer sehr würdevoll und genoß in der Partei viel Ansehen. Es handelte sich um eine Entscheidung: Bettlerstiege — Theobaldgasse, um Regulierung und Häuserankauf durch die Kommune. Jeder von den beiden besaß dort ein Haus. Ich erhob Einwendungen dagegen, daß die Herren in einer Angelegenheit, in der sie interessiert wären, mitstimmen. „Was," meint der Herr Glasermeister, „sind wir denn nicht eine Interessenvertretung?" Ich sprach nicht weiter.

Vom ersten Momente meines Eintritts war ich mit Lueger, speziell aber mit Mandl in sehr ernste prinzipielle Meinungsverschiedenheiten geraten, aus denen ich ihnen gegenüber durchaus kein Geheimnis machte. „Was Sie da treiben," sagte ich zu Mandl, „ist keine Demokratisierung, sondern eine Depravierung Wiens. . . . Was bedeuten diese kleinen Korruptionsgeschichten, die Sie aufdecken wollen, gegen den Schaden, den Sie dadurch anrichten, daß Sie die Bevölkerung von jedem Respekte vor sozialer und geistiger Vornehmheit entwöhnen."

Bei seinem Fanatismus war auch der persönliche Verkehr mit ihm peinlich.

„Sie machen mir," schrieb ich ihm nach einer erregten Auseinandersetzung, „Robespierre verständlich; die Verhältnisse und Ereignisse ließen damals auch die Menschen wachsen, aber innerlich bleiben sie immer dieselben. Hätten Sie die Macht, so würden Sie gleichfalls alle Köpfe Ihrer Gegner fallen machen."

Und das war tatsächlich meine Meinung von ihm.

Im Oktober desselben Jahres wurde Dr. Schrank bei der Wahl des zweiten Vizebürgermeisters dem Dr. Lederer, dem bis-

herigen Inhaber dieses Mandates als Kandidat gegenübergestellt und wohlgemerkt — mit einer einzigen Stimme Majorität durchgesetzt.

Es war also mit meiner Stimme ein Vizebürgermeister gewählt worden, der sich meiner unverhohlenen Abneigung erfreute. Ich habe dieses Mannes schon oben bei der Schilderung des Wahlkampfes gegen Hohenwart gedacht. Daß ich ihn richtig beurteilte, zeigte sein Verhalten nach der Wahl. Er ward jetzt ganz der Mann der Rechten. Mit ihrer Hilfe erreichte dieser Demokrat die so heiß ersehnte Nobilitierung, der Plebejer war jetzt adelig; doch genoß er nicht lange diese Freude, er verblödete und starb wenige Monate nach der Standeserhöhung. — Der Zwang, dem ich mich bei der Wahl Schranks als Parteimitglied ehrlicher Weise hatte fügen müssen, brachte meinen Entschluß zur Reife. Im März 1881 hatte die Wiederwahl des Bürgermeisters Dr. Newald stattzufinden. Dieser war ein nach keiner Richtung bedeutender Mensch, hatte aber eine gewisse politische Schlauheit, die ihn das nahende Übergewicht der Linken ahnen ließ, er neigte zu ihr und unterstützte sie, wo er konnte. Auf der Rechten hatte sich darum eine Gruppe gebildet, die ihm ihre Stimmen versagte und einen Zählkandidaten aufstellte. Ich erklärte am Tage vor der Wahl meinen Austritt aus der Linken, für deren Mitglieder die Wahl Newalds natürlich Parteigebot war und schloß mich bei der Wahl dieser Dissidentengruppe an. Man war in diesem Saale kindisch genug, diesen Austritt resp. vielmehr Anschluß als eine mutige Tat anzusehen, da ich selbst vor der Neuwahl stand.

Das habe ich nicht begreifen können, stand doch nichts weiter auf dem Spiele als das Mandat.

Wenige Tage darauf kam ich zur Wahl und wurde neuerlich von demselben Wahlkörper, dem dritten, dessen spezifische Parteivertretung im Gemeinderat ich soeben verlassen hatte, mit großer Majorität gewählt.

Die Zusammensetzung der Rechten, in die ich jetzt eingetreten, war natürlich eine ganz andere als jene der Linken.

Sie zählte eine ganze Reihe bester Bürger, Männer von persönlicher Distinktion und sozialer Stellung, Erziehung und Bildung.

Nur macht man damit allein keine mächtige Partei. Dazu gehört vor allem eine große Persönlichkeit, mit starkem politischen Temperament, mit Führertalent, das die anderen übertrifft und mit sich fort reißt. Diese Persönlichkeit fehlte.

Diese Rechte besaß nur einen geistig wirklich hochstehenden und tatsächlich bedeutenden Mann, Eduard Sueß. Kennen gelernt hatte ich ihn schon im Jahre 1871 bei seiner Wahl in den niederösterreichischen Landtag durch die Leopoldstadt. In den sechziger Jahren hatte er sich zum ersten Male in den Gemeinderat wählen lassen, um seine für jene Zeit großartige Idee der Wasserleitung aus den Alpen durchzusetzen; im Jahre 1873 trat er aus, als das Kommunallosanlehen gemacht wurde, da er es unwürdig der Kommune hielt, den Anreiz zum Spiel für ihren Geldbedarf auszunützen. Kurz vor meinem Eintritte war er wieder in den Gemeinderat getreten, blieb aber dieses zweite Mal nicht lange Mitglied desselben und hatte auch keinen Einfluß im Saale mehr erreicht, da er sich in das kleinliche Parteigetriebe, welches seit dem Abgange Felders um sich gegriffen, nicht finden konnte. Er war nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Mensch eine interessante Erscheinung. Über seine Größe als Geologe kann ich nicht sprechen, darüber steht mir kein Urteil zu. Ich habe nur ein einziges seiner Bücher genau gelesen und zwar das erste, das er schrieb und das ihn sofort zum berühmten Manne gemacht hatte: „Der Boden der Stadt Wien." Schon in diesem Erstlingswerke zeigte sich in der Behandlung des Stoffes eine Seite, die selbst in seinen Reden oft hervortrat. Er hat — den tiefen Ernst seines Wesens unbeschadet — einen anmutenden feuilletonistischen Zug, auch der Titel seines großen Werkes, „Das Antlitz der Erde", deutet darauf hin. In seiner berühmt gewordenen Rede zu den Schulgesetzen gelingt es ihm durch die kurze Erzählung von dem Bilde Kaiser Josefs, welches durch die Polizei in ein solches des heiligen Josef umgemalt

worden, die ganze geistige Verödung anschaulich zu machen, welcher unser Österreich nach dem Tode Kaiser Josefs verfallen war. Sueß vereinigt mit der höchsten idealen Gesinnung einen ausgesprochen praktischen Sinn, den er auf den verschiedensten Gebieten, namentlich als technischer Referent in der Donauregulierungskommission und später in der Frage des Petroleumzolles und der Petroleumindustrie im Reichsrat gezeigt hat. Viele dieser Züge seines Wesens, namentlich diese charakteristische Verbindung von Idealismus und Realismus scheinen die jüdische Provenienz der Familie, welche ihr vielfach zugeschrieben wird, zu bestätigen. Ich habe in früheren Jahren persönlich sehr viel mit ihm verkehrt, ich kann nicht anders, als in ihm den bedeutendsten aller Wiener anerkennen, die zu jener Zeit in der Öffentlichkeit standen. Was er für Wien durch die Wasserleitung geleistet hat, wird ihn überdauern, wenn die Namen aller andern Zeitgenossen vergessen sein werden. Es fehlt ihm auch in der Politik nicht an staatsmännisch praktischem Sinn, das hat er in der bosnischen Frage gezeigt, als er sich vom obstinaten und politisch beschränkten Herbst und der von ihm geführten Linken trennte.

Von den übrigen Mitgliedern der „Mittelpartei" ist eigentlich nicht viel zu sagen. Auch nicht einer ragte in der Partei so empor, wie Lueger oder Mandl auf der Gegenseite. Natürlich gab es da eine Anzahl von Herren, von denen jeder sich für bedeutend hielt. Schon einige Jahre vor meinem Eintritte hatten sich diese Herren, um sich von dem Gros zu unterscheiden, zu einem „Reformklub" zusammengetan. Da er fast nur aus Advokaten bestand, von denen jeder die Führung seines Klubs und durch ihn der ganzen rechten Seite beanspruchte, konnte sich diese Vereinigung nicht lange halten und hatte sich wieder aufgelöst.

Der immerhin gescheiteste und tüchtigste unter ihnen war Dr. Johann Nepomuk Prix gewesen. Als ich in die Linke eintrat, hatte ich ihn in dieser vorgefunden, da er sich ihr nach dem Scheitern des „Reformklubs" allerdings nur äußerlich, angeschlossen hatte. Mir war er sofort aufgefallen, weil ich bei ihm

denselben Widerwillen gegen das Regime Mandl und Lueger bemerkte, den ich empfand, und weil er der einzige in dieser Partei war, welcher ihnen Opposition zu machen wagte. Wir schlossen uns zusammen und wurden, nachdem er, meinem Beispiele folgend, die Linke verlassen hatte, Freunde. Wir fühlten aber — es fühlte dies eigentlich ein jeder —, daß die Mittelpartei viel zu wenig stramm organisiert war, aus zu ungleichartigen Elementen bestand, um den Gemeinderat zu leiten. Es stellte sich wieder, wie seinerzeit bei der Gründung des Reformklubs, das Bedürfnis nach einem wirklich führenden, aber zu diesem Zweck notwendig kleinen Klub ein. Ich verständigte mich mit Prix darüber, agitierte für die Bildung einer solchen Vereinigung und brachte sie zustande. Die angeworbenen Mitglieder gaben ihm den etwas komisch klingenden Namen „Wiener Klub des Gemeinderates", aber die zwölf Männer, welche ihn bildeten, hatten tatsächlich bald die Zügel in den Händen, der Klub gab den Ausschlag. Prix spielte die erste Rolle. Ich unterstützte ihn dabei, er war nach meiner Ansicht der einzige, der imstande war, Mandl und Lueger die Spitze zu bieten. Die Probe stand uns bevor. Nämlich die Vizebürgermeisterwahl, für welche Lueger kandidierte. Es galt also, ihn zu werfen. Das konnte nur Prix, da nur für ihn auf der Linken Stimmen zu gewinnen waren. Ich kann sagen, daß meine Bemühungen seine Kandidatur gegen die konkurrierenden ständigen Bürgermeisterkandidaten in unserem Klub durchsetzten. Dem ungeachtet ging meine Freundschaft mit Prix in die Brüche. Das lag in seinem, von den meinen sehr verschiedenen Wesen. Prix war ein scharfer Jurist, überhaupt ein scharfer Kopf, namentlich wenn prinzipielle Definitionen zu geben waren, aber im ganzen von mehr formaler Richtung. Daher kam es, daß er wirtschaftliche, überhaupt geschäftliche Gegenstände nicht richtig auf- und anzufassen verstand. So führte er später die administrative Dezentralisation des Magistrates durch die Schaffung der magistratischen Bezirksämter sehr gut durch. Dagegen hatte er in den zwei wichtigsten wirtschaftlichen Fragen, die er zu lösen hatte, versagt.

Die Gemeinde war seit langen Jahren mit der Tramway in Konflikt gewesen. Das war eine schlimme Gesellschaft, immer in der Hand bald dieses, bald jenes Großaktionärs, regelmäßig eines Ausbeuters; dementsprechend herrschte in der Verwaltung die Tradition, sich, wo immer möglich, den Verpflichtungen gegen die Kommune zu entziehen. Einer der Verwaltungsräte, Bernhard Singer, ein alter Freund, hatte mir eines Tages im Vertrauen mitgeteilt, S. R. habe zusammen mit einigen anderen im Syndikat 15 000 Aktien der Tramway — zu jener Zeit, vor der zweiten Emission, die Hälfte aller Aktien — erworben, sei aber mit seinen Spekulationsgenossen in Konflikt und wolle, da ihm dies Recht zustehe, diesen Besitz wieder verkaufen. Ich teilte dies Prix — zu jener Zeit nur Vizebürgermeister unter Uhl, aber das eigentliche Haupt des Präsidiums — mit, und forderte ihn auf, gleichwie Beaconsfield über Nacht den Suezkanal erworben und das Geschäft erst nach Perfektion von dem Parlamente habe genehmigen lassen, so auch den Besitzer S. R. zu berufen und von ihm den Preis für die 15 000 Aktien zu verlangen. „Natürlich," sagte ich Prix, „der Mann wird nicht blöde sein und für die Aktien (welche damals etwas über 200 Gulden standen) um 20 oder 30 Gulden über den Kurs verlangen. Bewilligen Sie sie ihm," sagte ich, „schließen Sie mit ihm sofort einen Präliminarvertrag vorbehaltlich der Genehmigung des Plenums. Die Aktien," explizierte ich, „sind in unserer Hand doch ungleich mehr wert als in der jedes anderen Aktionärs. Wir werden uns nicht selbst zu Häusereinlösungen zwingen, wir können, wo wir wollen, eingeleisig fahren, wir brauchen nicht den Wert der Konzession zu amortisieren. Diese Unterschiede repräsentieren viel mehr als das Aufgeld, das er verlangen kann. Mit der Hälfte der Aktien sind wir Besitzer der Tramway selbst, wenn wir eine Aktie darüber kaufen, haben wir die Majorität; wir können die Bahn, wenn wir wollen, selbst administrieren, wir können sie der alten Gesellschaft verpachten oder eine neue Betriebsgesellschaft gründen. Kommen Sie des andern Tages mit dem Vertrage in den Gemeinderat,

legen Sie ihn auf den Tisch des Saales nieder. Es ist ganz ausgeschlossen, daß jemand von uns die Verantwortlichkeit auf sich nehmen würde, die Gelegenheit, nicht nur den Konflikt mit der Tramway zu beenden, sondern ihrer Herr zu werden, von sich zu weisen." Ich hatte diesmal meine Abneigung gegen Staats- und Stadt-Sozialismus überwunden, die Vorteile lagen zu sehr auf der Hand.

Prix war auch verblüfft und sagte nach einer Weile: „Sie haben recht. Die Idee ist ausgezeichnet, Felder hat es mit dem Erwerb der Maschinenhalle zur Errichtung des Lagerhauses genau so gemacht und er würde keinen Moment zögern, Ihren Vorschlag zu akzeptieren, aber ich kann es nicht machen."

Die Verblüffung war jetzt an mir. „Ja, warum denn nicht?" fragte ich.

„Sehr einfach," meinte er, „auf Felder hätte niemand einen Verdacht geworfen, von mir würde es sofort heißen, ich hätte mir dabei eine halbe Million gemacht."

Ich war geradezu wütend. „Auch diesen Verdacht muß man riskieren, wenn man einen solchen Erfolg für die Interessen der Gemeinde und der Bevölkerung erzielen kann." Er war aber absolut nicht zu überreden, lehnte den Vorschlag immer entschiedener ab, je mehr ich ihn dazu bewegen wollte; wir schieden als Feinde und blieben es. Die Sache blieb kein Geheimnis, da ich gezwungen war, sie ihm in einer Tramwaydebatte, die sich in einer vertraulichen Sitzung entwickelte, vorzuhalten, und sie erregte nicht wenig Sensation unter den Kollegen.

Genau so unsachlich hatte er nach meiner Ansicht die Vereinigung mit den Vororten durchgeführt. In dieser Frage hatte die Gemeinde mit zwei Kompaziszenten zu tun. Von diesen wollte — dem allerhöchsten Wunsche entsprechend — das Ministerium durchaus die Vereinigung. Der andere, die Vertretungen der Vororte, waren dagegen. Zum Teil, weil sie ihre Autonomie nicht aufgeben wollten, zum Teil auch, weil sie durch die Erhöhung der Steuern und Verteuerung der Lebensmittel eine Be-

einträchtigung ihrer Bevölkerung befürchteten. Da war doch für jeden Geschäftsmann das Verhalten vorgezeichnet: gegen die Regierung mußte man steif sein und von ihr die größte Entschädigung, beispielsweise die halbe Verzehrungssteuer für die Kommune verlangen, gegen die widerwilligen Vororte koulant sein. Prix hat gerade das Umgekehrte gemacht: von der Regierung hat er nichts verlangt, den Vororten die Vereinigung fast mit Gewalt aufgezwungen. Dieses Vorgehen hing mit seinem Charakter zusammen, war er doch einer der gemütlosesten Menschen, die ich je kennen gelernt habe; kalt bis zum Gefrierpunkt. Wärme hatte er nur für die Ziele seines Ehrgeizes, und dieser war, wenn auch ihm selbst unbewußt ein durchaus persönlicher.

So viel man nun auch an Prix tadeln mochte und konnte, immerhin stand fest, daß die Rechte durch seinen Eintritt in ihre Reihen sehr gewonnen hatte. Er war auf dieser Seite der schärfste Kopf, der energischeste und findigste Führer. Das zeigte sich bald, als ein Ereignis eintrat, welches speziell die Partei der Linken auf das härteste traf und sie für einige Jahre tatsächlich schwächte. Ich meine den Ringtheaterbrand am 8. Dezember 1881; Newald war der Bürgermeister aus ihrer Partei gewesen und sein durch diese Katastrophe herbeigeführter Fall erschütterte sie aufs tiefste.

Ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß ich, so wenig Sympathien ich auch für Newald empfunden, die Haltung der Majorität ihm gegenüber entschieden mißbilligt habe. Es wäre unzweifelhaft Pflicht des gesamten Gemeinderates gewesen, sich um seinen Bürgermeister, den man ganz mit Unrecht vor die Schranken des Gerichtes schleppte, zu scharen. Sein Freispruch war eine Genugtuung für die Linke, aber heilte nicht den Schlag, den ihr die Anklage und seine Resignation versetzt hatte. Sie war in schlimmer Lage.

Mein und des Dr. Prix' Austritt aus der „Vereinigten Linken" war der erste Fall seit ihrer Konstituierung und hatte gezeigt, daß man sich ohne Lebensgefahr dem Terrorismus

Mandls und Luegers widersetzen konnte. Das hatte eine weitere Konsequenz. Die Mitglieder der einst bestandenen „äußersten Linken", die seinerzeit nur mit Widerwillen ihre Verbindung aufgegeben und sich der Linken angeschlossen hatten, gewannen jetzt den Mut, sie gleichfalls zu verlassen und diese „äußerste Linke" unter Steudel und Löblich wieder herzustellen. Der Charakter dieser Herren und ihrer Partei zeigte sich in ihren ersten Schritten, sie gingen sofort mit der „äußersten Rechten".

Ich habe bis jetzt von meiner Person nur insoferne gesprochen, als sie mit der Geschichte der Parteien zusammenhing.

Ich möchte aber, bevor ich von dem Schicksal der rechten und linken Seite des Saales weiter berichte, auch über meine sachliche Tätigkeit im Gemeinderate sprechen, natürlich nur insoweit, als ich dadurch zur Geschichte der wichtigsten kommunalen Fragen beitragen kann.

Ich gehörte jetzt zu einer Partei, in die ich von Anfang an hineingehört hätte. Man verhehlte mir nicht, daß man mich für einen Gewinn hielt. Ich genoß Ansehen und konnte es auch in Kürze vermehren.

Im Februar 1882 hatte ich den ersten meiner Gewerbeartikel, in dem ich gegen die Wiederherstellung der Zunftbestrebungen kämpfte, in der „Neuen Freien Presse" publiziert. Auf die Gewerbepartei wirkte er wie eine Bombe und auf das Publikum auch anders, als gemeiniglich Zeitungsartikel zu wirken pflegen. Die öffentliche Meinung hatte dieser Frage bisher nicht die geringste Beachtung geschenkt, man hielt sie für eine ganz untergeordnete und jetzt, wo ich sie in die volle Beleuchtung rückte, wurde sie zu einer politischen Angelegenheit ersten Ranges. Die Gemeinderäte meiner Partei taten sich auf meine Feder nicht wenig zugute und ich mußte versprechen, in den weiteren Artikeln meinem Namen die Bezeichnung „Gemeinderat" beizusetzen.

Ich möchte hier ein Wort darüber sagen, wie ich überhaupt dazu gelangt bin, der Frage des Kleingewerbestandes ein solch intensives Interesse zu widmen und ihr Detail so eingehend zu

studieren. Das hing ganz einfach mit meiner oben erzählten Lebensgeschichte zusammen.

Der Leser wird sich erinnern, daß ich mein Engros-Tuchgeschäft zum großen Teil deswegen in ein Konfektionsgeschäft umgewandelt habe, weil die kleinen Schneider alle, welche die Hälfte meiner Klientel bildeten, zu jener Zeit regelmäßig zugrunde gingen und mein Vermögen mit aufzehrten. Warum, mußte ich mich fragen, können diese kleinen Betriebe nicht bestehen?

Hier lag der Anfang meines Nachdenkens über die Gewerbefrage überhaupt. Mich mit ihr ex professo zu beschäftigen oder gar über sie zu schreiben war mir vor 1870 unmöglich, hatte ich doch dringendere Dinge zu tun. Auch noch viel später, nachdem ich schon wiederholt zur Feder gegriffen, widmete ich sie anderen Themen. Nun aber wurde gerade diese Frage von einer anderen Seite her in den politischen Vordergrund gedrängt. Die Bewegung unter den Kleingewerbetreibenden war allerdings schon alt; wie so viele andere hatte sie sich zuerst im Revolutionsjahre 1848 gezeigt, dann war sie verklungen und verschollen, bis überhaupt wieder ein öffentliches Leben und damit auch diese wieder erstand. Es bildete sich eine organisierte „Gewerbepartei". Die Männer, welche zuerst an ihrer Spitze standen, wie der Lederarbeiter Streblow u. a. waren selbstverständlich liberal. Die waschecht liberale Wiener Handelskammer war es, welche im Jahre 1873/74 eine Enquete über diesen Gegenstand veranstaltete. Nichtsdestoweniger hatte damals diese Frage mit der eigentlichen Politik keinen direkten Zusammenhang, die sogenannte „Hebung des Kleingewerbes" war nur eine technische, keine politische Frage. Jetzt wurden aber die Kleingewerbetreibenden in den Bann der Politik gezogen. Es wiederholte sich eine ganz merkwürdige Kombination: in dem von mir schon mehrfach berührten Kampfe, welcher im Mittelalter zwischen den städtischen Patriziern und den Kleinbürgern — den Zünften — in Wien um das Stadtregiment geführt wurde, hatte die damalige feudale Partei, — „die Landherrn" — wiederholt eingegriffen und ver-

sucht, in ihrem Streite mit dem Landesherrn diese Stadt — die entscheidende Position an der Donau — dadurch in ihre Gewalt zu bekommen, daß sie diese unteren Schichten gegen die oberen mit Waffengewalt unterstützte.

Letztere war heute nicht mehr praktikabel, aber sie versuchten in anderer Form dasselbe: die feudale Partei des Reichsrates hatte plötzlich ihr Herz für die Kleingewerbetreibenden entdeckt und die Einsetzung einer Gewerbekommission im Abgeordnetenhause durchgesetzt. Der Befähigungsnachweis sollte Schwert und Lanze ersetzen. Die Kommission machte sich eifrig an die Arbeit. Egbert Belcredi war der Referent, Rudolf Meyer sein Berater. Ich war mit meiner Ansicht im reinen, als der erste Referentenentwurf Belcredis zu einer Gewerbenovelle erschien. Ich konnte ihn sofort mit voller Wucht angreifen und ihn seiner Unkenntnis überführen. Schon der erste und der zweite bald nachfolgende Artikel erschöpften im Kern eigentlich die ganze Frage; prinzipiell war alles in ihnen schon beantwortet. Alle meine weiteren Publikationen über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang bis zum Jahre 1906, also durch nahezu ein Vierteljahrhundert, sind Einzelausführungen des schon in diesen beiden Artikeln Gesagten.

Im Gemeinderat hatte ich keinen Boden für meine Bemühungen in der Gewerbefrage. Der städtische Magistrat ist wohl Gewerbebehörde, aber nur in dem ihm vom Staate übertragenen Wirkungskreise, und als sein Beauftragter, nicht als der der Gemeinde. Im Gemeinderate hatte ich nur ein einziges Mal Gelegenheit, über die Gewerbefrage zu sprechen, und zwar als unsinnigerweise der Antrag gestellt wurde, die Regierung zu einem Einschreiten gegen die Detail-Niederlagen einer Schuhfabrik zu veranlassen. Mich beschäftigten hier andere Aufgaben.

Für die laufenden Angelegenheiten der kommunalen Administration hatte ich wenig Neigung; mich interessierten nur Fragen, die ich bis zu einem gewissen Grade zu beherrschen glaubte und das waren doch zumeist nur ökonomische Fragen bestimmter Art. Allen voran interessierte mich das Geschick der

Donaustadt. War sie es doch hauptsächlich gewesen, der zuliebe ich in den Gemeinderat trat, doch fand ich, daß meine Kollegen die Frage jetzt ebensowenig verstanden wie seinerzeit im Kampfe um die Position der Nordbahnbrücke und der Bahndämme. Es bestand eine eigene Donaustadtkommission; ich war ihr Mitglied, aber leider auch der einzige, der für die Sache volles Interesse und wirkliches Verständnis hatte. Und Vizebürgermeister Uhl, der Obmann der Kommission, bildete keine Ausnahme. Ungefähr um das Jahr 1870 hatte der Präsident der Getreidebörse, Wilhelm Naschauer dem Zuge des damaligen „Aufschwunges" entsprechend, aus Mitgliedern der Börse ein Konsortium gebildet, welches von der Donauregulierungs-Kommission an der Ausstellungsstraße ein Areal von 10000 Quadratklaftern kaufte und sich verpflichtete, auf diesen Gründen die Getreidebörse und rings um sie eine bestimmte größere Anzahl von Objekten zu erbauen. Der Preis war allerdings billig und das Konsortium hatte sich nicht nur die Option auf weitere 10000 Quadratklafter zu gleichem Preise vorbehalten, sondern auch die Perfektion des Geschäftes an die nötigen Herstellungen: Straßen, Kanäle, Gasleitung usw. von seiten der Kommune geknüpft. Die Bewilligung der letzteren durch den Gemeinderat hatte sich verzögert, weil niemand den Mut hatte, gegenüber den von seiten Mandls und Luegers zu erwartenden Verdächtigungen hierüber im Plenum zu referieren. Sicherlich wäre die Ausführung dieser Idee für die Entwicklung der Donaustadt von ganz entscheidender Bedeutung gewesen. Da kommt nun eines Tages — es war nach dem Krache des Jahres 1873, wo aus dem wirtschaftlichen Aufschwung ein Niedergang geworden war — Vizebürgermeister Uhl in die Kommission und erzählt uns triumphierend, es sei ihm in der Donauregulierungs-Kommission gelungen, das Geschäft mit dem Konsortium rückgängig zu machen; letzteres habe gegen Rückgabe der Kaution die Donauregulierungs-Kommission aus dem Worte gelassen. Ich war starr, aber die verehrlichen Mitglieder unserer Kommission nahmen die Sache zur genehmigenden Kenntnis!

Derart war das Verständnis für die Donaustadt in dem Ausschusse, der eigens für sie eingesetzt worden war. Der gleichen Indolenz und Unkenntnis begegnete ich selbst mit einer Reihe von Anträgen, durch die ich eine Initiative der Gemeinde in der Verbauung der Gründe der Donaustadt hatte anregen wollen. Wir besaßen nämlich die Bürgerspitalgründe und ich beantragte, sie zu parzellieren und die Ecken der Straßen durch von uns selbst gebaute Häuser gleichsam zu markieren. Es wäre zu erwarten gewesen, daß die Zwischenräume durch die private Bautätigkeit ausgefüllt würden. Daß ich mit diesem Antrage keine Phantasterei plante, hat sich später gezeigt, als die vom Oberst-hofmeisteramte an Roth verkauften Pratergründe von diesem mit Leichtigkeit und großem Nutzen an Mann gebracht und verbaut wurden.

Nicht besser erging es mir mit einer zweiten Angelegenheit, für die ich mich außerordentlich interessierte, nämlich mit der Stadtbahn. Der Unsinn, der in dieser Frage zu jener Zeit speziell von Mandl und Lueger betrieben wurde, war kaum mehr zu überbieten. Die Herren hatten die Überweisung der Stadtbahnfrage an die Wienfluß-Regulierungskommission durchgesetzt und in dieser famosen kombinierten Kommission galt der von Mandl als unumstößliches Prinzip aufgestellte Satz, daß nur derjenige Unternehmer auch von der Gemeinde die Konzession der Stadtbahn erhalten dürfe, welcher sich verpflichtete, gleichsam als Draufgabe die Wien zu regulieren. Ich bemühte mich vergeblich, diesen Leuten die Unmöglichkeit ihres Verlangens klar zu machen. Schließlich stellte ich direkt im Plenum den Antrag, diese Wienfluß-Regulierungskommission aufzulösen, die Stadtbahnfrage einer eigenen Kommission zuzuweisen und bezüglich der Wienflußregulierung mit der Regierung und dem Lande in Unterhandlung zu treten. Ich fand wohl die nötige Anzahl von harmlosen Kollegen, welche mir den Antrag mitunterschrieben: nach dessen Verlesung war ich aber geradezu in Gefahr, moralisch gelyncht zu werden. Auf Antrag Mandls geschah meinem Antrage das ärgste, was einem solchen passieren kann: es wurde

sofort im Plenum über ihn zur Tagesordnung übergegangen. Der Verlauf der Ereignisse hat mich sehr gerechtfertigt. Hätte die Kommune, wie ich vorgeschlagen, die ganze Stadtbahnunternehmung selbst in die Hand genommen, wir wären nicht zu einer Stadtbahn gelangt, welche in Plan und Konstruktion alle Verkehrsinteressen den militärischen Zwecken geopfert hat. Als dann Fogerty mit seinem Projekte kam, waren es nicht mehr als vierzehn Gemeinderäte, welche bei dem von Mandl und Lueger ausgeübten Terrorismus für eine Unterhandlung mit ihm zu stimmen wagten. Den gleichen Unwillen hatte ich im Plenum des Gemeinderates erregt, als ich den Antrag stellte, die durchaus veraltete Institution des Bürgerspitalfonds aufzulösen. „Sie ist," sagte ich in meiner Begründung, „nach den heutigen Verhältnissen offenbar ohne jedes innere Recht und ohne jede ‚raison d'être'; sie stamme aus einer Zeit, in welcher überhaupt nur ‚Bürger' ein Recht hatten. Bei der zurzeit bestehenden Rechtsgleichheit aller nach Wien Zuständigen sei es ja ein Unding, die Rechtsinstitution der ‚Bürger' zum Nachteile aller andern gewaltsam zu erhalten und fortzusetzen. Zumindest dürfe man keine neuen ‚Bürger' mehr ernennen, müsse dieselben ganz aussterben lassen und die Rechtsform finden, um das Vermögen den Interessen der gesamten Bevölkerung zuzuwenden."

Das gleiche Schicksal — eine der Majorität durchaus entgegengesetzte Meinung vertreten zu müssen — hatte ich auch in der so brennenden Tramwayfrage. Die erste Rede, welche ich in dieser Frage hielt, hatte großen Erfolg, wenn auch nicht im Saale, so doch in der gesamten öffentlichen Meinung. Sie ist bekanntlich jetzt erledigt und bedarf hier keiner weiteren Auseinandersetzung. Als charakteristisch für die seither eingetretene Wandlung in den Anschauungen möchte ich hier nur eins anführen: ich hatte die Frage, bevor ich in das Detail derselben eingegangen war, vom allgemeinen Standpunkte aus gefaßt und Mandl und Lueger den Vorwurf gemacht, daß ihre Opposition nicht den sachlichen Gründen pro und kontra Tramway, sondern ihrer Antipathie gegen das Kapital und namentlich gegen das verbündete Kapital

— die Aktiengesellschaft — entstamme. Und ich hatte demgegenüber geltend gemacht, daß die große Tendenz unseres Jahrhunderts, die Demokratisierung des Komforts, die, wenn auch langsam, so doch stetig fortschreitende Ausgleichung in den Lebensgewohnheiten zwischen Reich und Arm und die Erleichterung des Lebens für letztere durch Eisenbahn, Dampfschiff und Tramway, Gas und Elektrizität, überhaupt durch alle Erfindungen der Neuzeit, tatsächlich ohne dieses verbündete Kapital unmöglich gewesen wäre. Damals glaubten die beiden von mir Angegriffenen in ihren Erwiderungen sich gegen die von mir vorgeworfene prinzipielle Bekämpfung des Kapitals ernstlich verwahren zu müssen. Das hätten sie später nicht nötig gehabt.

Mehr Glück hatte ich mit einem anderen Antrage. Die Sektionswirtschaft war mir gründlich zuwider geworden. Vor allem konnte sich in die Sektionen jeder nach Belieben einzeichnen. Das taten die Herren auch nicht nach ihrer Eignung und Neigung, sondern nach ihren Parteizwecken. Wollte eine Partei in einer Sektion irgendeine bestimmte Ansicht durchsetzen, so ließ sich sofort eine ganze Kohorte von Leuten einschreiben, die für die Aufgaben der Sektion nicht die geringste Kenntnis und Neigung mitbrachten. War die spezielle Frage erledigt, so verschwanden sie wieder aus den Listen. Die erste, die Rechtssektion wies einen für ihre Sitzungen ziemlich gleichmäßigen Präsenzstand aus. Alle anderen Sektionen wurden sehr ungleichmäßig besucht: das eine Mal waren sie überfüllt, das andere Mal kaum beschlußfähig; oder die Sektion fing beschlußfähig an und leerte sich im Verlaufe der Sitzung.

Hatte eine Angelegenheit mehrere Sitzungen zu passieren, so fand zu Anfang, Mitte und Ende der Beratung regelmäßig eine andere Zusammensetzung statt. Diese und andere Umstände veranlaßten mich, geradeaus den Antrag auf Schaffung eines Stadtrates einzubringen. Mit wenigen Ausnahmen sahen die Kollegen die Notwendigkeit eines solchen ein. Auch die Führer der Linken, Mandl und Lueger, erklärten sich bei den vertraulichen Beratungen der Parteioberen, die wir im Präsidial-

bureau veranstalteten, dafür. Der Mittelpartei fehlte der Mut mit der Sache Ernst zu machen, und es ist nicht meine Schuld, wenn erst ein antisemitischer Gemeinderat zu seinen Zwecken diesen Stadtrat und in ganz anderer Art, als ich ihn gedacht habe, einsetzte.

Ich kehre nach dieser Abschweifung, die ich mir mehr zur Geschichte des Gemeinderates als zur Schilderung meiner persönlichen Tätigkeit gestattet habe, zu seinen Parteien zurück. Wir haben die Linke in ihrer geschwächten Situation verlassen, in welche sie durch den Fall Newalds und durch den Abfall der Mitglieder, etwa zwölf an der Zahl, welche die „äußerste Linke" rekonstruierten, geraten war. Sie konnte sich von der Wirkung dieser Vorgänge nicht erholen, sie machte bei den Wahlen keine weiteren Fortschritte, ihre Anstrengungen, den zweiten Wahlkörper zu gewinnen, waren vergebens; sie büßte sogar bei den Wahlen Mandate ein. Ihre Position im Ratssaale verlor dadurch außerordentlich; man emanzipierte sich bei den Abstimmungen von dem durch Mandl und Lueger bisher geübten Drucke. Kurz, es schien, als ereilte sie das Schicksal einer dekadenten Partei. Da kam ihr eine Hilfe, nach welcher sie nicht sofort, aber in nicht allzulanger Zeit griff und die tatsächlich eine volle Wendung herbeiführte:

Die antisemitische Bewegung in Wien.

So nichtig, so ganz zwecklos sie auch war, hat sie für nahezu drei Dezennien eine solch politische Bedeutung erlangt, daß ohne Kenntnis derselben die inneren politischen Vorgänge, namentlich die Handlungsweise unserer Minister — trotzdem sie mit Ausnahme des einen, Wittek, nichts weniger als Antisemiten waren — nicht zu verstehen wäre.

Ich glaube darum, ihr am Schlusse meines Buches, natürlich nur insoweit ich sie aus eigener Anschauung kennen gelernt, eine kurze Skizze geben zu sollen: „sine ira et studio", d. h. mit dem ehrlichen Bemühen, die Ereignisse, deren Zeitgenosse ich gewesen, so anzuschauen, wie ein Historiker sie in 50 Jahren sehen und beurteilen wird.

Siebentes Kapitel.

Die Anfänge der antisemitischen Bewegung; Georg Schönerer; Bildung der Wiener antisemitischen Partei. 1884, Mechaniker Schneider als Gegenkandidat des Prof. Ed. Sueß; Dr. Pattei als Gegenkandidat Wilhelm Reubers. Die ersten Antisemiten im Gemeinderat, die antisemitischen Professoren an den kommunalen Mittelschulen und Unterrichtsminister Gautsch. Abfall der Intellektuellen im zweiten Wahlkörper, der Gedanke der Passivität, Austritt aus dem Gemeinderat Frühjahr 1890, Rückzug in meinen Beruf.

„hominum affectus et actiones detestari vel ridere maluut, quam intelligere."
(Spinoza, Ethik III. Praef.)

„Wonach soll am Ende jeder trachten?
Die Welt zu kennen und nicht verachten."
(Goethe, Zahme Xenien.)

Ich stelle den Satz Spinozas und die charakteristische Übersetzung seines Sinnes von Goethe an die Spitze dieses Kapitels, um sofort die Richtlinie anzudeuten, an welche ich mich bei der Besprechung des Antisemitismus halten will.

Eine Autobiographie hat nach meiner Ansicht nur dann für die Allgemeinheit einen Wert, wenn sich der Autor als im Dienste der Kulturgeschichte stehend betrachtet. Ich will — insoweit ich es imstande bin, ein Stück allerdings nicht erfreulicher Kulturgeschichte liefern und hierbei im Sinne Rankes „weniger räsonieren als referieren".

Es wird wohl niemandem gelingen, die Entstehung der antisemitischen Bewegung überhaupt erschöpfend aufzuklären, um so weniger als sie gleichzeitig in so vielen Ländern auftrat und fast überall aus verschiedenen Quellen sich herleitete. Nur gewisse Voraussetzungen für ihre Erscheinung waren überall dieselben.

Vor allem die unleugbare Verschiedenheit der Rasse. Seit Chamberlains Werk: „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" ist es im Gegensatz zu ihm nahezu wissenschaftliche Mode geworden, die „Rasse" zu leugnen. Allerdings reicht diese Verschiedenheit keineswegs so tief wie die Antisemiten behaupten. Man darf sagen, daß Erziehung, gemeinsame Lebensbedingungen sie häufig ganz aufheben kann. Geben wir den unverfälschtesten jüdischen Rassejungen unter Christen, so wird er trotz seiner langen Nase in einigen Jahren von niemand mehr als Jude erkannt werden. Umgekehrt ist es mir wiederholt vorgekommen, daß ich Leute arischer Herkunft, welche infolge ihres Berufs ausschließlich unter Juden lebten, für solche gehalten habe. Nicht der Bau des Gesichtes, nicht der Schnitt des Profils lassen in einem Individuum den Juden erkennen; es ist das Minenspiel, welches die Gesichtszüge formt, der Ausdruck des Auges, das geistige Wesen, das die Physiognomie jüdisch bildet, genau so wie sich im Gesichte des Schauspielers sein Beruf verrät, so daß es von dem des gleichfalls glattrasierten Geistlichen sofort unterscheidbar ist. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Für unrichtig aber halte ich es, „die Rasse" zu leugnen. Wenn man sich auf die starke Vermischung der Juden mit anderen Völkern im Laufe der Geschichte beruft, so hat sie, ihre Richtigkeit angenommen, nicht mehr Bedeutung als ungefähr die Mischung mit gewöhnlichem Weine, der dem edlen Weine zugegossen wird, um die durch Verdunstung entstandene Verminderung zu ergänzen. Der Wein im Fasse absorbiert den geringen Zusatz, ohne sich irgendwie zu ändern. Und diese Verschiedenheit der Rasse hat für die Geschichte des staatlichen Lebens eine unleugbar tiefe Bedeutung. Das zu einem einheitlichen Staate gewordene Gebiet strebt geradezu automatisch danach, der staatlichen Einheit eine einheitliche Bevölkerung zu geben.

Der Staat will naturnotwendig aus dem mechanischen Gemenge seiner national verschiedenen Völkerschaften ein einheitlich organisches Produkt schaffen, und diese Amalgamierung der Stämme vollzieht sich am leichtesten dort, wo der Staat eine

geschlossene geographische Konfiguration hat und die Völkerschaften sich nicht abstoßen, sondern ihrer Natur nach eine solche durchgreifende Verbindung eingehen können.

In England, Frankreich, Spanien und Italien sind je aus latinisierten Kelten, Galliern und Germanen vollständig neue Nationen geworden.

Bei uns in Österreich war und ist dieser Prozeß ganz unmöglich. Aus Slawen sind Deutsche geworden, aus Deutschen werden jetzt wieder Slawen, aber es entsteht nie ein neues Produkt, es bleibt das alte Gemenge bestehen. Und zu diesem Gemenge tritt in Österreich als ein Element, das in absehbarer Zeit nicht aufgesogen werden kann, der Jude hinzu.

Man kann es bedauern, aber nicht bestreiten: durch die Verschiedenheit der Rasse, welche durch die faktisch vollzogene geistige Assimilierung nicht überbrückt ist, besteht tatsächlich eine latente Voraussetzung des Kampfes gegen die Juden, wo sie durch ihre Masse von Bedeutung sind. Aber jede gegen die Juden gerichtete Bewegung — und wie viele kennt die Geschichte! — setzt auch in der Bevölkerung eine gewisse Stimmung voraus.

In der Geschichte der Völker folgen edle und brutale Perioden aufeinander, löst eine Episode friedlicher, humaner Gesinnung eine solche der Neigung zum Haß und Kampf ab. Die Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts, das Jahr 1848, waren Epochen ersterer, die Nationalitätsbewegung eine solche der zweiten Art. Und ist einmal der Boden in einer so verhängnisvollen Weise umgegraben und für die Aufnahme der geistigen Jauche vorbereitet, so tritt noch ein Moment von der stärksten Gewalt hinzu.

Als ich einmal in die Hauptstraße eines Wiener Vorortes übersiedelte, fand ich dort 12 Schuster in je einem Gassenladen. Sie schienen sich alle leidlich zu befinden, ich hörte von keinem je ein böses Wort gegen den anderen. Da erwarb ein jüdischer Schuster einen dieser Läden und nun schrieen sie alle, dieser Jude müßte fort, obwohl der Mann sein Handwerk in genau

demselben Rahmen betrieb wie die anderen. Im Großen finden wir den gleichen Vorgang im Mittelalter. Ich erinnere den Leser an das, was ich hierüber aus meiner Studie „Die Juden als Handelsvolk in der Geschichte" im ersten Kapitel des ersten Buches S. 15, über die Verdrängung der Juden aus dem Handel in dem Zeitraum vom 14.—17. Jahrhundert kurz mitgeteilt habe. Genau so machen es heute die französischen Arbeiter in Südfrankreich. Untereinander finden sie die Konkurrenz selbstverständlich, die italienischen Arbeiter hingegen werden von ihnen erschlagen oder zumindest vertrieben.

Auch in Galizien vollzieht sich heute ganz dasselbe. Die Gründung der „Kolka rolnice" hat keine andere Tendenz als die, den Handel aus den Händen der Juden in die der polnischen Bürgerschaft zu bringen. Ich möchte mich hier nicht in weitere theoretische Diskussionen über die Entstehung des Antisemitismus einlassen. Ich will nur ihre Erscheinung in Wien in die Erinnerung zurückrufen und besonders darauf hinweisen, wie und in welchem Maße ich dazu gelangt bin, an dem entstehenden Kampfe teilzunehmen. Aus dem bisher Erzählten dürfte man ersehen haben, daß in Wien das Verhältnis zwischen Juden und Christen bisher durchaus friedlich gewesen war. Tatsächlich habe ich, mit Ausnahme des einige Tage andauernden Pamphletkrieges gegen die Juden, in den Märztagen des Jahres 1848, der auf die Petition um die Emanzipation gefolgt und bald vergessen war, nur von manchem feindseligen Schritte der Regierung während der Konkordatszeit, aber auch nicht von einem einzigen feindlichen Auftritte in der Bevölkerung zu erzählen Veranlassung gehabt. Man hat nun das Entstehen des Antisemitismus vielfach der Börsenkrise des Jahres 1873, dem sogenannten „Krach" zuschreiben wollen. Das ist ein Irrtum. Sieben Jahre nach dem verhängnisvollen 9. Mai hatten sich die von diesem Sturze erregten Wellen schon geglättet, war „Über allen Wipfeln Ruh". Die Bewegung gegen Sem ist zuerst in Kreisen entstanden, die mit der Börse nichts zu tun hatten.

Georg Schönerer war es, welcher als der erste gegen

die Juden auftrat und weder er noch der Anhang, welcher hinter ihm herlief, Studentenverbindungen, Volks- und Gymnasialschullehrer und sonstige Intellektuelle mit schwacher Intelligenz hatten an der Börse gespielt. Zur Agitation gegen die Juden kam Schönerer auf einem ganz anderen Wege. Er hatte mit seiner germanischen irredentistischen Propaganda, die er seit 1870 betrieb, in Wien keine Fortschritte gemacht. Das war nur sehr natürlich; Wien ist eine Stadt mit deutscher Umgangssprache, aber nicht mit allgemeiner und ausgesprochen deutscher Gesinnung. Zwischen dem Deutschtum Wiens und dem einer reichsdeutschen oder auch nur deutsch-böhmischen Stadt ist derselbe Unterschied wie zwischen dem Charakter der Farbe eines stückfärbigen und eines wollfärbigen Tuches. Bei letzterem geht die Farbe ganz durch, bei ersterem nicht, so daß man im Anschnitt immer den weiß gebliebenen Kern sehen kann. Wien wuchs und wächst zum größten Teile durch den Zuzug von Polen, Slowaken, Italienern, Kroaten, hauptsächlich aber von Tschechen und Magyaren; dieses Gemenge wurde nur entnationalisiert, aber deshalb noch nicht deutsch, und heute findet nicht einmal diese Entnationalisierung mehr statt. Im besten Falle gewinnen diese Leute Interesse für Wien, werden Wiener, sind aber deshalb noch nicht Deutsche. Dieses innere Verhältnis versperrte der nationalen Agitation Schönerers den Weg, und da griff er gierig nach dem neuen Schlagwort des Antisemitismus, den der neue deutsche Chauvinismus nach dem Sieg über Frankreich geschaffen hatte. Seine werbende Kraft hatte sich schon drüben gezeigt. Heinrich Treitschke, mehr Fanatiker als Historiker, hatte das erste Signal in den Spalten der „Preußischen Jahrbücher" dazu gegeben.

In den gelehrten Kreisen erregte Treitschkes Vorgehen unangenehmes Aufsehen und lauten Widerspruch. Aber in den bürgerlichen, dem jüdischen Konkurrenten feindlichen Schichten fand Treitschke Zustimmung, und wenn auch er selbst sich erschrocken zurückzog, so begann sich eine antisemitische Partei zu bilden. Der gleiche Prozeß vollzog sich bei uns. Die Masse

der Wiener Bürger kannte Schönerer kaum dem Namen nach, und wenn sie ihn kannte, so hatte sie für sein österreichisches Preußentum nicht das geringste Verständnis. Aber die Hetze gegen die Juden wurde von ihr bereitwillig aufgenommen und gab den Anstoß zur Bildung einer Partei mit antisemitischem Programm. Mit Schönerer hatte sie aber nur den Judenpunkt gemeinsam; sonst unterschied sie sich sehr scharf durch ihre österreichische Gesinnung von seiner Partei. Sie wurde daher auch von Schönerer bald nicht weniger gehaßt und bekämpft als die Juden selbst. Die Antisemiten waren der Natur der Sache nach bald zahlreich — sie brauchten nun ein publizistisches Organ. Vergani verstand diese Lücke, er gründete das „Deutsche Volksblatt", wurde ihr Haupt und zeigte weiter dadurch ein gutes politisches Verständnis, daß er sich von Schönerer — der inzwischen durch eine Verurteilung wegen Hausfriedensbruch viel von seinem Nimbus eingebüßt hatte — ohne Scheu vor seiner Feindschaft trennte. Schönerer war also der Importeur des Antisemitismus nach Österreich; frühere Versuche wie der von Istoczy in Ungarn hatten keine Beachtung gefunden.

Das war die Situation im Jahre 1880 zur Zeit meines Eintritts in den Gemeinderat gewesen.

Als Partei hatten die Antisemiten trotz des breiten Grundes, auf dem sie in den Schichten der Kleinbürger fußten, noch kein Ansehen. Politisch hatten sie noch keine Erfolge erzielt, kein einziges Mandat erreicht; die besseren Leute schämten sich noch, offen zu ihnen gezählt zu werden, die Klerikalen standen beobachtend beiseite, die „Vereinigte Linke der liberalen Wirtschaftspartei" unter Lueger und Mandl stand ihr noch vollständig ferne; sie hielt noch darauf, für liberal, ja für freisinnig zu gelten. In den liberalen, speziell jüdischen Kreisen war die Parole ausgegeben worden, die Bewegung zu ignorieren; man hoffte sie tot zu schweigen. Ich teilte diese Hoffnung vom Anfang an nicht, aber ich stand noch auf dem Standpunkte, daß sie bekämpft werden konnte und mußte. Eine Hauptquelle der bösen Stimmung gegen die Juden in den unteren Volkskreisen sah ich in dem

Irrtume, daß man sie für reich hielt, daß man ihnen einen Anteil am Nationalvermögen zuschrieb, der das Verhältnis ihrer Kopfzahl zu dem der christlichen Bevölkerung weit überstieg.

Ich wollte nun die öffentliche Meinung über den Irrtum in dieser Annahme aufklären und schrieb einen Artikel: „Der Reichtum der Juden in Wien". Die „Neue Freie Presse" lehnte seine Aufnahme ab. Ich ließ mich nicht abschrecken, gab ihn dem „Neuen Wiener Tagblatte"; dessen Chef Moritz Szeps beriet sich mit Kuranda, und auch dieser widerriet entschieden die Publizierung. Theodor Hertzka aber griff für seine eben gegründete „Wiener Allgemeine Zeitung" gierig danach. Die Studie war ja interessant, was für eine neue Zeitung die Hauptsache war. Der Artikel, welcher viel nachgedruckt und literarisch benützt wurde, übte auf die Vernünftigen und Urteilsfähigen seine Wirkung. Doch will das solchen Bewegungen gegenüber nicht viel bedeuten — in der Minorität zu sein ist das natürliche Los der Gescheiteren seitdem die Welt steht.

Immerhin will ich als charakteristisch anführen, daß diese hauptsächlich statistische Studie auch den Beifall Luegers und seiner Genossen gefunden hat. Es dauerte überhaupt noch einige Jahre, bis er und seine Partei ihre unbefangene Haltung gegenüber den Juden aufgaben; aber die Strömung wurde jedoch von Tag zu Tag stärker und bedenklicher. Der Prozeß der Verbreitung war ein ganz natürlicher; nicht die Gesunden sind es, die den Kranken, sondern umgekehrt die Kranken, welche die Gesunden anstecken.

Wir erlebten die erste große Überraschung von der Stärke der antisemitischen Partei im Frühjahr 1884 in der Leopoldstadt, einem Bezirke, in welchem die jüdischen Wähler schon damals 30% der Gesamtzahl ausmachten. Eduard Sueß stand vor der Wiederwahl in den Landtag. Die Liberalen hatten ein Wahlkomitee gebildet, das von meinem alten Schulkollegen, dem Obmann des Donauklubs Dr. Foltanek, einem braven Manne, geleitet wurde. Er hatte keine Ahnung von dem, was sich vorbereitete; urplötzlich standen wir einer wilden, stürmischen Oppo-

sition in der Wählerschaft gegenüber. Die Gefahr war drohend, der Durchfall von Eduard Sueß gegen den antisemitischen Kandidaten, den Mechaniker Schneider, hing geradezu an einem Haar. Rasch entschlossen, sozusagen mitten im Gefechte, — es fehlten nur mehr wenige Tage zur Wahl — nahm ich Foltanek ohne jede andere Ermächtigung als die der Gefahr das Kommando aus der Hand, setzte eine interne Oberleitung des großen Wahlkomitees ein, rüttelte durch energische Zirkulare, die ich Schlag auf Schlag, ich möchte sagen hageldicht folgen ließ, die liberale Wählerschaft aus ihrem Phlegma auf, organisierte im Verlaufe von 24 Stunden ein Korps von freiwilligen Agitatoren, rettete die Situation und Eduard Sueß.

Von da ab war ich für die liberale Partei des II. Bezirkes der anerkannte Chef der Wahlleitung, dessen Anordnung sich alles, was sich im Bezirke liberal nannte, fügte.

Das große Wahlkomitee war auch weiter nur die äußere Deckung, dessen Obmann, der Gemeinde- und Stadtrat Meißl, unterschrieb mir alles was ich ihm vorlegte. Die eigentliche Aktion wurde durchaus von mir geführt. Der einzige wertvolle Mann, der mir hier zur Seite stand, war mein Freund Moritz Leinkauf.

Unter den vielen, die ich in meinem langen Leben kennen gelernt, habe ich keinen braveren, wohlwollenderen, und — was selten zusammenfällt — gescheiteren Mann gefunden. Durchaus klar, treffsicher in seinem Urteil, war er ein geborener Ratgeber, ein Freund, auf den man bauen konnte und zu alledem ein befähigter politischer Kopf, dazu führte er eine treffliche Feder. Es war eine Freude, mit ihm zu verkehren. Sein Schicksal war wechselvoll. Er war kein studierter Mann, sondern von Haus aus Kaufmann, Getreidehändler; als solcher aber hatte er keinen Erfolg erreicht. Ohne alle Mittel wurde er Beamter des „Lloyd" in Wien, einer kleinen Vereinigung von Interessenten des Getreidehandels. Unter seiner Führung wurde der kleine „Lloyd" zur Wiener Produktenbörse. Er genoß und verdiente das Vertrauen und die höchste Achtung aller, mitunter sehr be-

deutender Persönlichkeiten, welche mit ihm in Berührung kamen, starb aber, wenig über 50 Jahre alt, an einem bösen Übel, dem sein schwächlicher Körper nicht widerstehen konnte. Ich habe nach jeder Richtung an ihm außerordentlich viel verloren.

Neben Leinkauf als Berater hatte ich noch ein prächtiges Exekutivorgan, einen Journalisten namens Klebinder, ein ausgezeichneter Generalstäbler. Er ist später Obmann des Ortsschulrates und Mitglied des Gemeinderates geworden, wo er durch seine Fähigkeiten eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Ich habe nicht alle seine Schritte für richtig, ihn selbst aber immer meiner Freundschaft wert gehalten.

Von diesem kleinen Kreise beraten und unterstützt führte ich durch zehn Jahre die Wahlagitation: allein befehlend, keinen Widerspruch in meiner Partei duldend, Gehorsam von jedem verlangend. Man ließ mich — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — durchaus gewähren. Trotz der zahlreich wiederkehrenden Wahlen hatte man bis dahin keine derselben systematisch geleitet, nicht das Jahr hindurch ständig vorbereitet. Kurz vor dem Wahltage entstand ein wilder Rummel, man engagierte einen Haufen von bezahlten Agitatoren, entstanden Komitees, die einander in den Haaren lagen oder sich in ihren Aktionen kreuzten. Dem machte ich im II. Bezirke ein Ende. Ich hatte mein ständiges Bureau, führte — was zu jener Zeit bei der beschränkten Wählerzahl noch möglich war — einen Wählerkataster. In einer Reihe von Folianten hatte jeder Wähler sein Blatt, auf dem alles verzeichnet war: seine Parteizugehörigkeit, seine Konfession, die Freunde, die auf ihn Einfluß hatten usw. Die Kenntnis der letzteren hatte ich mir dadurch verschafft, daß ich die offizielle Wählerliste der letzten Wahl an 100—200 Parteifreunde aus allen Kreisen verteilen ließ, welche mir ihre Freunde in den Listen anstreichen mußten. Die wieder eingesammelten Wählerlisten gaben mir Material für diese Rubrik im Wählerkataster, und diese wurde mir zu einem ausgezeichneten Agitationsmittel. Der Stimme eines jeden Juden war ich ja sicher; es handelte sich also darum, alle jüdischen Wähler wenn möglich bis auf

den letzten Mann aufzubieten. Bezüglich der christlichen Wähler ging ich von dem Gedanken aus, daß die Entscheidung bei der Wahl nicht von denen abhängt, welche schon stramme Anhänger der einen oder anderen Partei sind, sondern von den zahlreichen Indifferenten, welche, eben weil sie noch zu keiner Partei fest gehören, zu gewinnen sind. Und dazu halfen mir eben die Parteigenossen, welche ihre Freunde in der Liste angestrichen hatten. Von jedem ließ ich das eine Mal Visitkarten, ein anderes Mal spezielle Briefe unterzeichnen und an die verzeichneten Wähler abgehen. Diese Kunststücke wirkten, insolange sie nicht abgebraucht waren, ausgezeichnet. Dann kam eine mehrseitige Anordnung der Wähler. Zunächst dem vorliegenden Kampfe entsprechend, je nachdem sie Juden oder Christen waren. Eine zweite, sehr wichtige, nach Berufen. Auf die Wirkung der üblichen allgemeinen Wahlzirkulare seitens des liberalen Wahlkomitees hatte ich nicht viel Vertrauen. Zu den Juden mußte ich natürlich ganz anders, viel eindringlicher, selbst drohend sprechen als zu den Christen.

Die Angehörigen der verschiedenen Berufe hatten verschiedene Interessen, die zuweilen einander sogar feindlich gegenüberstanden. Das Agitieren wurde in einem solchen Falle zum Diplomatisieren — mußten doch beide Teile für dieselben Kandidaten gewonnen werden. Mit den bezahlten Agitatoren gewöhnlicher Sorte machte ich bald kurzen Prozeß. Sie waren von Wert, bevor es dem Kampf zwischen Christen und Juden galt. Jetzt war das Geld an sie verschwendet. Der christliche Wähler, selbst wenn er von ihnen ins Wahllokal geschleppt wurde, stimmte nichtsdestoweniger für den Antisemiten. Vielfach steckten aber diese Helfer die paar Gulden, die man ihnen gegeben, einfach ein ohne etwas zu leisten. Dann hatte ich eine ganze Reihe von Beamten, die ohne jede Beeinflussung von meiner Seite ganz einfach für die liberale Partei gestimmt hätten, jedoch, wenn sie anständig und dankbar honoriert wurden, ihre Kollegen zur Stimmenabgabe veranlaßten. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß diese Art von unmittelbarer Einwirkung auf die Person des Wählers durch Freunde und Kollegen,

durch unaufhörliche Zusendung von geeigneten Zirkularen viel wirksamer ist als die Zeitung, auf die man sich in früheren Jahren fast ausschließlich verlassen hatte.

Gerade im Kampfe gegen den Antisemitismus hatte sich ja eklatant gezeigt, daß die Presse nicht imstande ist, eine Strömung zu „erzeugen", ja auch nicht einmal einer entstandenen, wirklichen Volksströmung — sei diese noch so häßlich — zu widerstehen; er ist bei seinem Einbruche von unseren fast durchwegs liberalen Blättern scharf bekämpft worden, demungeachtet von Stunde zu Stunde gewachsen, hat sich gegenüber der liberalen Presse sein eigenes Organ geschaffen, und trotzdem er nur dieses einzige Organ besessen, auf der ganzen Linie gesiegt.

Ich hatte ein ungeheures Bureau, bis zu 50 Leuten, ordnungsgemäß eingerichtet: Schreiberei, Registratur usw. Das Konzeptbureau aber bestand einzig und allein aus meiner Wenigkeit und der meines Generalstäblers Klebinder. Die Chefs der Wahlbureaus in den anderen Bezirken kamen, um von meinem Arbeitssystem zu lernen. Der Aufwand von geistiger Anstrengung war viel größer als der Geldaufwand. Regelmäßig gab ich 10 000 Gulden aus, ungleich weniger als die Wahlkomitees in den anderen Bezirken. Ich darf sagen, daß ich eine neue Technik der Wahlleitung und Wahlagitation geschaffen hatte und daß sie zum Muster wurde. Aber gegen die neue Strömung sollten sich bald alle Dämme als unhaltbar erweisen. Zur selben Zeit, als wir zu unserer großen Überraschung in einem Wahlbezirke wie in der Leopoldstadt einen Mann wie Sueß nur mit Anspannung aller Kräfte durchsetzen konnten, erlebten wir eine zweite. Dr. Karl Hoffer, ein Mandatar des I. Bezirkes, war gestorben. Josef Kopp, der den VI. Bezirk aufgab, ließ sich nun an Hoffers Stelle wählen. Für den VI. Bezirk kandidierte die liberale Partei einen der besten Bürger, Wilhelm Neuber. Gegen ihn trat als Kandidat der Antisemiten ein bis dahin ganz unbekannter Mann, Dr. Pattai auf und erregte eine Sturmflut, welche sich zwar noch brach — Neuber siegte mit einer kleinen Majorität —, aber deutlich

zeigte, wie tief der Antisemitismus schon Wurzel gefaßt und wie weit er sich verbreitet hatte.

Wer einen psychologischen Blick für die Vorgänge hatte, die sich in der Bevölkerung vollzogen, mußte deutlich sehen, wie die häßlichen immer latenten Instinkte der Masse frei wurden und die einzelnen in das ihnen bisher fremde Lager hinüberzogen. Als Bezirksausschuß, Ortsschulrat und jetzt durch meinen Wahlkataster hatte ich eine Personalkenntnis der Wählerschaft in meinem Bezirke erlangt, die oft zur Heiterkeit Veranlassung gab. Von Wahl zu Wahl konnte ich nun beobachten, wie die von mir gekannten Wähler massenhaft von der liberalen Partei abfielen.

Man hatte sich in unseren Kreisen bisher der Illusion hingegeben, daß der Antisemitismus wohl das rohe Material zu einer Armee, aber nicht eine solche selbst schaffen könne. Nach der geringfügigen Majorität, mit welcher Neuber zur Not durchgedrungen war, mußte man diesen Gedanken aufgeben; im März 1884 gelangten auch die ersten Männer mit ausgesprochen antisemitischer Gesinnung, Geßmann und Schallaböck in den Gemeinderat und bei den im Jahre 1885 neuerlich stattfindenden Reichsratswahlen siegte Pattai über Neuber mit entschiedener Majorität.

Die Dinge nahmen nun ihre weitere logische Entwicklung; die Antisemiten drangen weiter in den Ratssaal. 1886 allerdings nur einer, der Greißler Wessely, ein Redner mit fürchterlich böhmischem Akzent, aber keiner von den Dummen; 1887 schon ein kleines Häuflein: Professor Schnarf, Gratzl, Pollak, Sauerborn; 1888 schon ein größeres: Vetter, Polzhofer, Grazer, Havranek und Haufler. Jetzt waren sie zusammen ein artiger Haufen; sie bildeten einen Klub, der nicht weniger Mitglieder als die wiedererstandene „äußerste Linke" besaß. Ihre Persönlichkeiten waren allerdings nicht imponierend und von manchen hörte man zuweilen die komischsten Aussprüche. So sprach Haufler, ein Mann, der einem großen Geschäfte vorstand, sich in einer Sitzung der Rechtssektion heftig gegen die Tramway aus: „sie hätte alle Wirte ruiniert, denn früher, als die Leute zu Fuß

gehen mußten, waren sie gezwungen, ein- oder mehrmals einzukehren". Der einzige Mann unter ihnen, als „Studierter" von allgemeiner Bildung, Geßmann, damals noch Skriptor der Wiener Universitätsbibliothek, mußte sich als Staatsbeamter noch Reserve auferlegen. Die Leute waren also an sich unbedeutend, es wiederholte sich jedoch die alte geschichtliche Erfahrung, daß es bei wirklichen Volksbewegungen gar nicht auf die Personen ankommt. Die Wellen heben sie hinauf, sind sie stark, so erhalten sie sich auf der Höhe; sind sie schwach, so gehen sie wieder unter und es steigen wieder andere von der gleichen Farbe empor.

Und die antisemitische Welle wurde durch ein Moment von der höchsten Bedeutung unterstützt: die Führer, sämtlich kleine Leute, die von uns so gering bewertet wurden, hatten das Gefühl, daß das gesamte Kleinbürgertum hinter ihnen stünde, daß bald weitaus die Majorität der Wähler ihnen gehören werde.

Aus diesem Gefühle schöpften die Antisemiten im Gemeinderat den Mut zu ständigen Angriffen, deren Art ihrem geringen Bildungsgrad entsprach und die Debatten auf ein niedriges Niveau herunterdrückten. Hierdurch wurde die Situation für uns Juden im Ratssaale sehr ungemütlich; die christlichen Kollegen konnten, wenn sie wollten, der Meinung sein, daß sie von dem ewigen Schimpfen auf die Juden nicht berührt wären; das war natürlich für uns unmöglich. Nun war aber für unsere Partei des Gemeinderats ein für allemal die Parole ausgegeben worden, die Existenz dieser antisemitischen Gruppe zu ignorieren und auch wir Juden, denen die Geschosse galten, sollten uns „Gewehr bei Fuß" ruhig verhalten; die jüdischen Gemeinderäte hatten diese Ordre am meisten gebilligt und am strengsten befolgt.

Im allgemeinen waren diese jüdischen Mandatare, wenn sie ein Bild der jüdischen Bevölkerung geben sollten, nicht übel gewählt. Dr. Ignaz Mandl zählt hier nicht mit und ich erwähne als ersten Moritz v. Borkenau, einen vornehmen Kaufmann aus guter altwiener Herkunft. Er war seit Jahren ständiger Budgetreferent, genoß Ansehen und hatte Einfluß im Saale. Dann einen Ingenieur, gleichfalls aus distinguierter Familie, liebens-

würdig und — selbst links beliebt — er war eben das, was der Wiener mit dem Ausdruck „ein lieber Mensch" bezeichnet. Weiter ein Advokat, kein Charmeur; aber ein sehr guter, kenntnisreicher und erfahrener Jurist, dabei durchaus unabhängig auch nach unten. Der vierte war ein „Architekt und Stadtbaumeister". Dann zählten wir noch einen prächtigen Schlossermeister, einen Spengler, der sich zum „Fabrikanten" hinaufgearbeitet hatte und zum Schlusse meine Wenigkeit.

Keiner von uns war als Jude, sondern als Mitglied seiner politischen Partei und zu ihrer Vertretung gewählt worden. Wir hatten darum keine „Gruppe" gebildet, dazu lag ja keine Veranlassung vor.

Also, diese jüdischen Kollegen schwiegen konsequent und ließen sich von dem Dutzend antisemitischer Gemeinderäte alle Insolenzen gefallen. Nun fühlte ich mich gerade nicht als Jude „von Beruf". Die Zeit hatte ja einen Unterschied zwischen „Judentum" und „Juden" gezeitigt. Ich hatte eigentlich schon ganz vergessen, daß ich Jude war. Jetzt brachten mich die Antisemiten auf diese unangenehme Entdeckung. Den Geburtsfehler konnte ich allerdings nicht ändern, aber es widersprach durchaus meiner Neigung und meinem Temperamente zu schweigen, wenn ich aus keinem anderen Grunde angegriffen wurde, als aus dem, daß mein Vater, Großvater usw. bis zu Abraham hinauf Juden gewesen, da mußte man doch antworten. Und die Gelegenheit dazu bot sich bald in eklatanter Weise:

Die Kommune hatte in den fünfziger Jahren eine Reihe von Mittelschulen gegründet, die sie verwaltete. Selbstverständlich ernannte sie die Direktoren und Lehrer. Nun hatte gerade bei den Professoren der Kommunal-Mittelschulen die antisemitische Bewegung von Anfang an Anklang gefunden. Jene in den Staatsschulen mußten Zurückhaltung beobachten, sie standen denn doch unter einer gewissen Aufsicht, — die Gemeinde aber ließ es an einer solchen über ihre Mittelschulen ganz fehlen. Die Folgen mußten sich bald zeigen. Der antisemitische Professor kann nicht mit seinem Überzieher auch seine Gesinnung im Vor-

zimmer an den Nagel hängen und läßt sie auch im Schulzimmer besonders den jüdischen Schülern deutlich fühlen. Die jungen Leute und selbstverständlich mit ihnen die Eltern, ließen es an Klagen hierüber nicht fehlen. Ich hatte deswegen beim damaligen Bürgermeister Uhl wiederholt Vorstellungen erhoben, aber weder das Präsidium, noch die maßgebenden Gemeinderäte und am allerwenigsten der Magistrat hatten den Mut, hier eine Remedur auch nur zu versuchen. Sie fürchteten überhaupt alle Lehrer wegen ihres Einflusses bei den Wahlen und ließen sich gefallen, von ihnen mit sehr wenig Respekt behandelt zu werden. Es kam der Moment für mich, hier zugreifen zu können. Einer dieser Kommunal-Mittelschullehrer hatte aus politischen Motiven einen anderen gefordert. Ich verfaßte eine Interpellation an den Bürgermeister, in welcher ich ausführte, daß die Mittelschule nicht nur die Aufgabe habe, die Kinder zu unterrichten, sondern daß sie nach dem Schulgesetze auch eine erzieherische Mission hätte; daß die Handlungsweise und Führung der Lehrer für die Schüler maßgebend sei, daß es also den Eltern zumindest nicht gleichgültig sein könne, wenn die Lehrer den jungen Leuten das Beispiel einer gesetzlich verbotenen Handlung gäben. Ich forderte also den Bürgermeister auf, hier einzuschreiten. Diese Interpellation versendete ich vorsichtigerweise schon im Laufe des Vormittags an die Zeitungen. Wie vorausgesehen, wurde ich am Nachmittage vor der Sitzung nicht nur vom Bürgermeister ersucht, sondern von allen Seiten, speziell aber von meinen jüdischen Kollegen bestürmt, diese Interpellation, die nur eine gefährliche Demonstration ohne Erfolg sei, zurückzuziehen. Ich lehnte dies entschieden mit dem Hinweise ab, daß die Journale diese Interpellation dann als von mir zurückgezogen bringen würden, was die Sache noch verschlimmern würde. Die gesamte Partei war wütend, aber die Interpellation mußte verlesen werden. Tags darauf eine großartige Überraschung! Unterrichtsminister Gautsch war, wie mir später bekannt wurde, auf die kommunalen Mittelschullehrer, welche sich in das Abgeordnetenhaus hatten wählen lassen und der Regierung fortwährend Ver-

legenheiten bereiteten, sehr schlecht zu sprechen und hatte schon lange darauf gewartet, daß im Gemeinderat Beschwerden darüber laut würden; er verfügte nun kraft seines Aufsichtsrechtes, daß es jenen Professoren, welche als Abgeordnete im Reichsrate saßen, nicht gestattet sei, weiter Unterricht zu erteilen; die Regierung halte die gleichzeitige Ausübung beider Berufe für unzulässig. Nun entstand folgende Situation: die von uns angestellten und bezahlten Lehrer durften nicht unterrichten, die Gemeinde mußte aber für diesen Unterricht Sorge tragen, Professoren ein zweitesmal bezahlen. Die Rechtssektion erhielt also den Auftrag, die Rechtslage zu prüfen. In der Sektion wurde das Referat einem mir befreundeten Kollegen, einem tüchtigen Advokaten, zugewiesen. Dennoch war das von ihm erstattete Referat vollständig ungenügend, weder juristisch noch politisch. Ich machte die entschiedenste Opposition. „Wenn," sagte ich, „diese Kommunal-Mittelschullehrer den Charakter von Kommunalbeamten tragen, so sind wir nach dem Gesetze verpflichtet, sobald sie Abgeordnetenmandate erhalten, ihnen Urlaub zu geben und sie trotzdem zu bezahlen. Sind sie aber keine Beamte, so stehen sie mit uns in einem zivilen Vertragsverhältnis und sie haben ihre Verpflichtungen zu erfüllen, widrigenfalls ihre Entlassung zu gewärtigen. Wenn der Minister ihnen nicht gestattet, zu unterrichten, weil sie Reichsratsabgeordnete sind, so haben sie eben zwischen ihrem Mandate und ihrer Stellung als Lehrer zu wählen. Es fragte sich also, ob sie tatsächlich Beamte seien." Das verneinte ich. Zur Begründung meiner Ansicht wies ich als entscheidend darauf hin, daß diese Kommunal-Mittelschullehrer gar nicht die Dienst-Pragmatik unterschrieben hätten, demnach der Disziplinargewalt des Magistrates und des Gemeinderates nicht unterstünden. Der Fall, daß Gemeinden Personen in ihren Dienst stellen, ohne ihnen Beamtencharakter zu verleihen, wäre ja nicht selten, so seien beispielsweise unser Forstverwalter in Kaiser-Ebersdorf und der Direktor des städtischen Theaters in Brünn auch keine Beamte, sondern nur zivilrechtliche Kontrahenten.

Einem Kompromißvorschlag, die Lehrer in ihrer Stellung

zu belassen und die Supplenten aus ihrem Gehalte zu bezahlen, setzte ich den gleichen Widerstand entgegen. Ich drang durch und die Lehrer mußten auf ihre Stellung resignieren. Die Sache erregte das größte Aufsehen. Auf der einen Seite wurde mein „Mut" sehr unnötiger Weise angestaunt, — auf der anderen hatte ich den Haß soweit erregt, daß ich einen Haufen Drohbriefe bekam und man mir sogar eine Duellforderung in Aussicht stellte. Von da an hatte man aber im Gemeinderat die Courage erlangt, den Angriffen der Antisemiten entgegenzutreten.

Man hatte gesehen, daß es nicht den Hals kostet. Es war nur natürlich, daß diese Angriffe vor allem mir, der ich durch meine Aktion gegen die Mittelschullehrer das Signal zum Widerstande gegen die Antisemiten im Gemeinderat gegeben hatte, galten. Kein Wunder, daß ich bei einer Gelegenheit meiner Entrüstung die Zügel schießen ließ und im Frühjahre 1889 mit ihrem Hauptredner in einen Ehrenbeleidigungsprozeß verwickelt wurde, in welchem er durch die Tatsachen, welche ich vorgebracht hatte, von seiner eigenen Partei fallen gelassen werden mußte und gezwungen wurde, zurückzutreten; er ist seither verschollen.

Da ich mich auf diese Weise in die Reihe der Kämpfenden gestellt hatte, so mußte ich wohl oder übel darin verbleiben, obwohl mir der Kampf mit dieser Klasse nichts weniger als angenehm war.

Als einer meiner antisemitischen Kollegen sich auf den stets vermehrenden Anhang seiner Partei berief, antwortete ich ihm: „Was ist denn daran Merkwürdiges? Wenn einer schon gar nichts mehr ist, dann ist er Antisemit." Noch widerwärtiger waren mir jene, welche eine gewisse scheinheilige Loyalität zur Schau trugen. Da meinte einer, er sei kein Antisemit, aber die Juden hätten offenbar Fehler. Ich erwiderte ihm: „Der Herr Kollege irrt sich, nicht die Fehler der Juden haben den Antisemitismus gemacht, sondern umgekehrt ihre Vorzüge und Fähigkeiten." Der Kampf verbreitete sich aber auf der ganzen Linie und für diese Ausbreitung war folgende Tatsache am bezeich-

nendsten: die früheren „Demokraten" unter Steudel und Löblich, Schrank und Kronawetter hatten immer nur in einem Teile der vorstädtischen Bevölkerung eine Anhängerschaft besessen. Auch nach ihrer Umformung als „Vereinigte Linke" unter Mandl und Lueger konnten sie nicht die Majorität bei den Wahlen erlangen. Während der kurzen Zeit, da ich dieser Linken angehörte, hatte Lueger mit mir wiederholt darüber gesprochen und ich hatte meine Meinung dahin geäußert, „daß, da er nicht imstande sei, die intelligenteren Klassen: Lehrer, Ärzte, Beamte und Advokaten usw., zu gewinnen, alle seine Anstrengungen vergeblich bleiben müßten. Nicht nur, weil aus diesen der zweite Wahlkörper gebildet sei, sondern weil, insolange diese Intellektuellen zu den Liberalen zählen, alle anständigen Menschen sich schämen würden, als Illiberale zu gelten." „Sie haben recht," hat er mir erwidert, „aber ich weiß absolut kein Mittel, diese Schichten zu gewinnen." Nun zeigte sich, daß das, was allen demokratischen Phrasen und der ganzen Korruptionsriecherei Mandls nicht gelang, sich durch den Antisemitismus von selbst vollzog. Seiner werbenden Kraft begannen alle Grundsätze zu weichen. Sichtlich bereitete sich der Abfall der sogenannten Intellektuellen vor.

Ein ansehnlicher Teil von ihnen, namentlich die untere Schichte des Beamtentums und der Lehrerschaft stimmten schon in den letzten achtziger Jahren mit den Antisemiten. Ginge auch der andere vornehmere Teil zu ihnen über, so müßte dieser Abfall den Feldzug, den die Partei seit einem Dezennium geführt hatte, zu ihren Gunsten entscheiden. Um diese Zeit eskomptierte der Klerus, der lange geschwankt hatte, das völlige Durchgreifen dieser Wendung und mobilisierte seine Kapläne Dietrich und Genossen. Es geschah ein bezeichnendes Faktum. In der inneren Stadt wurde im zweiten Wahlkörper ein klerikal-antisemitischer Kandidat, der Kirchenverwalter bei St. Stefan — Hostnig —, allerdings ein höchst anständiger Mensch, den Liberalen gegenübergestellt und gewählt. Jetzt sah auch Lueger diesen Sieg des Antisemitismus in der Bevölkerung Wiens voraus, und in diesem

Siege die Staffel, auf welcher er seine Ziele erreichen konnte. Mit fliegenden Fahnen führte er seine Partei in das antisemitische Lager, und wurde dessen Oberhaupt.

Wir sind nun also wieder bei Lueger angelangt und zwar bei jenem Punkte, von dem aus allein er als historische Person, — wenn auch natürlich kleinen Kalibers — gelten kann. Es war nicht mehr der Lueger von 1870—80, den ich oben geschildert, er war seither nach außen ungeheuerlich gewachsen. Er war wohl der einzige Bürgermeister einer Stadt, dessen Namen auch in anderen Weltstädten, in London und Bukarest, Berlin und Paris, selbst in Newyork gekannt war.

Wie und wodurch hatte er diesen Namen nach außen und die geschichtliche Bedeutung im Innern unseres Staates erworben? War der Geist des Mannes in diesem Zeitraum so bedeutend gewachsen? Vielleicht an Kraft und Entschlossenheit, aber gewiß nicht an Gedankeninhalt. Er war auch auf seiner Höhe derselbe verbissene, schwarzgelbe, kleinbürgerliche, jeder geistigen Bewegung abholde Politiker geblieben, der er am Anfang seiner Laufbahn war, nur daß alle diese so bedenklichen und gefährlichen Eigenschaften sich in seinem um so größeren Wirkungs- und Machtkreis um so drastischer herausstellen. Er verstand auch jetzt noch immer keine andere Bevölkerung, als seine Wiener Kleinbürger, er haßte mit gleicher Stärke die bürgerlichen Patrizier wie die Sozialdemokraten; den ersteren stand er sozial ganz fremd gegenüber, die Bestrebungen eines vierten Standes waren ihm offenkundige Rebellion, die mit Militärgewalt unterdrückt werden müßte. Noch weniger Verständnis hatte er für die Entwicklung eines fremden Staatsgebildes; er haßte Ungarn und unterdrückte nur mühsam seinen Haß gegen Deutschland.

War vielleicht sein Aufstieg zu speziell geschichtlicher Bedeutung in seiner Wirksamkeit als Bürgermeister begründet? Das muß ich verneinen. Seine Verdienste will ich ohne weiteres anerkennen; er war nicht bloß ein energischer Verwalter, seine Verwaltung hatte unleugbar auch einen größeren Zug.

Ich bin auch nicht der Meinung derer, welche von dieser

seiner Tätigkeit auf die Länge den finanziellen Ruin Wiens befürchteten. Das hat bei der unbegrenzten Macht, die Steuern zu erhöhen und die im Besitze der Stadt befindlichen Monopole auf das stärkste auszunützen, seine guten Wege. In diesem Urteil lasse ich mich auch von all der Korruption, die unter seinen Augen nebenher gelaufen sein mag, nicht beirren.

Aber dieser Zug erschien uns vielleicht nur darum groß, weil eben der Verwaltung der liberalen Partei dieser Zug verloren gegangen war, nachdem sie das neue Wien zwischen den einstigen Basteien und den ehemaligen Vorstädten und die Hochquellenleitung geschaffen; Wien bis zu den Alpen vorgeschoben hatte und dessen Verwaltung in so ausgezeichneter Weise dezentralisiert hatten. Sie hatte den weiten Gesichtskreis verloren. Ich brauche nur an die Unfähigkeit Uhls in der Donaustadtfrage, an die Haltung des Dr. Prix vor Erwerbung der Tramway und an die Haltung Grübls gegenüber der „Avenue Riehl" zu erinnern. Keiner der Nachfolger Felders war ihm auf dem Wege zu einer selbständigen Wirtschaftspolitik der Gemeinde, welchen er mit der Erwerbung des Lagerhauses eingeschlagen, gefolgt.

Und diese Erschlaffung der liberalen Partei konnte nicht wundernehmen. Jede Partei, die ihre Mission erfüllt hat, ereilt dieses Schicksal; sie hat sich nicht zu Tode gelebt, aber sie braucht eine Periode, in der sie zur Minorität wird, um durch die Kämpfe wieder neue geistige Stärkung, einen neuen Inhalt, neues Leben zu gewinnen.

Was die liberale Partei in ihrer Blütezeit geschaffen hat, steht hinter den Taten Luegers gewiß nicht zurück, weder an Bedeutung, noch an Umfang.

Es ist also nicht seine Verwaltung, die ihm die historische Bedeutung in der Geschichte Wiens zuteilt, sondern die Tatsache, daß er dem Antisemitismus auf eine Reihe von Dezennien, zuerst in Wien und dadurch auch in Österreich zur Herrschaft verholfen.

Wie konnte dieser Gründer der „Vereinigten Linken", die

das freisinnige Programm zu dem ihren gemacht hat, Antisemit werden? Aus keinem andern Grunde, als weil ihm jedes Mittel recht war, um seinen Traum, „Bürgermeister Wiens" zu werden, zu verwirklichen. Der Bürgermeisterstuhl war das Ziel, das er unverwandten Blickes im Auge hatte.

Um dahin zu gelangen, wählte er ohne Bedenken jeden Weg, waren ihm alle Mittel erlaubt und so griff er auch nach dem Antisemitismus, ohne daß er je Antisemit geworden wäre, ohne es je gewesen zu sein. Dem Manne fehlte eben jenes primitivste, das den Menschen erst zum Charakter macht, die Ehrlichkeit. Seine antisemitische Gesinnung war stets ganz und gar Heuchelei. Vor allem war bei ihm von dem physischen Rassenhaß gegen die Juden gar keine Rede. Er verkehrte früher im Gegenteil nicht nur gerne, sondern vorwiegend mit Juden, den jüdischen Kollegen im Gemeinderat zeigte er nie auch nur die leiseste Abneigung. Des weiteren war er auch durchaus überzeugt, daß wirtschaftlich das jüdische Element in Wien gar nicht mehr entbehrt werden könnte. Hierüber sagte er mir einmal ein treffendes Wort: „Meine Wiener haben immer Lust sich auszuruhen, die Juden sind die einzigen, die unaufhörlich tätig sind."

Bei einer Überprüfung seiner Äußerungen und Handlungen seit 1882 ist die Wahrheit meiner Schilderung nicht zu bestreiten. Daß Lueger, wie Kollmer nachweist, schon 1881 und 1882 mit Schneider und Löblich in politischer Verbindung gestanden, spricht keineswegs dagegen. Er fühlte sich ja immer als Partisan des „Kleinen Mannes" und die Gewerbepartei galt speziell als ihre ökonomische Vertretung. Als Adolf Fischhof, der Typus des reinsten Idealismus, 1882 den Versuch machte, in Wien eine Volkspartei mit freisinnigstem Programme: „Gleichheit und Gerechtigkeit für alle" zu gründen, stand im Sofiensaale, wo die Versammlung stattfand, als Miteinberufer Lueger dicht an der Seite Fischhofs und schützte ihn, als sie gesprengt wurde, mit seinem Leibe.

Ich erinnere mich ganz deutlich, daß er am 7. März 1884 in einer Wählerversammlung den Vorwurf mit den Antisemiten

zu verkehren, entschieden zurückwies. Noch im selben Jahre, 3. Juli 1884, erwiderte er in einer zweiten Wählerversammlung auf den Vorhalt Cornelius Vetters, daß er zwar mit der antisemitischen Partei ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, sein Wort aber nicht gehalten habe, mit großer Entschiedenheit: er habe den Antisemiten zu jeder Zeit offen erklärt, daß er in der Judenfrage mit ihnen nicht gehen könne und werde.

Er kandidiert 1885 in den Reichsrat und als ersten Punkt seines Programms heißt es: „So wollen und müssen wir vor allem festhalten an dem Grundsatze der Gleichberechtigung der Konfessionen."

Am 1. Februar 1886 sprach er im Gemeinderat von Fischhof und sagte wörtlich: „Keiner von den Herren im Saale kann Fischhof das Wasser reichen und keiner lebt, der sich mit ihm an politischer Vergangenheit, an Verdiensten für die Stadt Wien und an Charakterintegrität messen kann." In den Jahren 1887 und 1890 sah Lueger, daß die Majorität der Bevölkerung für die Judenhetze gewonnen war, daß der Klerus sich der Bewegung anschloß. Er konnte durch sie Bürgermeister werden, und nun hatte sein Schwanken ein Ende. Sein eigenes Wort bestätigt meine Darstellung seiner Motive. Am 13. Februar 1890 erklärte er im Reichsrat, gleichsam entschuldigend: „Ich bin in das, was man Antisemitismus nennt, förmlich hinübergedrängt worden." Das Wort war deutlich und die bisherigen Leiter der Partei, in welche er jetzt eindringt, um selbst ihr Haupt und Führer zu werden, sind über die Aufrichtigkeit seiner Handlungsweise genau derselben Meinung.

Am 24. September 1890 sagte Türk im Reichsrate über Lueger: „Es ist noch nicht lange her, daß dieser Herr unserer Partei angehört. Solange er daran zweifelte, daß mit der antisemitischen Bewegung auch wirklich etwas zu erreichen sei, hielt er sich vorsichtig im Hintergrunde und wollte nicht mit der Farbe herausrücken. Als er aber den Siegeslauf unserer Bewegung sah, da stand er plötzlich in den vordersten Reihen und wußte so geschickt zu lavieren, daß man ihn für einen unserer

treuesten Anhänger halten mußte. Wie herzlich, anscheinend uneigennützig, verteidigte er Schönerer im Abgeordnetenhause, und doch mochte er nur darauf warten, ihn verurteilt zu sehen, um vielleicht sein Nachfolger in der Parteiführung werden zu können."

Ich habe aus meiner Meinung auch Lueger selbst gegenüber nie ein Hehl gemacht. Im Abgeordnetenhause gelegentlich der Gewerbeenquete — wo ich Experte war — sagte ich ihm: „Nicht, daß Sie Antisemit sind, werfe ich Ihnen vor, sondern daß Sie es in Wirklichkeit nicht sind."

Es war das letztemal, das letzte Wort, das ich zu ihm gesprochen.

Sein weiteres Verhalten mußte vom Standpunkte der politischen Technik hohes fachliches Interesse erwecken. Als Kommandierender der antisemitischen Armee entwickelte er ein Feldherrentalent, das ihren bisherigen Führern gefehlt hatte. Die Massen aufzubieten, aufzuhäufen und zu konzentrieren — das war sein strategischer Plan. Sein neues Schlagwort „Vereinigte Christen" ward zur Losung. Alle Christen in Wien ohne Unterschied der Parteien sollen in einem Aufmarsch gegen die Juden geführt werden, sie erdrücken und der Partei die endgültige Majorität, ihre wirkliche Herrschaft über Wien erobern.

Es zeigte sich, daß diese neue Parole seinem Zwecke nicht ganz entsprach. Gerade jener Teil der Intellektuellen, welcher noch nicht gewonnen, aber zum Siege unentbehrlich war, fühlte sich von der ausschließlichen Betonung des konfessionellen Momentes mehr abgestoßen als angezogen.

Mit scharfen agitatorischem Instinkte wechselte nun Lueger alsbald den Namen; die Partei der vereinigten Christen wurde zur „christlich-sozialen Partei"; mit diesem sozialen Einschlag in das Programm, wenn auch nicht in ihrer Absicht und Tätigkeit, kam er der allgemeinen Strömung entgegen, die Bauernfängerei gelang und in den nun folgenden Jahren wurde aus der antisemitischen Partei die Majorität Wiens.

Um von Luegers Charakter die Schlußbilanz zu ziehen, muß ich noch ein ihn belastendes Moment in sein Konto stellen. Sterbend wagte der Mann der antisemitischen Partei zu sagen: „Sie dürfe nie vergessen, daß sie ihren Sieg im Reiche einzig Wien verdanke."

Seitdem er das Haupt der antisemitischen Partei geworden, hat Lueger gegen dieses Wort gehandelt. Skrupellos hat er, um ihr und durch sie, sich selbst die gewonnene Macht zu erhalten, die Bevölkerung Wiens an die Agrarier ausgeliefert. Ich kenne keine Bevölkerung irgendeiner Großstadt, die so gedankenarm wäre, daß man ihr das hätte bieten dürfen, wozu Lueger den Mut hatte. Dieser Kleinbürger, welcher erschrickt, wenn ihm der Steuerbote die Aufforderung zur Zahlung der Erwerbssteuer von 20 oder 30 Kronen ins Haus bringt, zahlt in dem höheren Preise aller Lebensmittel jährlich das Zehn- und Zwanzigfache an die Bauern und Latifundienbesitzer.

Der Bürgermeister Wiens, der imstande war, sich dieses Verrats an den Interessen der von ihm regierten Stadt schuldig zu machen, verdient das härteste Urteil, das über einen Menschen überhaupt gefällt werden darf. Dem Manne fehlte nicht nur die politische Moral, sondern das sittliche Bewußtsein überhaupt.

Ich gelange nun zum Abschluß meiner Tätigkeit im Gemeinderat und zu meinem Rückzuge aus der Politik überhaupt.

Als Wahlleiter in der Leopoldstadt hatte ich, wie nur wenige in Wien, Gelegenheit, in den Prozeß der Umwandlung der Majorität der Bevölkerung aus einer liberalen in eine antisemitische hineinzusehen. Wir siegten, aber von Wahl zu Wahl wurde die Majorität kleiner. Ich konnte jedesmal nicht nur den allgemeinen Prozentsatz, sondern auch die Wählerklasse feststellen, welche sich von den Liberalen losgebröckelt hatte. Da ich nämlich über die jüdischen Wähler ein separates Register führte und daraus ersehen konnte, daß wir 95 % zur Wahl geführt hatten, so konnte ich bei jeder Wahl mit Bestimmtheit konstatieren, wie viele, oder eigentlich wie wenige, christliche Wähler noch liberal gestimmt hatten. Schon bei der vorletzten Gemeinderatswahl,

die ich geleitet hatte, mußte ich ersehen, daß nahezu alles, was nicht jüdisch war — selbst die Funktionäre, die Bezirksausschüsse, die Ortsschul- und Armenräte, welche von der liberalen Partei aufgestellt und durch sie gewählt worden waren — für die Antisemiten gestimmt hatte. Die kleine Majorität, mit der wir dennoch den Sieg errungen, setzte sich aus Leuten zusammen, die zu den führenden liberalen Parteimännern in persönlichen Verhältnissen standen. Dieser letzte Halt mußte bei der nächsten Wahl schwinden. Die Einsicht, daß selbst ein Bezirk, in welchem die Wählerschaft zu mehr als 30 % aus Juden bestand, nicht zu halten war, brachte mir nun die Überzeugung bei, daß es unmöglich sein werde, dieser Strömung in Wien überhaupt zu widerstehen. Ich zweifelte eigentlich schon seit dem Jahre 1886 nicht mehr daran. Welche Schlüsse waren nun daraus zu ziehen? Keine anderen, als daß es töricht wäre, in dieses Feuer weiter hineinzublasen, ihm Holz zuzutragen. Die Dauer dieses Brandes müßte damit um ein Dezennium verlängert werden. Den normalen Verlauf dieser Bewegung schätzte ich auf den Zeitraum von 30—40 Jahren. Ein und dieselbe Generation nämlich — so hatten mich Studium und Erfahrung gelehrt — ändert nicht ihre Grundstimmung, sondern jede neue Generation hat eine andere. Die jungen Leute haben ja immer eine andere Meinung als ihre Väter, sie sind auch die geistig Kräftigeren, der Alten werden natürlich immer weniger, der Jungen immer mehr. Die Alten werden zur Minorität, die Jungen zur Majorität, ihre Ansichten siegen. Diesen natürlichen Prozeß durfte man nicht stören. Die Juden müßten demnach, so dachte ich schon damals, auf einige Dezennien vom Kampfplatz verschwinden, sich sozusagen auf ihre Familien und ihren Erwerb zurückziehen; je früher sie sich dazu entschlössen, um so früher würde man sie wieder rufen. Schöpften sie doch aus diesen beiden Quellen immer ihre unzerstörbaren Kräfte. Praktisch formulierte ich diese Passivität dahin, daß die Juden vor allem die Mandate, welche sie in allen Vertretungskörpern: Bezirksausschuß, Ortsschulrat, Gemeinderat, Handelskammer, Landtag

und Reichsrat noch inne hätten, demonstrativ zurücklegen müßten; ferner sollten die Juden den ganzen politischen Kampf den Christen überlassen, sich von allen Wahlen enthalten und selbstverständlich aus allen Vereinen austreten. Weiter sollte in den Juden das Ehrgefühl soweit geweckt werden, daß es unter ihnen Tendenz werde, auch soziale Abstinenz zu treiben, kurz, sie sollten durchaus in den Hintergrund treten. — Ich hatte die bestimmte Überzeugung, daß eine solche einschneidende Aktion, durchgeführt und festgehalten, die Lage, wenn auch sehr langsam und allmählich, so doch gründlich ändern müßte.

Zu dieser Argumentierung bestimmten mich noch andere, allerdings mehr äußerliche Faktoren. Versetzte ich mich nämlich in den Gedankengang Luegers, so mußte ich mir sagen, daß ich an seiner Stelle dieses Verschwinden der Juden sehr unangenehm empfinden müßte. Umgekehrt mußte für die Juden der Satz gelten, daß, wenn man nicht imstande ist, in geschlossener Front das Feld zu behaupten, man dem Feinde keine Front darbieten darf; da ist Ausweichen die einzig richtige Taktik. Des weiteren war das Verhalten der Kirche und der klerikalen Partei in den letzten Dezennien ein lehrreiches Beispiel. Von dem Momente an, da Wien zur Aufhebung des Konkordats illuminiert hatte, verschwanden die Klerikalen von der Oberfläche des Kampfplatzes. Buchstäblich sah man keinen Geistlichen mehr in der Öffentlichkeit; ihr einziges Organ, die Kirchenzeitung Sebastian Brunners und Wiesingers ging ein, sie sparten jede Anstrengung, verschwendeten keinen Groschen, warteten eine geistige und politische Wendung ab und diese geistigen Veränderungen, diese politischen Wandlungen, dieser merkwürdige Wechsel im Lieben und Hassen innerhalb der Bevölkerung, sie bleiben nie aus, auf ihr Eintreffen kann man rechnen, nur den Zeitpunkt nicht bestimmen.

Leider war ich nicht nur von der theoretischen Richtigkeit meines Kalküls, sondern auch davon überzeugt, daß mein Vorschlag nicht durchzuführen sei. Nichtsdestoweniger hielt ich mich für verpflichtet, den Gedanken zu lancieren, zumindest den Versuch zu machen.

Ich erklärte ihn also in einem kleinen Kreise jüdischer Vertrauensmänner. Da kam ich aber schön an! Ich glaube sicher, daß mich die Mehrzahl der Anwesenden für übergeschnappt hielt. Die Mandate aufgeben! Unmöglich! Das war ja auch ganz natürlich, es gibt Mandatare, von denen nichts übrigbleibt, wenn man ihnen das Mandat wie eine Haut vom Leibe herunterzieht. Die Sache war also nicht zu machen, ich aber war kurz entschlossen, für mich selbst gemäß meiner Überzeugung die Konsequenz zu ziehen. Die Neuwahlen in den Gemeinderat 1890 standen vor der Türe; ich erklärte, eine Neuwahl in den Gemeinderat nicht mehr anzunehmen und mich überhaupt von jeder öffentlichen Tätigkeit zurückzuziehen. Prix und seine engsten Anhänger, denen ich unbequem geworden war, sahen meinen Austritt nicht ungern; die Redlichen betrachteten ihn als einen Verlust und suchten mich zu erhalten.

Noch eine letzte Kraftprobe mußte ich ablegen. Als oberster Chef der ganzen liberalen Partei fungierte damals Freiherr von Chlumecky. Ich war mit ihm zum erstenmal 1875 in Berührung gekommen, als er Handelsminister war. Die Schrift, welche ich gegen seinen Zolltarifentwurf publizierte, hatte ich nämlich ihm zugeeignet und in einer Audienz die Begründung meiner Opposition ihm persönlich auseinandergesetzt. Seither hatten mich die Wahlleitung und andere politische Angelegenheiten sehr oft veranlaßt, mit ihm zu konferieren. Immer sehr umgänglich, ja liebenswürdig, von einer Art bürgerlich aristokratischem Wesen, war ich mit ihm auf gutem Fuß gekommen. Nun verlangte er von mir die Zusage, daß ich nicht nur noch die nächste Gemeinderatswahl des Bezirkes leite, sondern auch jene von Sueß in den Reichsrat, für welche man außerordentliche Besorgnis hegte.

Ich versprach es, setzte mich tatsächlich beidemale mit ganzer Kraft ein und wir siegten das eine wie das andere Mal. Ich blieb mir aber auch treu und schied aus der Politik. Ich lehnte eine Neuwahl in den Gemeinderat entschieden ab und zog mich auf Beruf und Geschäft zurück.

Zu der Ausführung dieses meines Rückzuges bestimmte mich

noch ein anderer Grund; mein lebhaftes und intensives Interesse für die Geschehnisse in der Gewerbefrage.

Der Kampf, den die „Neue Freie Presse" durch meine Feder gegen die Rückkehr zur Zunft geführt hatte, war — das darf ich wohl sagen — keineswegs ohne Erfolg gewesen; das Ärgste war vermieden worden. Belcredi ließ ja seinen ersten Gesetzentwurf fallen und mußte einen zweiten amendierten einbringen; auf die weitgehenden Forderungen der Gewerbepartei, wie beispielsweise, daß alle gewerblichen Erzeugnisse einzig vom Erzeuger selbst sollten verkauft werden, hatte er nicht eingehen können, zum Teil mußte er sogar das gerade Gegenteil dieser Forderungen in seinen Entwurf aufnehmen.

In dem der Gewerbenovelle folgenden Dezennium war ausnahmslos eingetroffen, was ich in diesen Artikeln vorausgesagt hatte. Es hatte sich unzweideutig herausgestellt, daß der gesetzliche Befähigungsnachweis ganz zwecklos eingeführt worden sei: die Fähigen im Gewerbe brauchten diesen Schutz nicht, den Unfähigen half er nicht.

Und da war natürlich gekommen, was kommen mußte: die Partei verlangte jetzt eine Verschärfung des schon als zwecklos erwiesenen Befähigungsnachweises, d. h. ein Zurückgreifen auf alle jene unsinnigen Forderungen, welche selbst Belcredi noch abgelehnt hatte. Die neue Agitation für neue Rückschritte auf dem Gebiete unserer gewerblichen Gesetzgebung wurde leidenschaftlich und Prinz Alois Liechtenstein, das Haupt der von mir auf S. 269 schon charakterisierten Kombination von Feudaladel und Kleingewerbe, bemächtigte sich natürlich dieser Agitation und wurde auch ihr Haupt. Er brachte im Abgeordnetenhaus einen Riesenantrag auf Revision des Gewerbegesetzes ein, in welchem nicht nur alle schon bestehenden, wenn auch noch so unsinnigen Forderungen der Gewerbepartei, sondern auch solche neue aufgenommen waren, die von der vollständigen Unwissenheit des Prinzen auf diesem Gebiete Zeugnis gaben.

Die Gefahr war schwer; auf keiner Seite des Hauses auf Widerstand zu rechnen. Hatte doch auch 1883 der größte Teil

der Linken unter dem Drucke ihrer kleingewerblichen Wähler für die Einführung des Befähigungsnachweises gestimmt.

Ich hatte Herbst selbst aufgesucht und ihn über die Nutzlosigkeit und Gefährlichkeit desselben aufzuklären versucht. Er hatte mir darauf nichts anderes erwidert, als „daß er selbst zwar an die Heilkraft des vorgeschlagenen Gesetzes nicht glauben könne, aber", so meinte er, „wenn die Leute — das will sagen unsere Wähler — diese zünftige Einrichtung verlangen, so müsse man sie ihnen geben".

Und seither waren im Hause die Verhältnisse noch viel ungünstiger geworden. Ich griff also nochmals zur Feder und nahm diesen Antrag Liechtenstein unter das publizistische Messer.

Die lange Reihe von Artikeln wurde — das darf ich wohl sagen — vom großen Publikum mit dem gleichen Interesse aufgenommen, wie die Artikelreihe in den Jahren 1882—1885: aber Zeitungsblätter verfliegen und in einer solchen Frage müssen die Leser nicht nur gezählt, sondern auch gewogen werden; gerade in jenen Kreisen, welche ich für die Entscheidung gewinnen wollte, entstand der Wunsch nach ihrer besonderen zusammenhängenden, bleibenden Publikation in Buchform.

Dieser Aufforderung wollte ich entsprechen, zur Abfassung des Buches brauchte ich aber Zeit und Ruhe. Ich konnte durch dasselbe wohl Nützlicheres leisten als durch den Kampf mit den Antisemiten des Gemeinderates. Habent sua fata libelli. Das Buch (Die Aufhebung des Befähigungsnachweises, Duncker & Humblot in Leipzig) hatte ich für Österreich geschrieben — seinen Haupterfolg erzielte es in Deutschland. Dort hatte sich gleicherweise wie bei uns eine Gewerbepartei gebildet, deren Vertreter im deutschen Reichstage mit Heftigkeit den gewerblichen Befähigungsnachweis nach österreichischem Muster verlangten und sich — gleichfalls nach österreichischem Muster — zur Durchsetzung desselben in den politischen Dienst der Landjunker auf der Rechten stellten. Nicht nach österreichischem Muster war aber der Widerstand, den die deutsche Reichsregierung diesem Verlangen entgegenstellte. In Deutschland wiesen alle freisinnigen

Organe — Fach- wie Tagesblätter — auf die in meinem Buche enthaltene Schilderung der in Österreich durch die Einführung des Befähigungsnachweises entstandenen Verhältnisse ausführlich hin und das deutsche Reichskanzleramt sandte eine eigene Kommission nach Österreich, um die Richtigkeit der von mir angeführten Tatsachen zu prüfen.

Ihr Obmann, Herr Regierungsrat Karl Wilhelm, welcher mir die Ehre erwies mich aufzusuchen und weitere Informationen einzuholen, sagte mir spontan und unumwunden, daß das von mir gegebene Material für die deutsche Reichsregierung zur Ablehnung des Befähigungsnachweises entscheidend gewesen sei. Sie ist sich auch treu geblieben; in ökonomischen Dingen versteht man drüben keinen Spaß; das einzige, was die deutschen Gewerbeparteiler durchsetzten, war die Berechtigung für jene Handwerker, welche den Befähigungsnachweis ablegten, den „Meister"-Titel zu führen.

Ich war auch dann mir treu geblieben, als eine andere große Versuchung an mich herantrat.

Durch das tragische Ende des Dr. Jacques war sein Mandat für den ersten Bezirk im Reichsrat frei geworden. Aus der Mitte der jüdischen Wähler hatte sich ein Komitee gebildet und beschlossen, mich zu kandidieren. Der Stimmen der jüdischen Wähler konnte ich sicher sein und auch unter den christlichen Liberalen war mein Name bekannt genug, so daß ich nicht ohne Aussicht gewesen wäre.

Ich wurde schwankend, wollte mich aber nicht entscheiden, ohne die Meinung des Chefs der Parteileitung, Chlumeczky, gehört zu haben. Dieser, in seiner stets wohlwollenden freundlichen Art, sagte: „Natürlich werden Sie uns mit Ihren praktischen Kenntnissen sehr willkommen sein, aber" — setzte er mit bedenklicher Miene hinzu — „wird Ihnen Ihre Stellung in der Gewerbefrage im Hause keine Verlegenheiten bereiten?" Ich lachte und sagte: „Mir nicht, aber Ihnen und der Partei."

Ich erinnerte mich auch der Worte Herbsts und es war mir klar, daß die Partei, von welcher viele Mitglieder ein so ent-

schiedenes Gewicht auf die Stimmen ihrer kleingewerblichen Wähler legen mußten, mich nur gezwungen kandidieren würde.

Ich hatte also einen christlichen Gegenkandidaten zu fürchten; es wäre schon damals in der liberalen Wählerschaft ein Gegensatz zwischen Juden und Christen hervorgetreten und das war offenbar mein Mandat nicht wert.

Ich bat daher meine Freunde, von meiner Kandidatur abzusehen und man einigte sich auf Konstantin Noske, auf dem freilich das Odium, ein Verfechter der Gewerbefreiheit zu sein, nicht lastete.

Ich war auf diese Weise der Gefahr, aus der gewonnenen Ruhe gerissen zu werden, wieder einmal entgangen; doch hat die Politik das Verhängnisvolle, daß, wer sich ihr einmal hingegeben, sich von ihr nur in den seltensten Fällen dauernd freimachen kann. Wie es nun gekommen, daß ich trotz meines Widerstrebens von neuem dem politischen Treiben verfiel, darin bis zum heutigen Tage verblieb, welche Erfahrungen ich aufs neue machte, will ich in dem Schlußkapitel dieser Lebenserinnerungen erzählen.

Achtes Kapitel.

Wiedereintritt in die Politik: 1894 der Plan zur Abwehr, erfolgloſe Konferenz mit den deutſchfreiheitlichen Abgeordneten; 1896, Rechtsſchutzbureau, Landtagswahlen in Wien, Kandidierung und Wahl der Sozialpolitiker. Mähriſche Landtagswahlen, die Juden zwiſchen Tſchechen und Deutſchen. Judenexzeſſe der Tſchechen in Prag. Badeni 1897 Wahlen in der allgemeinen Kurie. Neue Aſpekten! Gautſch, Regierung und Chriſtlichſoziale. Thun, Exzeſſe und Plünderungen in Galizien. Galiziſche Enquete, Galiziſcher Hilfsverein, Judenexzeſſe in Nachod und Witkowitz. 1898, Polnaer Prozeß. Die ruſſiſche Anleihe in Wien. Ausgleich zwiſchen Tſchechen und Deutſchen in Mähren. Situation der mähriſchen Juden, der jüdiſche Wählerkataſter. 1907, allgemeines gleiches und direktes Wahlrecht. Schluß.

Einige Jahre nun bin ich ein ſtiller und ruhiger Beobachter des öffentlichen Lebens.

Man gewinnt dieſe Ruhe leicht, wenn man ſich vor Augen hält, welche Geſtalt die Verhältniſſe ein Jahrhundert vorher hatten, welche ſie ein halbes Jahrhundert ſpäter haben werden. In der Geſchichte der Menſchheit ſchrumpft die Bedeutung ſo vieler Dinge, die uns in der Gegenwart ſo ungeheuer vorkommen, auf ein mikroskopiſches Maß zuſammen.

Doch will ich nicht betrachten, ſondern erzählen. In Wien war die Situation für die Juden ſchwül geworden. In den Gemeinderat war eine ſtarke antiſemitiſche Majorität eingezogen, ein großer Teil der Bezirksvertretungen war in antiſemitiſche Hände gelangt, in einer Reihe von Bezirken ſtanden antiſemitiſche Vorſtände an der Spitze der Bezirksleitungen.

Beide Veränderungen übten natürlich den größten Einfluß

auf die Haltung des Magistrats den jüdischen Parteien gegenüber, und diese Tatsache war für das Leben und Weben der Juden in Wien noch viel wichtiger als die antisemitischen Reden im Ratssaale.

Nicht weniger schlimm war die Lage der Juden durch die politischen Parteiverhältnisse geworden. Die deutschliberale Partei, welche die Juden überall zu ihren festesten Anhängern zählte, die ihr in den Sudetenländern im Kampfe gegen die Tschechen die größten Opfer gebracht hatten, ließ die Juden offenbar fallen. Bei der Koalierung Pleners mit Hohenwart, der deutschen Linken mit der feudalen Rechten, waren sie von jener als lebendes Inventar mitverhandelt, aber für sie keine Schonzeit ausbedungen worden; die Hetze, statt unter dem Koalitionsministerium stillzustehen, wuchs im Gegenteil mehr und mehr an. Man hielt die Bewegung trotzdem noch immer für vorübergehend, für eine solche, die unterdrückt werden konnte, aber man wußte nicht wie!

Die „Österreichische Israelitische Union" lud mich im Frühjahr 1894, wie viele andere bekannten Namens zu einer Besprechung ein. Sie war mir ganz fremd, ich wußte von ihr nicht mehr, als daß sie 1885 von Dr. Josef Bloch, der mit diesem Vorschlage seine „Wochenschrift" eingeführt hatte, gegen die antisemitische Bewegung gegründet worden war. Und von dem Gründer war mir auch nicht mehr bekannt, als daß er als der einzige in Europa den Mut gehabt hatte, Rohling zu einem Prozeß zu zwingen und damit den schlechten Mann zu vernichten. Ich meine nur der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn ich sage, daß er sich durch diese mutige Tat um die Juden der ganzen Welt ein ungeheures Verdienst erworben hat und ich finde nicht, daß ihm hierfür der richtige Dank geworden wäre.

In der Konferenz legte ein schon vorher bestimmter Referent, ein Verteidiger von Ruf ein Elaborat vor: wie und mit welchen Mitteln der Antisemitismus bekämpft werden könnte und sollte. Der Mann war kein Politiker; seine Rede war eine glänzende, aber leere Fläche. Politische Gedanken quellen eben nur aus der Tiefe stärkster Gesinnung.

In wenigen Worten konnte ich die politische Inhaltslosigkeit seiner Vorschläge nachweisen; die Versammlung stimmte mir zu, der Referent zog sein Referat und bald darauf sich selbst zurück.

Da ich es war, der den Referenten geworfen, richtete man in der nächsten Sitzung an mich die Aufforderung, das Referat zu übernehmen. Ich hatte diese Eventualität vorausgesehen und meinen Entschluß gefaßt. Mein Standpunkt war der alte allgemein menschliche geblieben, aber die antisemitische Bewegung war durchaus und nach jeder Richtung kulturwidrig. Durch meine Tätigkeit und meine Erfahrungen als Wahlleiter in der Leopoldstadt war ich zur Überzeugung gekommen, daß insolange eine antisemitische Partei besteht, eine bürgerliche freisinnige Partei in der Bevölkerung ganz unmöglich wäre; denn auch diejenigen Christen, welche den Oberschichten des Bürgertums und den Intellektuellen angehören, werden, solange die Hoffnung auf eine Einschränkung der wirtschaftlichen Tätigkeit der Juden genährt wird, sich immer instinktiv zur christlichsozialen Partei hingezogen fühlen. Die Unterdrückung des Antisemitismus war daher eine allgemeine Kulturforderung höchsten Grades.

Ich übernahm also das Referat und damit wie von selbst die Führung in dieser Sache.

In wenigen Tagen legte ich dem Vorstand ein ausführliches, mehrere Druckbogen starkes Memorandum vor, das noch heute im Archiv der „Österreichischen Israelitischen Union" erliegt. Es wurde vom Vorstand akzeptiert und ist unter all den wechselnden Präsidenten bis zum heutigen Tage der Leitfaden für die Tätigkeit der „Union" geblieben.

Ich teile hier vom ganzen Memorandum nur die letzten Schlußfolgerungen mit, zu denen ich gelangte.

„Es liegt im Wesen jeder exklusiv nationalen Partei, den Freisinn gegen die Nationalität zurückzustellen, eventuell ihn gegen nationale Errungenschaften auch ganz aufzugeben. Die deutsche Partei konnte nur solange freisinnig sein, als sie an ihre Herrschaft in Österreich glauben durfte; da sie aber schon

seit Jahren um ihre Existenz kämpft, ist sie nur mehr deutsch und hat aufgehört, liberal zu sein.

Sie wird daher keinen Augenblick sich bedenken, zu ihrer Stellung mit der christlichsozialen Partei, die ja nominell gleichfalls deutsch sei, einen Pakt zu schließen und ihn mit der Preisgebung unserer Gleichberechtigung zu bezahlen. Die Juden haben, insolange die christlichsoziale Partei besteht, d. h. für politisch absehbare Zeit, von der deutschliberalen Partei absolut nichts zu hoffen. Wir müssen also, um aus unserer heute vollständigen Isolierung herauszukommen, eine andere Partei finden, der wir uns anschließen und auf deren Schutz wir rechnen können.

Eine neue größere einheitliche freisinnige Partei zu schaffen, ist gegenwärtig nicht möglich, denn in Österreich waren bisher alle bürgerlichen Parteien national. Wohl aber können wir den Anlaß geben, daß sich einige kleine Parteien zu einer Gruppe zusammenfügen, deren einzelne Teile Grund und Ursache haben, sich im Parlament der Juden anzunehmen, sie in ihren Rechten zu schützen. Den Kern dieser Gruppe könnten nur jene Abgeordneten des I., II. und IX. Bezirkes bilden, die wir wählen würden, nachdem wir die bisherigen Abgeordneten gestürzt haben. Zu diesem Zwecke schlage ich vor, die Partei der Sozialpolitiker ins Feld zu stellen, welche dann, als von uns gewählt, sich unser annehmen wird. Ich täusche mich zwar über die Schwäche dieser Herren nicht: sie haben mehr guten Willen als Klarheit, aber sie sind die einzigen, mit denen man gegenwärtig in der Bourgeoisie operieren kann. Hauptsächlich aber eigneten sie sich dazu, mit den Sozialdemokraten im Abgeordnetenhause, deren Vermehrung bis auf die Zahl 33 in Aussicht genommen ist, eine Verbindung einzugehen.

Ich zeigte weiter, daß die neue Verbindung von Fall zu Fall auch bei Mitgliedern anderer Parteien Unterstützung finden müßte. So könnten beispielsweise, wenn es sich um eine jüdische Frage handelte, die Polen über die Juden nicht leicht ganz zur Tagesordnung übergehen.

Und selbst die Haltung der Linken den Juden gegenüber

müßte sich sofort ändern, wenn unsere heute isolierte Lage aufhört. Ich schätze — vorausgesetzt, daß es zu der beabsichtigten Vermehrung von Arbeiter-Abgeordneten tatsächlich kommt — die Ziffer jener, die sich eventuell in dieser Gruppe zusammenfinden könnten, auf ungefähr 70. Steht eine solche Zahl, wenn auch nur bei eklatanten Rechtsverletzungen für uns ein, so müßten sich die Mitglieder der Linken bei der Entscheidung entweder offen als Antisemiten bekennen oder zu uns halten."

Ich deutete auch darauf hin, daß die Jungtschechen sichtlich den Wunsch haben, zu den Juden in ein besseres Verhältnis zu treten. Nicht nur, weil sie sie in Böhmen zu tschechisieren wünschen, sondern und noch ungleich mehr deshalb, weil die Majorität der Deutschen im mährischen Landtage, demnach der Besitz von Mähren von der Haltung der Wähler in jenen sieben Wahlbezirken abhängt, in denen sie „das Zünglein an der Wage" sind. Mißlinge dieses Experiment mit den Sozialpolitikern — gleichviel aus welchen Gründen —, so bliebe den Juden, wenn sie sich nicht zur vollen Passivität entschließen — ein Beschluß, den durchzuführen nicht möglich ist —, keine andere Taktik übrig, als die sozialdemokratische Partei in ihrem Kampfe gegen die christlichsoziale mit aller Kraft zu unterstützen; denn heute sind die Sozialdemokraten nicht nur die einzige Kampfpartei gegen die Christlichsozialen geworden, sondern auch allein imstande, die breite Basis der antisemitischen Partei: die „kleinen Leute", welche latent der Proletarisierung nahe stehen, zu sich zu gewinnen und hierdurch die Auflösung der christlichsozialen Partei vorzubereiten.

Der zweite Teil des Memorandums widerlegt im voraus alle Einwürfe, welche dieser Taktik entgegengesetzt werden können. Hier gehe ich aber über diese Begründung hinweg, der Verlauf der Ereignisse hat sie besser begründet als meine Beweisführung im Memorandum. Zum Schlusse wies ich noch darauf hin, daß wir in der Ausführung dieses Planes nur Schritt vor Schritt vorgehen könnten; die jüdischen Wähler Wiens zählten noch sämtlich zur deutschliberalen Partei, und es müßte ihnen erst

die Überzeugung beigebracht werden, daß der letzteren gegenüber aller „Liebe Müh" umsonst sei.

Um diese Überzeugung herbeizuführen, schlug ich vor, die maßgebenden Führer dieser Partei in einer Konferenz mit uns zur entscheidenden Aussprache zu zwingen.

Der Vorstand der „Union" genehmigte das von mir vorgelegte Programm und gab mir die Ermächtigung, an seine Ausführung zu schreiten.

Die Konferenz fand noch im Frühjahre 1894 und zwar in der „Union" selbst statt. Ich darf wohl heute, nach 15 Jahren von ihr sprechen. Klipp und klar stellte ich folgende Fragen an die Erschienenen: „Das Koalitionsministerium, das Ministerium des Waffenstillstandes, hat die offenbare Verpflichtung, den Kampf gegen uns genau so zu unterdrücken wie gegen jede andere Gruppe der liberalen Partei. Wir verlangen nun mit Entschiedenheit, daß diese letztere durch Plener das Einschreiten des Staates gegen die antisemitische Bewegung durchsetze und zwar begnügen wir uns nicht mit einer wertlosen theoretischen Erklärung im Parlamente, sondern stellen ganz bestimmte Postulate, aus denen dieser Wille des Ministeriums für alle Welt deutlich zu erkennen wäre: die Ernennung jüdischer Richter, Aufnahme der Juden in die politische Beamtung, direkte und entschiedene Weisung an die politischen Behörden bezüglich ihres Verhaltens gegen die antisemitische Agitation usw.

Der Bevölkerung müßte durchaus gezeigt werden, daß die Regierung eine Gegnerin des Antisemitismus sei, denn aus der weitverbreiteten Meinung, daß sie im stillen der Bewegung zustimme, schöpfe die Agitation ihre Hauptkraft."

In ihren Antworten gestanden die Abgeordneten freimütig zu, die Partei hätte wohl auf Plener, dieser aber im Ministerium keinen Einfluß. Der einzige Wrabetz war es, der zu diesem Eingeständnisse ein Wort der Entrüstung über die Haltung des Ministeriums hinzufügte. Die jüdischen Teilnehmer — der Vorstand hatte eine Anzahl notabler Juden hinzugezogen — verließen die Konferenz mit derselben Überzeugung, die ich in den

Hauptsätzen des Memorandums über die Stellung der deutsch-liberalen Partei zur Judenfrage ausgesprochen hatte.

Es war nicht nur die Ablehnung an sich, die einen schlechten Eindruck machte. Mit der Einflußlosigkeit Pleners konnte es ja seine Richtigkeit haben. Der Bürgerliche, der sich mit den Feudalen, der Liberale, der sich mit den Klerikalen zu koalieren gemeint, wird nie ihr Verbündeter, sondern immer ihr Gefangener sein.

Aber es klang aus den Entgegnungen der Abgeordneten etwas Ungesagtes durch: die naive Verwunderung darüber, daß die Juden mehr sein wollten, als selbstlose Opfer für die Sache der Deutschen.

Nach dieser Seite hin war nun Klarheit geschaffen worden und der Weg für die weitere Agitation im Sinne und Plane des Memorandums frei.

Bevor wir aber an die Ausführung gingen, mußte eine Institution geschaffen werden, die einem dringenden, unmittelbaren Notstand begegnen, sofort Wirkung ausüben mußte: das war die Bildung eines Rechtsschutzbureaus. Von allen Seiten kamen Klagen über Ungerechtigkeit und Unbill, die einzelnen Juden und jüdischen Korporationen zugefügt wurden und ungeahndet blieben, weil die Betroffenen teils nicht den Mut, teils nicht das Geld hatten, den Rechtsweg zu betreten.

Wir konstituierten zu diesem Zwecke ein eigenes, außerhalb unseres Vorstandes stehendes Komitee, das aber zu keinem richtigen Erfolge kam. Wir gelangten zu einem solchen erst dann, als wir diesen Rechtsschutz in unser Bureau zurück verlegten.

Ich übernahm dann als Vizepräsident die Leitung des Rechtsschutzbureaus und zur Ausführung ernannte der Vorstand über meinen Vorschlag einen eigenen Sekretär, Herrn Fleischer, einen Mann aus journalistischer Schule, welcher sich in dieser Stellung durchaus bewährte und dessen Fähigkeit, Rührigkeit und besondere Geschicklichkeit in der Behandlung der Parteien wie der Behörden, nicht unwesentlich zu den erzielten Erfolgen beitrug.

Das erste, was ich mit dem neuen Sekretär in Szene setzte, war der Feldzug gegen die antisemitischen Zeitungen. Sie hatten die infame Taktik, nicht nur allgemein antisemitische Politik zu predigen, sondern über jüdische Privatpersonen die lügenhaftesten Berichte zu bringen und hierdurch die Juden überhaupt vor der Welt bloßzustellen. Bisher hatte niemand diese Journale darin gestört.

Jetzt wurde dies ganz anders. Tag für Tag wurden die antisemitischen Zeitungen vom Sekretär genau revidiert, die Betroffenen aufgesucht, der Sachverhalt geprüft, eine Vollmacht genommen und dann vorgegangen. Wir erzielten fast immer durchgreifende Resultate: die Zeitungen mußten berichtigen oder wurden verurteilt. Dies wurde ihnen auf die Dauer denn doch unangenehm und nach ungefähr drei Jahren fortgesetzten Kampfes hatten diese Verleumdungen ein Ende und die kleinen Juden Ruhe.

Von Wien dehnten wir diese Tätigkeit über ganz Cisleithanien aus. In kurzer Zeit war unser Rechtsschutzbureau eine bekannte Institution und aus den entferntesten Gegenden Österreichs wandten sich alle, die sich durch den Antisemitismus geschädigt oder auch nur bedroht fühlten, an uns. Insbesonders nahm uns Galizien, dessen gräuliche Justizzustände hierzu genügende Veranlassung boten, in Anspruch.

Wir gelangten aber im Verlaufe zu der Erfahrung, daß der Rechtsschutz, den wir durch das Einschreiten bei den Gerichtshöfen leisteten, wesentlich nach einer anderen Seite hin ergänzt werden müsse, nämlich durch die außergerichtliche Intervention bei den politischen Behörden. Es zeigte sich sogar, daß diese zweite Seite der Verteidigung die erste an Wichtigkeit und Erfolg übertraf. Ich greife hier eigentlich der chronologischen Reihenfolge der Ereignisse vor, wenn ich sage, daß wir nach und nach unseren Bemühungen die möglichst weiteste Ausdehnung gaben.

Zum strengen Grundsatz machten wir uns die genaue Prüfung des Falles; wir schritten unbedingt nur für eine in

jeder Beziehung gerechtfertigte Sache ein und erwarben uns hierdurch das Vertrauen der obersten Stellen überhaupt. Ich kann sagen, daß wir speziell in den beiden Ministerien, bei denen wir zumeist zu tun hatten, immer Entgegenkommen fanden.

Berichte über unsere Tätigkeit, sowohl fortlaufend in unserer Monatsschrift, wie in den jährlichen Rechenschaftsberichten, so reich sie auch dem Leser erscheinen mußten, gaben noch kein erschöpfendes Bild von ihr, weil oft gerade die interessantesten Interventionen aus taktischen Gründen nicht veröffentlicht werden konnten. Bei der voraussichtlich längere Zeit dauernden Unfruchtbarkeit der politischen Aktion mußten wir auf diese unmittelbar wirkende Tätigkeit des Rechtsschutzes das größte Gewicht legen. Wir wurden ein nahezu unentbehrliches Zentralbureau für die verschiedensten Kreise der Juden und für die verschiedensten Rechtssphären. Private, Genossenschaften, Gemeinden und andere Korporationen aus allen Gegenden, die von Juden bewohnt werden, wandten sich an uns, um ihre Sache bei den politischen Behörden zu vertreten.

Ich kehre nun zu meiner chronologischen Erzählung zurück.

Der in der Zeitfolge nächste Schritt, den ich unternahm, war der, daß ich in der „Österreichischen Wochenschrift", welche von den Juden viel gelesen wurde, im September 1894 in zwei Artikeln: „Die Koalition und die Juden", die ich mit meinem vollen Namen zeichnete, die deutschliberale Partei und speziell den Ministerpräsidenten Fürsten Windischgrätz direkt und auf das schärfste angriff.

Auf eine Interpellation bezüglich des ungesetzlichen Verhaltens der Behörden gegenüber den unerhörtesten Angriffen auf die Juden und der Ignorierung ihrer gesetzlichen Gleichberechtigung durch das Ministerium hatte er in dürren Worten nichts anderes geantwortet als: „daß er die Juden vor Exzessen schützen werde".

Das war also alles, was er für das Recht der Juden „übrig hatte". Ich legte die Ursachen dieser häßlichen Haltung bloß. Das ganze Ministerium stehe unter dem Banne der Judenfrage und der Furcht vor den Antisemiten.

Nicht mehr als zwölf Mann zähle das antisemitische Häuflein im Reichsrat, aber nicht was Verstand und Erfahrung, Wissen und Gewissen sagen, sondern was Dr. Lueger dazu sagen werde, sei für jeden Gesetzesvorschlag, für jede Maßregel, für jede noch so timide politische Enunziation maßgebend.

Diese Situation sei geschaffen worden nicht durch die Stärke der Antisemiten, sondern durch die Gesinnungsschwäche der deutschen Linken.

Ich kann sagen, dieses Signal zum Kampfe wirkte in starkem Maße auf die Juden, namentlich Wiens.

Im weiteren Verlaufe des Jahres 1894 war das Verhältnis zwischen dem Koalitionsministerium und den Juden kritisch geworden; Mechaniker Schneider — „die schlechtesten Probestücke der menschlichen Natur sind immer unter den Demagogen zu finden" sagt Macaulay bei der Schilderung der Katholikenverfolgungen in England — hatte im niederösterreichischen Landtag die „Aussetzung eines Schußgeldes auf die Juden" verlangt. Nicht gegen Schneider, aber dagegen erhob ich in der Plenarversammlung der „Union" den schärfsten Protest, daß das Präsidium des Landtages wie auch die Partei, diese Infamie ruhig hingenommen hatten. Professor Sueß wies in einer orthodoxfreisinnigen Versammlung diese Anklage gegen Partei und Parteileitung zurück. Von der Antwort, die ich ihm in einer Rede erteilte, gebe ich nur den Schluß, weil ich hier in meinen Konklusionen schon viel weiter ging, als in den beiden oben erwähnten Artikeln.

„Wenn," sagte ich, „diese bürgerlichen Klassen, und zwar nicht bloß Gevatter Schneider und Handschuhmacher, sondern auch die bis jetzt führenden Schichten, den Freisinn und den freien Gedanken tatsächlich aufgeben, so wird der freie Gedanke eine andere Vertretung finden. Er wird sie finden im vierten Stand und dieser muß dann notwendigerweise eine politische Bedeutung erlangen, welche die bürgerlichen Klassen an die Wand drücken wird. Er muß diese Bedeutung schon aus dem einfachen Grunde erreichen, weil alle unzufriedenen Elemente nur ihm sich

werden anschließen können. Wenn die deutsche Partei den politisch und sozial groben Fehler begeht, von der Freiheit abzufallen, so mag sie es tun. Wir Juden aber können ihr in diese Richtung der Gesinnungslosigkeit nicht folgen. Trennt sich die deutsche Partei vom Freisinn, so werden wir Juden uns von ihr trennen, und uns mit jenen politischen Elementen zusammenfinden, welche in gleicher Weise wie wir Juden um ihr Recht kämpfen müssen."

Die Rede und namentlich dieser Schluß wurden Tagesgespräch.

Schüttelten auch die Höchstbesteuerten unter den Juden und einige bedächtige alte Herren die Köpfe: die öffentliche Meinung in der jüdischen Bevölkerung gab mir recht.

Diese Zustimmung mußte für die Ausführung des Programms um so wichtiger sein, als wir unmittelbar vor den allgemeinen Landtagswahlen des Jahres 1896 standen und mit ihnen der Zeitpunkt gekommen schien, in Wien die Bildung einer neuen, aufrichtig liberalen Partei durch die Kathedersozialisten zu versuchen. Ihre Partei sollte vorerst in den niederösterreichischen Landtag einziehen und wenn dies gelungen, auch im Abgeordnetenhaus Platz finden, um dort nach dem im Memorandum aufgestellten Plane den Kern einer neuen liberalen, uns Juden günstigeren Parteigruppe zu schaffen.

Ich hatte nun einige Unterredungen mit dem damaligen Obmanne der Kathedersozialisten und stellte ihm die Unterstützung der jüdischen Wählerschaft in Wien für seine Partei in Aussicht, wenn sie bei diesen Landtagswahlen den Kampf gegen beide Fronten, gegen die Altliberalen und gegen die Antisemiten, wagen wollte. Bei dieser Besprechung zeigte sich tatsächlich jene von mir schon vorausgesehene Unklarheit im Gedankengange dieser Partei; diese Unklarheit floß aus ihrem Verhältnis zur christlichsozialen Partei. Dieser lag ein allerdings von ihr selbst unverstandenes und sichtlich nicht beachtetes richtiges soziales Körnchen zugrunde; sie war ja durchaus eine Mittelstandspartei. Das zog diese doktrinären Kathedersozialisten sehr an und ließ

sie übersehen, daß die antisemitische Partei gar nicht die Pflege dieses Körnchens, sondern einzig die ökonomische Vernichtung der Juden zur wirklichen Absicht hatte.

Wir gelangten dennoch zu einer Verständigung; die Absicht der Herren war ja durchaus ehrlich, sie hofften wirklich, den Kern zu einer neuen Partei zu schaffen und erklärten sich bereit, in die Wahlschlacht, die sich für den Herbst 1896 vorbereitete, einzutreten.

Ich bringe keine von dem halb Dutzend Reden, die ich „mit warmem Herzen und kühlem Kopfe", sagte mir einer meiner Zuhörer, gehalten habe und in welchen ich mich bemühte, die jüdischen Wähler des ersten Bezirkes bei der bevorstehenden Landtagswahl für die Abwendung von der deutschliberalen Partei und zum Anschluß an die Sozialpolitiker zu bestimmen. Den Hauptinhalt derselben bildet die Zerstreuung der Bedenken, welche der sozialpolitische Gedanke überhaupt und speziell das Zusammengehen mit einer sozialpolitischen Partei damals noch unter den Juden erregte. Alles, was ich damals gesagt habe, was ich noch hätte sagen können, ist ja durch die Geschichte unserer Tage überholt worden. Kurz, es gelang mir die Wähler zu überzeugen und in wiederholten Versammlungen wurde der einstimmige Beschluß gefaßt, im Wahlkampfe sich für die Partei der Sozialpolitiker zu entscheiden, d. h. für die von ihnen aufgestellte Liste zu stimmen.

In dieser Liste hatte neben Philippovich, Emil v. Neumann, Professor Max Gruber, Otto v. Wittelshöfer und Julius Ofner, von den früheren Abgeordneten nur Ferdinand Kronawetter Aufnahme gefunden.

Inzwischen, d. h. zwischen Beschluß und Wahltag hatte sich in der jüdischen Wählerschaft aus einem mehr ehrenwerten als klugen Gefühl der Dankbarkeit eine Stimmung für zwei der bisherigen Abgeordneten, Roske und Wrabetz, welche, wenn auch nur nach ihrer Weise und ihrem Können ihre Pflicht getan hatten, eingestellt. Man verlangte ihre Aufnahme in die Liste.

Der Bekämpfung dieses Verlangens nach einem Kompromisse

galt in der Versammlung vom 16. Oktober 1896 eine spezielle Rede.

„Jedes Kompromiß mit der bisherigen altliberalen Partei" sagte ich, „wäre eine Kompromittierung und derselbe Fehler, wie wenn man sein Giro auf ein schlechtes Akzept setzt; der Akzeptant wird durch dasselbe nicht stärker, aber der gute Girant schlechter". Die Juden fanden meine Argumentationen ausnahmslos richtig und logisch, aber die Empfindung war stärker als die Logik und bei der Wahl schrieben sie statt Wittelshöfer und Neumann — Noske und Wrabetz.

Die jüdischen Wähler hatten sich also nicht vom politischen Kalkül, sondern vom Gefühle der Dankbarkeit leiten lassen; dieses Moment kommt schon überhaupt im Leben selten genug, aber in der Politik fast nie zur Geltung.

War dieses Vorgehen der Juden vielleicht ein ganz vereinzelter Fall in ihrer politischen Geschichte, nur durch die Tugend gerade der Juden am Kai hervorgerufen? Nein! Denn was sich zu gleicher Zeit in Mähren vollzog, zeigte, daß die Juden, diese Kulturdeutschen eine politische Dankbarkeit besitzen, von welcher die Stammesdeutschen in Österreich den Juden gegenüber gerade das Gegenteil bewiesen haben und beweisen.

In den Jahren 1895—1896 war die fatale Situation, in der sich die mährischen Juden zwischen Deutschen und Tschechen befanden, immer deutlicher geworden. Sichtlich war die deutsche Partei Mährens, trotzdem sie dieses Land politisch nur noch durch die Treue der Juden besaß, mit Ausnahme Brünns ins antisemitische Lager hinübergeschwenkt.

Die Entrüstung hierüber führte im Herbste 1896 auf dem Delegiertentag des jüdisch-mährischen Landesmassenfonds zu einer Beratung und zu einer erregten Diskussion.

Dieser Fonds hatte eine eigentümliche Herkunft. Die Kaiserin Maria Theresia war schon entschlossen gewesen, die Juden aus Böhmen und Mähren zu vertreiben, aber, wenn auch mit großer Mühe, von der böhmisch-mährischen Hofkanzlei und

durch die Gubernien davon abgebracht worden; doch hatte sie dafür den Juden in Böhmen und Mähren eine starke Kontribution auferlegt. Später wurde die aufgebrachte Summe zu je einem böhmischen und mährischen Fonds konstituiert, aus dem verschiedene Zwecke der Kultusgemeinden befriedigt werden sollten.

Die Delegierten der Gemeinden bestimmten die Verwendung und traten zu diesem Zwecke einmal im Jahre in Prag beziehungsweise Brünn zusammen. An diesem Tage waren die Gemeinden durch ihre Vertreter auf einem Punkte beisammen. Die Diskussion endete mit folgendem einstimmigen Beschluß:

„Von sämtlichen jüdischen Gemeinden innerhalb der sieben mährischen Wahlbezirke, um deren Gewinnung der Hauptkampf zwischen Deutschen und Tschechen tobte, sollte eine identische Drohnote an die deutsch-mährischen Abgeordneten gerichtet werden, in welcher von ihnen und zwar in sehr entschiedener Weise eine andere Haltung gegenüber dem Antisemitismus verlangt wurde. Sollte dieser Appell an das Gewissen dieser Herren keinen Erfolg haben, sie für diese Umkehr keine Garantien geben, so soll in den betreffenden sieben Wahlbezirken die Wahlenthaltung der Juden bei den Landtagswahlen proklamiert und ausnahmslos durchgeführt werden."

Diese identische Note ging auch tatsächlich ab; Erfolg hatte sie, wie vorauszusehen war, keinen, zur Wahlenthaltung kam es nicht. Bald darauf starb nämlich der bisherige Abgeordnete von Olmütz, Weber, und schon bei dieser ersten Probe zeigte es sich, daß die jüdischen Wähler die deutsche Partei nicht verlassen wollten. Die deutschliberale Parteileitung hatte den Bürgermeister von Olmütz — Engel — kandidiert und die jüdische Wählerschaft entschied zwischen Deutschen und Tschechen für ihn.

Die tschechischen Parteiführer, welche gehofft hatten, daß die Olmützer Juden unter dem Drucke des vom Delegiertentage gefaßten Beschlusses sich neutral verhalten würden, gaben die Hoffnung auf eine veränderte Haltung der Juden Mährens auf und ließen von dem Momente an nicht nur dem Antisemitismus freien Einzug in die tschechische Bevölkerung, sondern sie griffen

selbst nach diesem erprobten agitatorischen Werkzeug. In deutlicher Weise wurde diese Antwort auf die Ablehnung der Neutralität von seiten der jüdischen Wähler in Mähren durch eine antisemitische Rede Eduard Gregrs im Reichsrate gegeben.

Was sich nun in Mähren auch noch später vollzog, illustriert diesen merkwürdigen Zug der Juden in der Politik dem Gefühle zu folgen, derselben Menschen, welche im praktischen Leben ihre realen Interessen so genau abzuwägen verstehen, in einer Schärfe, von welcher die politische Geschichte wenige Beispiele aufweist.

Es hatte der Führer der deutschliberalen Partei im mährischen Landtage, Promber, mit den antisemitischen Landtagskandidaten ein Wahlbündnis geschlossen, welches ihnen die Stimmen der liberalen deutschen Wähler zuführte und ihnen nichtsdestoweniger offiziell und ausdrücklich gestattete, im Landtage antisemitische Anträge zu stellen, überhaupt ihren antisemitischen Bestrebungen nicht die geringste Beschränkung auferlegte.

Natürlich erregte diese ihre Preisgebung an die Antisemiten ungeheure Erregung unter den Juden Mährens und es fehlte durchaus nicht unter ihnen an Versuchen noch an Drohungen von seiten der Tschechen, die jüdischen Wähler zur Wahlenthaltung zu bewegen. Die einen wie die anderen waren vergeblich. Bei den Wahlen stimmten letztere fast ausnahmslos für die von der deutschen Parteileitung aufgestellte Liste.

Es war eben durchaus gegen ihre Empfindung, die Tschechen, einerlei, ob durch ihre Stimmen oder durch Wahlenthaltung, gegen die Deutschen zu unterstützen. Mit einer fast rührenden Treue, gegen welche die politische Rechnung nicht aufkommen konnte, hielten diese jüdischen Provinzler Mährens fest zur deutschen Partei, die ihre staatsbürgerlichen Rechte konfiszieren, ihre wirtschaftliche Existenz vernichten wollte.

Vor diesem Zwiespalt standen die jüdischen Wähler Mährens nun auch vor den Reichsratswahlen.

Im Verlaufe des nächstfolgenden Dezenniums befreite sie das Eintreten der sozialdemokratischen Partei von diesem Zwange

bei den Wahlen in den Reichsrat. Nun konnten sie für eine Partei stimmen, ohne ihr Gewissen mit der Unterstützung der Tschechen gegen die Deutschen zu belasten.

Der Gewissenskampf bei den Wahlen zum Landtag fand, wie wir erzählen werden, sein Ende durch die neue Landtagswahlordnung — allerdings nicht zum Vorteil der Juden.

Die politische Folge der von den Juden Mährens den Deutschen gehaltenen Treue, war die Aufnahme des Antisemitismus in das Programm der Tschechen und für die Judenschaft Mährens gewiß von schlimmster Art. Aber sie konnte keine Enttäuschung genannt werden, sie war ihnen vorausgesagt worden.

Von einer wirklichen Enttäuschung jedoch konnten die jüdischen Wähler in Wien sprechen, welche die Sozialpolitiker in den niederösterreichischen Landtag gewählt hatten. Die Leute waren brav, aber keine praktischen Politiker; sie kannten weder die Psychologie der Massen, noch hatten sie überhaupt Menschenkenntnis. Sie glaubten durch die Aufrichtigkeit in ihren sozialpolitischen Bestrebungen Menschen gewinnen zu können, die an ganz andere Dinge dachten, denen es um Geschäfte, um Anlehen, Gas, Tramway, Bauten und Überschreitungen zu tun war und von denen sie verspottet und ausgelacht wurden. Zwiespältig in ihren Herzen und schwankend nach außen hatten sie keine Haltung und gelangten zu keiner Stellung. Sie verschwinden darum auch bald aus der Schlachtlinie.

Das Experiment war also tatsächlich mißlungen und damit kam auch jene Konklusion zur politischen Geltung, welche ich schon im Memorandum für diese Eventualität ausgesprochen hatte. Und sie war uns jetzt von einer anderen Seite her direkt an den Leib gerückt. Badeni war gekommen und unter ihm fanden 1897 die Reichsratswahlen in der V. Kurie mit dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht statt. In Wien wählte die Majorität dieser Kurie antisemitisch. In der städtischen Kurie wählten nur der I. und II. Bezirk freisinnig: Kopp, Kronawetter, Kareis, Wrabetz, Noske. —

Nichtsdestoweniger zeigten die Wahlen in dieser V. Kurie

schon ein anderes Bild. Um in ihr die Hälfte sämtlicher Stimmen zu erreichen, haben den Liberalen und Sozialdemokraten zusammen nicht mehr als 17000 Stimmen gefehlt, ein Minus, welches bei einer Viertelmillion wohl für die Zukunft hoffen ließ; wenn nicht mehr als einige Prozent gefehlt haben, um die Antisemiten in die Minorität zu bringen, so war der von mir aufgestellte Kalkul, den Antisemitismus durch die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes zu besiegen, bestätigt.

Dadurch war für die Juden die Eventualität, Wahlenthaltung üben zu müssen, wieder weiter in die Ferne gerückt. Diese Tatsache war sicherlich ein starker politischer Gewinn, noch bedeutungsvoller durch die Ursache, die ihn gebracht hatte: der Fortschritt nach links in der V. Kurie; denn daß die Aufhebung der vier ersten Kurien und die Wahl des ganzen Abgeordnetenhauses durch das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht nur eine Frage der Zeit sei, war damals schon die allgemeine Empfindung, welche in der Regel nur den Ereignissen voraneilt.

Vorläufig aber war das politische Bild trüb und wurde durch den Sturz Badenis für die Juden noch trüber. Badeni war als Pole von Haus aus kein Antisemit; im Gegenteile, bis zu einem gewissen Grad eher ein Freund der Juden, und ferner als Pole gewohnt, Kompromisse einzugehn; man konnte mit ihm reden.

Sein Nachfolger Gautsch (28. November 1897) war zwar im Grunde, soweit es eben ein strebender Beamter sein konnte, liberal; den Juden war er nichts weniger als feindlich gesinnt und er suchte Gerechtigkeit zu üben. Das zeigte sich sofort, als im Dezember 1897 die Jungtschechen — in noch andauerndem Groll gegen die Juden, die sich in Mähren nicht zur Wahlenthaltung hatten bestimmen lassen — in Prag ganz abscheuliche Exzesse und Plünderungen verübten. Er schritt ein, energisch, wenn auch mit Maß. Unsere Vorstellungen in den verschiedensten Angelegenheiten hatten Erfolg, „soweit er konnte". Häufig genug nämlich stieß seine Gerechtigkeit auf eine Schranke; die stetig fort-

schreitende Verschlechterung in der Situation der Juden lag in einer Ursache, gegen die überhaupt kein Minister hätte aufkommen können; sie bestand in der steten Sorge um die Durchsetzung der Staatsnotwendigkeiten im Parlamente, für welche den Ministern die christlichsoziale Partei als die stärkste im Hause unentbehrlich war; eine Sachlage, welcher die aufeinanderfolgenden Ministerien noch in ganz anderen Dingen als in der „Judenfrage" sich anbequemen mußten. Hier aber wurde die Abhängigkeit der Minister von der christlichsozialen Partei geradezu ein Verhängnis.

Und wenn ich weiterhin von Erfolgen sprechen sollte, die wir bei diesem oder jenem Ministerpräsidenten — wie sie im Laufe der Jahre der eine dem anderen die Türe in die Hand gegeben — für unser Recht erreicht haben, so bitte ich den Leser, immer diese Begrenzung unseres Wirkens vorauszusetzen und als bestehend anzunehmen.

Auch die wohlwollendsten unter ihnen konnten es nicht wagen, für die volle Gleichberechtigung der Juden sich tatsächlich einzusetzen, wenn ihre Anwendung nur irgendwie mit der Politik zusammenhing.

Im Sommer 1898 ist Gautsch zu unserem Bedauern gegangen — Thun gekommen.

Jener, ein freundlicher und höflicher Beamter, dieser ein wie aus dem Groben gehauener Landedelmann von wenig distinguierten Manieren. Die Audienzen, welche wir wiederholt bei ihm hatten, waren nicht angenehm. Es kam vor, daß ich meinem Begleiter, dem Dr. Meitner, der ohne Stock weder stehen noch gehen konnte, selbst einen Fauteuil hinschieben mußte, weil der Herr Graf nicht die Höflichkeit hatte, ihn zum Sitzen einzuladen. Immerhin tat er zuletzt doch seine Pflicht. Es traten nämlich in Ostgalizien Ereignisse ein, die unsere Tätigkeit in sehr ausgedehnter Weise und in erhöhtem Maße in Anspruch nahmen. Dort hatten sich Bauern und kleine Leute zu einem allgemeinen Plünderungszuge gegen die Juden erhoben, es liefen geradezu Schlachtberichte ein.

Das proklamierte Standrecht in den am ärgsten mitgenommenen Gemeinden, die Verfügung des Ausnahmszustandes

schafften Ruhe, doch konnten wir in der „Union" uns mit diesem momentanen Ergebnisse keineswegs beruhigen, es schien denn doch notwendig, auf die Ursachen zurückzugehen.

Wir beriefen eine Enquete zur Untersuchung der Verhältnisse unter den galizischen Juden ein. Sie begann am 28. September 1898. Teilgenommen haben daran 45 Experten, von denen ich nur die christlichen, aus Galizien stammenden Herren Namentlich anführe: Czech v. Lindenwald-Biala, Ignaz Daszinsky-Krakau, Dr. Witold R. v. Lewicki-Lemberg, Jan Kozakiewicz-Lemberg, Professor Ritter v. Milewski-Krakau, Dr. Rutowski-Lemberg, Dr. Winkowsky, Professor Dr. Pilat-Lemberg.

Aus den Depositionen dieser Experten erschien als das wichtigste Resultat die übereinstimmende Meinung, daß die Hauptvorwürfe, welche man, ob mit Recht oder Unrecht, den galizischen Juden machte und macht, in ihrer entsetzlichen Erwerbslosigkeit ihre Quelle haben.

Wichtig war ferner die Konstatierung, daß dieser Mangel an Erwerb und demgemäß das Elend der galizischen Juden gerade in den letzten Dezennien ungeheuer angewachsen war und noch fortwährend wuchs.

Weder dieser Sachverhalt, noch seine Ursache waren mir neu. Ich wußte, daß in Galizien Groß- und Kleinjuden vielfach vom Geldverleihen gelebt hatten, und daß dieser Erwerb durch die Schaffung nationaler Geldinstitute, durch Filialen Wiener Banken und durch die Entstehung überaus zahlreicher Kreditgenossenschaften sehr eingeschränkt worden war. Nun konnte wohl kein Vernünftiger diese Veränderung anders als mit Genugtuung begrüßen.

Weitaus wichtiger war aber eine zweite Tatsache:

Seit Kasimir der Große, um den in Polen fehlenden Bürgerstand zu ersetzen, namentlich aber um einen Handel zu schaffen, die damals wohlhabenden deutschen Juden ins Land gerufen, waren sie ganz ausschließlich die Händler in Polen gewesen. Nun vollzog sich seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Galizien genau derselbe Prozeß, der ein halbes Jahr-

tausend vorher in Deutschland selbst zu den Judenverfolgungen, zu ihrer Austreibung aus den Städten usw. geführt hat und welche ich in meiner schon erwähnten Studie „Die Juden als Handelsvolk in der Geschichte" geschildert habe. Im Verlaufe der letzten Dezennien ist zwischen Bauern und Edelleuten ein Bürgerstand entstanden, der den Juden den Handel aus der Hand nimmt. Allüberall tauchen christliche Handelsleute auf und wenn sich solche nicht einfinden, werden Konsumgenossenschaften durch die sogenannte Kolka Rolnice gegründet.

Diese Veränderung unter der christlichen Bevölkerung mußte gegen die Juden um so schärfer und stärker wirken, als sie von allen Landesbehörden, von allen maßgebenden Korporationen auf das entschiedenste unterstützt und gefördert wurde.

Kurz, der Weg, der beschritten werden mußte, war klar: den Juden mußte Arbeit und Erwerb geschaffen werden! Das Problem war anscheinend übergroß, ich suchte es mir ziffernmäßig festzustellen. Ich sagte mir: die 800 000 jüdischen Seelen bilden 10% der Bevölkerung. Die Hälfte ungefähr, 400 000, sind weiblichen Geschlechtes und fallen nur zum verhältnismäßig kleinen Teile in Rechnung. Ist den Familienhäuptern geholfen, so ist die ganze Familie dem Elend entzogen. Rechnet man von den 400 000 männlichen Individuen die Kinder bis zu 14 Jahren, die Greise von 60 Jahren aufwärts, die Kranken und Arbeitsunfähigen ab, so verbleiben ca. 200 000. Alle diese 200 000 Menschen müssen heute Händler sein, das verträgt natürlich ein so unentwickeltes Land wie Galizien nicht. Nehmen wir an, daß 50—100 000 im legitimen Handel ihren Erwerb finden können, so reduziert sich im schlimmsten Falle die Aufgabe darauf, 150 000 heute Erwerbslosen durch gewerbliche und industrielle Arbeit Erwerb zu schaffen. Warum sollte das unmöglich sein?

Ich ging sofort ans Werk.

Es schwebte mir vor allem der Gedanke vor, die zahlreichen jüdischen Industriellen und Unternehmer in Westösterreich auf die unbeschreiblich elenden Verhältnisse der galizischen

Juden und auf die billigen Arbeitslöhne, zu denen sie zu arbeiten bereit waren, aufmerksam zu machen und sie zu veranlassen, dort arbeiten zu lassen. Natürlich mußten Mittel bereit sein, um durch Subventionen, durch Beistellung von Kapital bei Errichtung von Fabriken usw. dazu anzulocken. Diese Mittel waren nur von einer Seite überhaupt zu erreichen, von der „Jka" der von Baron Hirsch gegründeten „Jewish colonial association".

Für die Durchführung dieser Ideen war in der „Union" selbst eine günstige Veränderung eingetreten.

Wenige Monate vorher war der Präsident, Universitätsdozent Dr. Josef Grünfeld zurückgetreten und Wilhelm Anninger, ein Mann von den vorzüglichsten Eigenschaften an seine Stelle getreten; er war Kaufmann von großen Erfolgen, kein eigentlicher Politiker, aber ein heller kluger Kopf, der mit seinem guten Blick immer das Richtige zu treffen verstand. Er war auch in der Politik trefflicher Geschäftsmann. In der nun von mir vorgeschlagenen Idee einer Industrialisierung der galizischen Juden flossen Geschäft und Politik ineinander und es war daher nur natürlich, daß er ihr sofort seine volle Sympathie zuwandte. Wir schickten unsern Sekretär mit einem ausführlichen Memorandum nach Paris.

Bei den maßgebenden Herren der „Jka" fand es die vollste Würdigung. Sie hatten von Wien, speziell von der jüdischen Hautefinance, keine gute Meinung und erklärten ihre große Genugtuung darüber, daß gerade aus dem jüdischen Mittelstand eine solch gesunde Idee sich an das Tageslicht dränge.

Sie erklärten sich sofort zur Mitwirkung bereit, wenn es gelingen sollte, die Idee in die Tat umzusetzen und wenn das in den Statuten liegende Hindernis zu überwinden möglich sein sollte. Die Institution war nämlich von Hirsch ausschließlich für die Expatriierung und Kolonisierung der Juden in überseeischen Gebieten gedacht und errichtet worden.

Ich reiste nach Frankfurt und konferierte daselbst mit dem deutschen Mitglied des Verwaltungsrates, dem seither verstorbenen

Dr. Plotke. Wir gelangten dazu, eine Statutenänderung für möglich zu halten und es gelang auch tatsächlich, sie im englischen Parlamente als der einzig hierzu berufenen Kompetenz (die Jka ist nämlich eine englische Institution) durchzusetzen.

Mit dieser Statutenänderung war nun die Möglichkeit geschaffen, diese große Kapitalskraft finanziell heranzuziehen. Die Sache selbst mußte von uns geschaffen werden. Mir als Konfektionär lag es sehr nahe, diesen Zweig der Industrie, der sich in Proßnitz so glänzend entwickelt hatte, nach Galizien zu verpflanzen. Hatten doch erst die aus Galizien, Rußland und Rumänien nach England ausgewanderten Juden im East-End Londons diese Industrie für den englischen Export geschaffen.

Anninger und ich machten uns also sozusagen auf den Weg und versuchten unter den Wiener Engrossisten unser Glück.

Es gelang uns auch anscheinend, einen derselben für die Sache zu gewinnen. In Tarnow war eine sehr primitive, geringfügige Konfektion schon vorhanden, die ein sehr geringwertiges, außerhalb Galiziens ganz unverkäufliches Produkt erzeugte. Der Konfektionär sollte und wollte diese vorhandenen Anfänge für den Bedarf der Wiener Engroskonfektionäre umgestalten, ausweiten. Er verlangte hierfür eine Subvention von K 80 000. Der Wiener Vertreter der „Jka" hatte sich uns angeschlossen und wollte bei seinem Verwaltungsrate die Beistellung dieser Summe durchsetzen. Wir gelangten nach längerer Unterhandlung zur Fertigstellung eines Vertrages. Als wir zu seiner Unterzeichnung zusammentraten, verlangte mein edler Berufskollege plötzlich und ohne jede weitere Motivierung, als „daß die ‚Jka' Geld genug hätte", die Erhöhung der Summe auf K 200 000.

Damit war dieser erste Versuch gescheitert.

Das Verhalten dieses Mannes hatte mich dermaßen verstimmt, daß ich nahe daran war, die ganze Idee aufzugeben, als sie von einer anderen Seite her eine unerwartete Unterstützung fand. Die Wiener Zweigloge der B'nai Brith, einer jüdischen Freimaurervereinigung, die sich von Amerika aus über die ganze

Welt ausgebreitet, beschloß einen Verein, den jetzt bestehenden „Hilfsverein für die notleidende jüdische Bevölkerung Galiziens" zu gründen, dem beizutreten ihre sämtlichen Mitglieder in Österreich verpflichtet wurden. Die Loge forderte mich nun auf, die Leitung des Vereins zu übernehmen und die Aufgabe mit seinen Kräften durchzuführen. Das Statut des Vereins umfaßte ein viel zu großes, weil nach allen Seiten ausgreifendes Ziel. Ich blieb im stillen bei meinem einzigen Programmpunkte: der Schaffung einer galizischen Industrie unter den Juden; überzeugt, daß Juden, wenn sie zu Verdienst kommen, schon selbst für ihre kulturelle Hebung sorgen würden. Nur änderte ich die Ausführung meines Programms. Mit der Errichtung von Fabriken machte ich die Erfahrung, ging es vorläufig nicht; man mußte tiefer anfangen. Wir hatten nämlich in der „Union" wiederholt ausführliche Memoranden und Zirkulare an sämtliche jüdische Fabrikanten Österreichs versendet, in welchen wir sie auf Galizien aufmerksam machten. In Erwiderung dieser Zirkulare erhielten wir nur eine einzige Antwort, die in einer Geschäftskarte eines Wiener Engrossisten von Holz- und Spielereiwaren bestand. Wir versuchten dann mündliche Unterhandlungen mit einzelnen Industriellen verschiedener Branchen, ohne jedoch ein besseres Resultat zu erzielen. Man mußte also zuerst die Hausindustrie, die Heimarbeit, wie sie in Böhmen und Mähren große Massen der Bauernbevölkerung ernährt, einführen, die Juden erst zu einer arbeitenden Bevölkerung umbilden und auf diese Weise für den fabrikmäßigen Betrieb eine arbeitsgewohnte Bevölkerung schaffen.

Ich finde es praktisch, den chronologischen Ereignissen vorzugreifen und schon hier im Zusammenhange die bisherigen Schicksale des „galizischen Hilfsvereins" zu skizzieren.

Die erste Arbeit, die es einzuführen gelang, war die der Haarnetze. Sie bilden einen ganz merkwürdigen Exportartikel in einer Höhe von 7—8 Millionen Kronen, zumeist über London nach Amerika. Wir hatten mit der Schaffung dieser Erzeugung ein wechselvolles Geschick, über welches die Rechenschaftsberichte

des „Hilfsvereins" detaillierte Auskunft geben und darum von mir nur kurz berichtet werden soll.

Es war uns gelungen, zur Einführung die Firma heranzuziehen, in deren Hand die größere Hälfte des Exports gelegen war; heute, nach zehnjähriger Arbeit — nachdem die betreffende Firma durch den Tod ihres Chefs veranlaßt worden, ihren Betrieb einzuschränken und Galizien aufzugeben — zeigt es sich, daß diese Industrie dort Boden gefaßt und auf eigenen Füßen stehen kann. Aus den früheren Faktoren der Firma sind selbständige, wenn auch kleinere Unternehmer geworden, welche zum Teil nach Wien liefern, zum Teil nach London exportieren. Und es ist weiter interessant, daß sich jetzt auch christliche Bäuerinnen bis zu 40 % der Gesamtzahl an dieser Arbeit beteiligen; selbstverständlich treten wir dieser Industrialisierung auch der christlichen Bevölkerung in keiner Weise entgegen; wir werden uns seinerzeit auf diese von uns geschaffene Tatsache gerne berufen.

Der nächste Arbeitszweig, den wir dort begründeten, war die Erzeugung von Spitzen. Bisher waren diese im Erz- und Riesengebirge und im Küstenlande erzeugt worden. Wir hatten zuerst einen kleinen deutschen Unternehmer gefunden, welcher, durch unsere Subvention angelockt, die Spitzenklöppelei in Kolomea begann; er bewährte sich aber gar nicht und ließ die Sache bald stehen. Die galizischen Mädchen hatten sich aber sehr geschickt gezeigt und wir richteten zur Fortsetzung unsere Aufmerksamkeit auf den in Wien bestehenden staatlichen k. k. Zentral-Spitzenkurs. Dieser ist vom Staate nur als eine Schule gegründet worden, welche die Spitzenarbeit durch die von ihr ausgebildeten Lehrerinnen auf ein höheres Niveau bringen und die Arbeiterinnen selbst von den Zwischenfaktoren an Ort und Stelle unabhängig machen sollte; speziell zu letzterem Zwecke hatte dieser „Zentral-Spitzenkurs" seine Schule zu einem großen Handlungsgeschäfte erweitert; heute läßt er die erzeugte Ware von seinen Lehrerinnen einsammeln, nach Wien abgehen und verkauft sie hier im regulären Kommerzweg an inländische Engrossisten wie an die Exporteure.

Über unsere Intervention übernahm er die in Kolomea erzeugte Arbeit, und da sie befriedigte, stellten wir ihm den Antrag, die galizischen Jüdinnen überhaupt in seinen Kreis einzubeziehen.

Wir erboten uns, die Lehrerinnen zu bezahlen, überhaupt sämtliche Kosten der Einführung zu tragen und auch vorläufig die speziell zum Betriebe dieses galizischen Geschäftes nötigen Mittel selbst beizustellen. Die Direktion akzeptierte gerne diesen Vorschlag, denn sie erweiterte auf diese Weise ihr Arbeitsgebiet auf fremde Kosten und mit fremden Mitteln. Wir müssen der Direktion alle Anerkennung für Haltung und Leistung zollen. Anderseits bewähren sich unsere Galizianerinnen vorzüglich, sie sind geschickt und eifrig und lieferten bald eine vorzügliche Ware. Die Erzeugung, welche wir fast ausschließlich in die Kleinstädte verlegt hatten, nahm namentlich in Irishspitzen einen raschen Aufschwung. Nach einem Jahre betrug sie ungefähr K 120 000 bis 130 000. Wohl ging nach zwei Jahren der Absatz, da sich die Mode änderte, etwas zurück, was uns Veranlassung gab, von nun an ein größeres Gewicht auf die von der Mode unabhängige Klöppelspitze zu legen. Seither hat sich auch die Irishspitze wiederum erholt, Absatz und Erzeugung bewegen sich in normalem Geleise.

In weiterer Folge haben wir eine andere verwandte Industrie, die Herstellung von Stickerei-Arbeiten und zwar auf etwas verändertem Wege eingeführt. Auf eigene Rechnung und Gefahr hatten wir auf einigen Plätzen Stickereischulen errichtet. Als die darin erzeugte Ware auf ein durchaus befriedigendes Niveau gelangt war, wurden sie vom k. k. Zentral-Spitzenkurs als seine Arbeitsstätten aufgenommen, denen er Aufträge erteilte und denen er die erzeugte Ware abnahm.

Dann griffen wir auf jene Idee zurück, die ich, wie oben erwähnt, schon in der „Union" versucht hatte. Die Tarnower Kleinkonfektionäre hatten neben dem Schund, den sie selbst erzeugten, auch einen ziemlichen Bedarf in besserer Ware, den sie in Proßnitz durch die dortigen Lohnkonfektionäre herstellen ließen.

Ich suchte mir nun von diesen Konfektionären den jüngsten, intelligentesten und europäischesten aus und wir etablierten ihm eine Lohnkonfektion zur Herstellung dieses Tarnower Bedarfes von Proßnitzer Ware. Wir gingen aber hierbei von der, in der Konfektion bisher üblichen Art der Heimarbeit ab und errichteten eine „Fabrik" mit vollständig industriellem Betriebe; 100 Arbeiter mit weitest getriebener Arbeitsteilung, alle notwendigen Spezial-Nähmaschinen, Bügelapparate usw., die durch einen Dampfmotor betrieben wurden. Wir subventionierten ihn durch drei Jahre mit 20%, 15% und 10% des von ihm ausgezahlten Lohnbetrages, was mehr als genügte, um ihn vortrefflich in den Sattel zu heben. Er hat den Tarnowern Proßnitz ganz entbehrlich gemacht, ist stets vollauf beschäftigt, zahlt die ganze Installation von K 25000 in jährlichen Raten ab und ist dabei in der Lage, noch jährlich einen für Tarnower Verhältnisse ganz anständigen Betrag zurückzulegen, so daß er jüngst imstande war, das Gebäude, in das wir ihn eingemietet hatten, anzukaufen. Das Experiment ist gelungen und als Abweichung von der viel verpönten Heimarbeit besonders interessant.

Ich denke immer daran, daß es in noch größerem Maße wiederholt werden sollte, so daß einer meiner Nachfolger zu dem Ziele, daß mir vorschwebt, der Schaffung eines, wenn auch kleineren „galizischen Proßnitz" gelangen kann.

Was wir bisher auf diesem Wege für die Industrialisierung der galizischen Juden erreicht haben, konstatiert vor allem, daß er prinzipiell der richtige ist.

Resumiere ich die Tätigkeit dieses galizischen Vereines, so konstatiere ich ohne weiteres, daß — soviel Gutes auch schon geschaffen wurde — die tatsächlichen Erfolge hinter den großen Erwartungen zurückblieben, mit denen ich die Sache seinerzeit intendiert hatte. Immerhin muß aber schon das eine Resultat befriedigen! Unser Weg muß zu einem Ziele führen, wenn er durch Jahrzehnte energisch und konsequent weiter verfolgt wird. Allerdings setzt das voraus, daß sich immer ein geeigneter Mann finde, welcher als initiativer Leiter seine ganze Tätigkeit dieser

Sache widmet. Und einen solchen zu finden, hat allerdings seine große Schwierigkeit. Es muß nicht nur der fähige Mann gefunden werden, sondern dieser letztere muß auch Herr seiner Zeit und seiner Person sein, um sich einer solchen Aufgabe widmen zu können. Darum hatte ich schon bei der Konstituierung des Vereines in Rücksicht auf mein Alter die Präsidentenstelle abgelehnt und einen Jüngeren zu wählen, vorgeschlagen. Man hatte uns mehrseitig auf Herrn Maximilian Paul-Schiff aufmerksam gemacht. Wir wählten ihn auch zum Präsidenten. Ich komme auf diesen nicht uninteressanten Mann später noch zu sprechen. Vorläufig habe ich nur zu berichten, daß er nach zwei Jahren zu meinem und der anderen Vorstandsmitglieder lebhaften Bedauern, im September 1903 aus unserer Mitte geschieden ist. Nachdem wir durch zwei Jahre vergebens einen geeigneten und zugleich willigen Mann für das Präsidium gesucht hatten, nahm ich notgedrungen zu „der Bürde auch die Würde". Erstere zu tragen, wurde mir wesentlich dadurch erleichtert, daß wir für die technische Ausführung einen vorzüglichen Sekretär gewonnen hatten, den ehemaligen Magistratssekretär Dr. Wilhelm Löwy, welcher trotz seiner ausgezeichneten und anerkannten Leistungen im statistischen Departement der Wiener Gemeinde unter dem antisemitischen Regime zugleich mit allen anderen, nicht weniger verdienstvollen jüdischen Beamten pensioniert worden war.

Ich will nun wieder die Geschichte der „Union" aufnehmen. Ich bin bis zu Thun gelangt. Sein Ministerium war eine Art Haltestelle in der allgemeinen Politik, aber nicht für uns Juden; diese hatten auch unter ihm keine Schonzeit. Ich messe ihm daran keine Schuld bei; diese Schonzeit war für uns überhaupt nicht zu erwarten, so lange die antisemitische Bewegung noch im Aufsteigen war. Thun hat, wie erwähnt, nur durch das Standrecht in Galizien noch ärgeres, als schon geschehen, verhütet.

Die Wirkung dieser Entschiedenheit hielt nicht lange an und verbreitete sich auch nicht weit über diese Provinz hinaus.

Im Frühjahr 1899 traten in Nachod, Witkowitz und im Ostrauer Bergbezirk Ereignisse ein, die in gar keiner ursächlichen Beziehung zur Judenfrage standen, die aber dennoch in das stets und überall unter der Decke glimmende Feuer der Judenhetzen mündeten. Die Arbeiter der Textilfabriken Nachods, der Eisenwerke von Witkowitz, der Kohlengruben des Ostrauer Bezirkes traten gegen die Eigentümer in einen heftigen Streik. Allerdings sind unter diesen Fabrikanten und Werksbesitzern zum Teil auch jüdische Kapitalisten aus Wien, Prag usw. Aber die Juden in obigen Bezirken selbst, diese Klein- und Großkrämer, Hausierer und sonstigen Geschäftsleute standen sämtlich sehr entschieden auf seiten der Arbeiter, von denen sie lebten, von deren Sieg sie nur Nutzen ziehen konnten. Sie unterstützten sie auch aufs stärkste durch den Kredit, den sie ihnen während des Kampfes gegen die kapitalistischen Werksbesitzer überhaupt, demnach auch gegen die jüdischen gewährten. Das hinderte nicht, daß dieser Kampf sofort einen allgemein antisemitischen Charakter annahm, daß Exzesse gegen die Juden ausbrachen und diese geplündert wurden. Schließlich unterlagen die streikenden Arbeiter, sie erzielten keinen Erfolg und es trat wieder Ruhe ein. Sie wurde auch weiterhin nicht gestört, die damaligen Ereignisse sind bis zum heutigen Tage in jener Gegend ohne Folgen geblieben. Ich verweile nichtsdestoweniger noch einen Moment bei ihnen, weil sie im hohen Grade deutlich machen, wie sehr die Juden darunter leiden, daß sie — trotz ihrer kulturellen Assimilierung — durch Abstammung, Religion, durch die jahrtausendjährige Beschränkung auf einen Beruf, der gesamten nichtjüdischen Bevölkerung auch sozial als eine durchaus einheitliche und gleichartige Masse erscheinen. Die Christen vergessen oder vielmehr sehen gar nicht, daß die Scheidelinien des Besitzes und des Erwerbes mitten durch die Juden hindurchgehen, genau so scharf wie durch die Christen. In der Gesamtmasse der Juden unterscheiden wir den jüdischen Proletarier Galiziens, demgegenüber der christliche Arbeiter noch ein wahrer Krösus ist, zahllose kleine und Mittelleute und die eigentlichen Besitzenden bis zu den finanziellen

Spitzen hinauf. Als charakteristisches Beispiel für das hier Gesagte will ich anführen, daß der Reichsratsabgeordnete Berner durch die eben geschilderten Exzesse angeregt wurde, im Reichsrate eine wahre Hetzrede zu halten, in welche er sämtliche dortige Juden, diese Mitkämpfer der Streikenden, als Ausbeuter der Bevölkerung hinstellte.

Wenn unter den Juden selbst der Gegensatz zwischen reich und arm gefühlsmäßig nicht so grell hervortritt, wie unter den Christen, so erinnere ich an das, was ich im 1. Kapitel des I. Buches S. 47 über den Grund dieser psychologischen Verschiedenheit gesagt habe; er spricht schwerlich zu ihren Ungunsten.

Wenden wir uns wieder dem geschichtlichen Verlaufe zu.

Die Ersetzung Thuns durch die provisorischen Ministerien Clary und speziell Wittek verschlimmerten die Lage. Clary war schwach und Wittek damals zwar noch kein uniformierter Christlichsozialer, aber bereits ein sehr entschiedener Illiberaler, ein verbissener Reaktionär und Bureaukrat.

Die Juden spürten die Veränderung in allen Gliedern. Durch die neue Wiener Gemeindeordnung gab Wittek die Macht vollständig in die Hand der Wiener Christlichsozialen und in der Provinz erreichte die Bewegung gegen die Juden ihren Höhepunkt in der Ausnützung des Ritualmordmärchens durch den Polnaer Prozeß Hilsner.

Daß dieses Märchen in den unteren Schichten unserer Bevölkerung immer wieder Glauben findet, wundert mich nicht, hat ja auch der Prozeß in Konitz in Westpreußen gezeigt, daß die Dummheit in manchen Kreisen Deutschlands auch nicht kleiner ist als bei uns.

Rätselhaft bleibt nur, daß diese Beschuldigung bei uns in Österreich auch bei den besseren, will sagen gebildeteren Leuten Glauben fand.

Einer Deputation des Wiener Kultusvorstandes sagte der Justizminister Graf Schönborn: „Ich halte allerdings bei den westlichen Juden einen solchen Vorfall für unglaublich, aber Sie, meine Herren, wissen ja selbst nicht, was bei denen des Ostens mög-

lich ist." Der Wiener Oberrabbiner Güdemann wurde durch diese Worte des Ministers so erregt, daß er heftig protestierend auf den Tisch schlug und sagte: „Exzellenz, ich muß besser wissen, was bei den Juden möglich ist, als Sie, und erkläre, wenn auch nur die leiseste Möglichkeit einer solchen Verquickung unseres Ritus mit einem Verbrechen bestünde, ich als der erste aus dem Judentum austreten würde."

Über das, was sich im Prozesse Hilsner öffentlich, d. h. sowohl in der Bevölkerung wie im Gerichtssaale abspielte, enthält das tüchtige Buch des Dr. Nußbaum einen detaillierten Bericht; mir ist es dadurch erspart, über diesen Schandfleck der österreichischen Justiz zu sprechen.

Noch weniger will ich hier jene Dinge vorbringen, welche sich hinter den Kulissen abspielten; namentlich über jene Gerüchte, die über eine Beeinflussung des Prozesses von oben im Gange waren und welche durch einen unerhörten Vorgang von seiten des Mechanikers Schneider eine sehr arge Verstärkung erhielten; sie gereichen unserem Vaterlande nicht zur Ehre. Ich will hier nur anführen, daß unser Rechtsschutzbureau vom ersten Moment an die Bedeutung dieser Affäre richtig erkannt hat, und daß wir die äußersten Anstrengungen zur Aufklärung des wahren Sachverhaltes gemacht haben. Leider haben wir uns durch die Kleinlichkeit und die Bedenken eines bestimmten Kreises, welcher sich unseren Bestrebungen angeschlossen hatte, von der sofortigen Ausschreibung eines Preises von K 20 000 abhalten lassen. Als wir uns endlich selbständig dazu entschlossen, hatte Freund Anninger die Summe in wenigen Stunden aufgebracht. Natürlich konnte die Ausschreibung Jahre nach der Tat keinen Effekt mehr erzielen. Wir haben aber in der „Union" bis zum heutigen Tage unsere Anstrengungen nicht aufgegeben. Wir sind auf der Suche nach den Tätern, sind einer ganzen Reihe von Spuren, die uns nach Deutschland, in die Schweiz und selbst nach Nordamerika geführt haben, nachgegangen und haben uns außerdem ein neues Ziel gesteckt: die Wiederaufnahme des Prozesses aus rein prozessualen Gründen. In dieser Rich-

tung haben wir durch den Verteidiger Dr. Auredniceks neues Material zusammengestellt und auf Grundlage dessen von dem Generalprokurator die Wiederaufnahme des Prozesses verlangt. Bisher vergeblich! Hilsner ist nicht hingerichtet worden, wie seinerzeit Calas; sein Fall aber ist nach meiner Meinung um nichts weniger entsetzlich. Seine Verurteilung gibt dem krassesten Aberglauben eine scheinbare Berechtigung. War dieser Prozeß Hilsner schon die schlimmste Frucht der Verwilderung, welche die antisemitische Bewegung gezeitigt hatte? Nein! Er war das Produkt des Rassengefühls in den Massen. Die Bestie im Menschen ist unsterblich und „gegen die Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens."

Auch die Tatsache ist noch lange nicht die ärgste, daß wir fortwährend und unausgesetzt gegen richterliche Urteile ankämpfen mußten, welche nicht Gesetz und Recht zur ausschließlichen Richtschnur hatten. Rechtsirrtümer werden nie aufhören und wir wollen annehmen, daß in allen diesen Fällen ein Irrtum die Richter irre führte. — Unsere Monatsschrift und in derselben unsere alljährlichen Rechenschaftsberichte zeigten der Welt, daß unser Rechtsbureau durch Jahre hindurch sich als eine der traurigsten Notwendigkeiten erwies, durch welche Fälle wie jene der Verurteilung zu lebenslänglichem Kerker wegen Brandstiftung oder zum Tode wegen Mordes behoben werden mußten. Von einem höheren Standpunkte aus ist als eine viel schlimmere Erscheinung anzusehen, daß sich speziell in Galizien den Juden gegenüber eine Rechtsverweigerung einstellte. Was müssen wir alles bei den traditionellen Entführungen und Taufen junger Judenmädchen in Galizien erleben! Da hört geradezu jedes Recht auf! Und um diese Rechtsverweigerung handelt es sich in erster Linie, nicht um die Judenmädchen. Hatte doch ein polnischer Landsmannminister den Mut, einer Deputation, welche bei ihm wegen eines solchen Kinderraubes vorsprach, zu sagen: „An der Pforte des Klosters hört die Macht des Staates auf."

Es hat sich auf diesem Gebiete ein Fall ereignet, der in keinem anderem zivilisierten Lande der Welt möglich wäre. Ein

Kind wird entführt und zu den Felicianerinnen gebracht. Über Einschreiten des Vertreters erkannte das kompetente Bezirksgericht auf Herausgabe des Kindes an die Eltern und beauftragte das Bezirksgericht in Krakau, diese Herausgabe zu exekutieren. Der betreffende Beamte vollstreckt das Urteil nicht, sondern verhört das Kind in Gegenwart der Oberin, läßt sich von ihm zu Protokoll geben, daß es im Kloster bleiben wolle und schickt dieses Protokoll an das erst erkennende Bezirksgericht zurück mit der höhnischen Frage, ob es auch jetzt noch auf der Ausführung seines Urteiles bestehe?! — Die gleichen Ungehörigkeiten erleben wir in der Rechtssphäre der politischen Verwaltung. Ein jüdischer Tischler in Krakau, im Besitze seines Befähigungsnachweises und seines Gewerbes, verlangt die Aufnahme in die Tischlergenossenschaft. Diese verweigert gesetzwidrigerweise die Aufnahme jedes Juden überhaupt; sie will nämlich die zahlreichen jüdischen Tischler von der Konkurrenz der öffentlichen Arbeiten, welche dort nur an Mitglieder der Genossenschaft verliehen werden, ausschließen. Durch eine Reihe von Jahren erreichen wir vom Ministerium Erlaß auf Erlaß, die Genossenschaft gehorcht nicht, die Statthalterei hilft nicht; wir werden müde, der Tischler wird müde und die Genossenschaft behält Recht.

Um eine Nuance besser wird unsere Lage durch die Veränderung in der Regierung; Österreich wird diesen grundhäßlichen Minister Wittek los, an seine Stelle tritt ein Beamter guter österreichischer Schule, ein objektiver Mann: Körber, am 18. Januar 1900. Wir trafen bei ihm auf den guten Willen gerecht zu sein und zu helfen, wo man diese Hilfe nach Recht verlangen konnte.

Dieser Wille des Ministers, gerecht zu sein, äußerte bald seine Wirkung auf die ihm unterstehenden Behörden.

Neben dem großen Ministerwechsel hatte sich auch ein kleiner bei uns vollzogen: Anninger war seines Gesundheitszustandes wegen zurückgetreten. Wir hatten diesen Rücktritt um so mehr zu bedauern, als sein Präsidium und seine Tätigkeit eine gewisse ausgleichende Wirkung geübt hatten. Durch seinen Besitz

schon den oberen Spitzen der Geschäftswelt angehörig, blieb er dennoch — seinen sozialen Interessen und dem Gefühle nach — mehr dem jüdischen Mittelstande zugewendet; er bildete gleichsam eine Brücke.

Da ich es ablehnte, das Präsidium zu übernehmen, wählten wir einen der persönlichen Freunde Anningers, den kaiserlichen Rat Adolf Ružička, der sich in humanitärer Richtung schon mannigfach und mit Erfolg betätigt hatte. Er war ein Mann von besten und aufrichtigsten Intentionen und hatte mannigfache Vorzüge, war ein ausgezeichneter Vorsitzender und von einer gewissen rednerischen Begabung. Auch er war kein eigentlicher Politiker, wir gingen aber unter ihm in unseren Bestrebungen rüstig und ohne Unterbrechung vorwärts. Das neue Heimatsgesetz, welches zwar für die Erwerbung des Heimatsrechtes schwere Bedingungen festsetzte, aber zumindest der durch den Gemeinderat bisher geübten Willkür ein Ende machte, gab uns Gelegenheit zu einer fortgesetzten systematischen Arbeit. Wir schufen eine Stelle, um den Tausenden von Juden, die in Wien ihre Heimat gefunden hatten, ohne gesetzlich Wiener geworden zu sein, zur Erwerbung des Heimatsrechtes durch unser Bureau zu verhelfen. Es war dies eine Arbeit, die wir später durch einen hiezu bestellten Advokaten systematisch fortsetzten, um auf diese Weise auch auf das Resultat der Wahlen einzuwirken.

Ružička hatte uns auch die ganz richtige Anregung gegeben, die Juden der Provinz, für welche wir ja unausgesetzt tätig waren, zum Eintritt in die „Union" zu bewegen. Die dahin gerichtete Aktion hatte Erfolg, wir zählten bald gegen 2500 Mitglieder in Wien, deren 5000 in der Provinz. Diese Mitglieder der „Union" in der Provinz bilden zwar keine Ortsgruppen, aber die „Union" besitzt in jedem Orte, der eine bestimmte Anzahl ihrer Mitglieder zählt, einen Vertrauensmann, von dem sie Bericht erhält und dem nötigenfalls unsere Instruktionen mitgeteilt werden. Durch die „Union" ist auf diese Weise in Fällen, wo es nötig erscheint, eine ausreichende, wenn auch etwas unvollkommene Verbindung der Gemeinden mit einem

Zentrum hergestellt. An eine weitergehende Organisation der Juden in Gesamtösterreich, wie das Schlagwort lautet, ist nicht zu denken. Abgesehen davon, daß die Juden überhaupt wenig Neigung haben, sich einer zentralen Leitung zu fügen, sind auch in Wirklichkeit die politischen und materiellen Interessen der Juden je nach Provinz, Bezirk, Stadt und Ort, je nach den Verhältnissen zu den Parteien und Nationalitäten zu verschieden, als daß von Wien aus konstant und in entscheidender Weise Richtung gegeben werden könnte. Was wir in dieser Beziehung bis zum heutigen Tage erreicht haben, beschränkt sich darauf, daß sich die Gemeinden wiederholt einer von uns eingeleiteten Aktion durch Zustimmung und Kollektivadressen angeschlossen haben und daß sie, wenn es sich um Fragen handelte, welche die Judenschaft der ganzen Provinz berührten, eine von uns einberufene Konferenz stets bereitwillig durch Delegierte beschickten. Man muß sich darauf beschränken, die Juden überhaupt politisch zu erziehen, sie an politisches Denken zu gewöhnen und an die Politik den Maßstab ihrer eigenen Interessen zu legen. Bis jetzt also ist der Hauptsache nach der Rechtsschutz die Klammer, welche die jüdische Wählerschaft der Provinz mit der „Union" verbindet. Es war demnach darüber keine Täuschung möglich, daß wir schon, um diese Verbindung zu stärken und enge zu gestalten, die Organisation des Rechtsschutzes fort und fort ausbauen müßten. Das vollzog sich auch Schritt für Schritt, der Kreis wurde immer weiter, wir wurden nach unserem Wirkungskreis tatsächlich ein Reichsverein, dem es wiederholt gelang, vom obersten Gerichtshof Entscheidungen herbeizuführen, die für die Juden ganz Österreichs von der höchsten Wichtigkeit waren. Z. B. jene gegen den Pfarrer Woja in Trzebinja über die Interpretation des § 302 im Strafgesetzbuch, welcher jede feindselige Agitation gegen die Judenschaft als solche für strafbar erklärt. Speziell dieser Erfolg war um so bemerkenswerter, als er gegen die Agitation der katholischen Geistlichen in Galizien erzielt wurde und im Lande das größte Aufsehen erregte. Der Wert unserer Arbeit zeigte sich am deutlichsten in den heftigen Ausbrüchen der

Antisemiten. Nicht nur der Abgeordnete Schneider interpelliert wiederholt, auch Lueger griff die „Österreichische Israelitische Union" im Reichsrat, März 1902, auf das heftigste an; er sprach von der „unheimlichen Macht", welche die „Union" auf die Behörden ausübe. (Natürlich übertrieb er turmhoch.)

Nach dem Scheiden Ružičkas wählte die nächste Generalversammlung zum Präsidenten an seine Stelle Herrn Maximilian Paul-Schiff, damals noch Präsident des Galizischen Hilfsvereins.

Er ist nach Herkunft und Erziehung ein Gentleman first class. Dabei verfügt er nicht nur über eine hohe allgemeine Bildung, sondern auch über Sachkenntnis auf mannigfachen Gebieten und über die Fähigkeit, in eine Sache, die seine Aufmerksamkeit erregte, einzudringen; und für den Kampf, in dem wir Juden standen, interessierte er sich aufrichtig.

Vor allem erregte der juridisch allerdings schon abgetane Polnaer Prozeß sein lebhaftes Interesse. Er war es auch, der die Anregung zur wissenschaftlichen Bearbeitung des Prozesses durch Dr. Nußbaum gab. Allen bedeutenden Affären, die wir zu verfolgen hatten, wendete Paul-Schiff seine regste Aufmerksamkeit zu.

So verfolgte er standhaft die Ungerechtigkeiten, die bei der Anstellung jüdischer Militärärzte eingerissen waren und ließ sich von den illoyalen amtlichen Erklärungen, die im Abgeordnetenhause gegeben wurden, nicht abschrecken.

Über seine Initiative waren wir — und zwar mit Erfolg — bei der galizischen Finanzlandesdirektion eingeschritten, welche den jüdischen Kleinhändlern den Salzverschleiß entziehen und ihn ausschließlich den vom Landesausschusse protegierten christlichen Genossenschaftshandlungen zuwenden wollte.

Im Jahre 1904 gab er seine Demission. Wir bedauerten sein Scheiden aufrichtig; ein Ersatz war schwer zu finden.

Anninger weigerte sich, das Präsidium wieder zu übernehmen; so mußte ich mich endlich selbst dazu entschließen und meinem Freunde dafür dankbar sein, daß er als Vizepräsident an meiner

Seite weiter fungierte. Im übrigen blieb die Leitung unverändert.

Der Hauptsache nach wird unsere Tätigkeit auch ferner von der Rechtsschutzaktion ausgefüllt und ihre Wichtigkeit durch die neuen, gegen die Juden gerichteten Ereignisse immer evidenter; sie wird es schon darum, weil sie zeigt, daß durch die bestehenden Gesetze den Angriffen denn doch gewisse Grenzen gezogen sind, und daß durch die mannigfachen Erfolge, die wir erzielen, den Juden ein gewisses Sicherheitsgefühl und der Mut zum Widerstande eingeflößt wird. Fort und fort mußten wir bei den Zentralbehörden einschreiten, um sie zu einem energischen Verhalten gegen Plünderungen und Exzesse anzurufen. Schließlich wurde dieser Schutz auch immer — allerdings häufig nicht früh genug — gewährt.

Diese groben Exzesse sind übrigens noch nicht das Schlimmste in der Bewegung gegen die Juden; viel gefährlicher für sie ist der wirtschaftliche Boykott, wie er zuerst in Wien von der christlichsozialen Partei in Szene gesetzt und dann in der Provinz, bald von den Tschechen — weil sie die Juden als Deutsche —, bald von den Deutschen — weil sie die Juden als Nichtdeutsche betrachten —, geübt wurde und bis zum heutigen Tage, wenn auch allerdings schon viel schwächer, geübt wird. Wir hatten von Anfang an das Verhängnisvolle dieser wirtschaftlichen Bekämpfung erkannt und schon nach der ersten Boykottierung für eine Reihe von jüdischen Geschäftsleuten in Wien, welche das Deutsche Volksblatt in einer Proskriptionsliste Namentlich angeführt hatte, eine Zivilklage durch Dr. Wilhelm Pappenheim wegen Beschädigung eingebracht. Wie vorauszusehen war: ohne Erfolg. Das schon früher erwähnte Urteil des Obersten Gerichtshofes, durch welches auch die Boykottierung für strafbar erklärt wurde, half in der Praxis nicht, weil da gerade hier die Behörden nicht immer durchgreifend helfen wollten.

Ein drastisches Beispiel liefert das Vorgehen zweier Staatsanwaltschaften in Böhmen. Ein Blatt in Böhmen forderte zum

Boykott gegen die Juden auf; die „Union" schritt ein und wurde abgewiesen. Der deutsche Volksrat in Böhmen fordert zur Boykottierung der Tschechen auf; gegen diese schritt die Staatsanwaltschaft in Leitmeritz ein. Wir weisen in einer Eingabe an das Justizministerium auf diese ungleiche Behandlung eines und desselben Deliktes hin; in einer mündlichen Besprechung erkennt der zweite Staatsanwalt die Richtigkeit dieser Beschwerde an. Aber von seiten des Ministeriums geschieht gegen diese tendenziöse Rechtsprechung nicht das geringste. Wir ermüdeten nicht in diesem Kampfe gegen den Boykott und erzielten auch tatsächlich in vielen Fällen, wie in Linz, Innsbruck, Eger, Zwittau, Tachau, Trebitsch, Klagenfurt, Wodnia und Leitmeritz die Konfiskationen antisemitischer Blätter, in denen zum Boykott der Juden aufgefordert wurde.

Da griffen die Antisemiten zu einem neuen Trick. Die christlichen Marktfiranten in Niederösterreich verlangen im Landtag eine räumliche Scheidung von jüdischen und christlichen Hütten auf dem Markte. Wir wenden uns an die niederösterreichische Handelskammer, sie interveniert mit Erfolg gegen diesen Versuch.

Galizien beschäftigt uns am meisten und anhaltend durch Plünderungen, Wegtaufen, Rechtsverweigerungen und durch dem Recht widersprechende Urteile.

In ganz treffender Weise bezeichnet Körber das Vorgehen der galizischen Behörden als „eine listige Auslegung des Gesetzes". Beispielsweise deklarierte es ein Bezirkshauptmann dort als eine Zurücklegung des Gewerbes, wenn die Koscher-Fleischhauer, wie natürlich, ihre Läden am Samstag gesperrt halten.

Auch in Wien selbst fehlt es nicht an Angelegenheiten, die uns durch ihre Wichtigkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen mußten; speziell war die Tätigkeit des niederösterreichischen Landtages systematisch antisemitisch. Er beschloß eine Schulreform, die wohl dem katholischen Pfarrer im Ortsschulrat Sitz und Stimme gegeben, sämtliche nichtkatholischen konfessionellen Ver-

treter aber nur dann heranzieht, wenn Schulangelegenheiten ihrer Glaubensgenossen in Beratung stehen. Da es vom Ortsschulrat selbst abhängt, zu entscheiden wann dies der Fall, erschien gerade eine Abwehr der wichtigsten Fälle ausgeschlossen. Auf diese Weise könnte ein tendenziöses Geschichtsbuch ohne Widerspruch eingeführt werden. Wir versuchten die protestantische Gemeinde in Wien zu einem gemeinsamen Proteste mit uns zu bewegen; diese lehnt ab, so daß wir allein zum Statthalter gingen, um von ihm Einspruch gegen diesen Beschluß zu verlangen. Unmittelbar darauf stiftete der Landtag an der Exportakademie Stipendien für Studenten arischer Abkunft. Wir gingen wieder zum Statthalter, er lehnte die eine wie die andere Intervention ab, obwohl der Minister selbst in einer uns gewährten Audienz sich dahin äußerte, daß der Statthalter ohne weiteres wohl in beiden Fällen hätte intervenieren können.

Alle diese Angelegenheiten traten aber gegen den Eindruck zurück, den die fürchterlichen Ereignisse in Rußland, die Pogroms in Kischenew und anderen Orten auf die ganze Welt übten; insbesondere auf uns in der „Union" war er um so peinlicher, als wir außerstande waren, einzugreifen. Wir taten einen Schritt bei unserem Minister des Auswärtigen, Grafen Goluchowski, und verlangten von ihm, daß er der russischen Regierung Vorstellungen mache!

Er sah uns förmlich verdutzt an, und als ich darauf hinwies, daß jedesmal, wenn in der Türkei auch nur annähernd ähnliche Abscheulichkeiten gegen die Christen vorgefallen wären, die Mächte bei der Pforte interveniert hätten, meinte er gemütlich: „Nun, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß der Fall mit Rußland ein anderer ist."

Wir beriefen darauf im November 1905 eine große Protestversammlung in den Sofiensaal ein, nicht ohne Widerspruch mancher maßgebenden Kreise unter den Juden. Speziell die Hautefinance sah diese Demonstration ungern.

Das Motiv ist erst später klar geworden; sie war schon damals informiert, daß binnen Jahresfrist die große russische

Anleihe zur Emission gelangen würde und daß Goluchowski, in dessen Politik es damals lag, Rußland gefällig zu sein, das Auflegen derselben auch in Wien wünsche. Für dieses Geschäft wollte sie sich nicht den Boden verderben lassen und der Wunsch Goluchowskis leistete ihrem eigenen Verlangen nach Gewinn und Verdienst Vorspanndienst und Vorwand.

Die Banken konnten es sich nicht verzeihen, das Gasanlehen mit Lueger abgelehnt und der Deutschen Bank überlassen zu haben. Es war gewiß empörend, daß jüdische Bankiers und Banken in Paris und London, Berlin und Wien der russischen Regierung, welche diese Pogroms nach der allgemeinen Meinung selbst veranstaltete, in ihrer Finanznot halfen.

Eine Reihe anständiger Häuser hielt sich auch ferne.

Die Versammlung fiel, wenn ich diesen Ausdruck hier gebrauchen darf, glänzend aus; der einige tausend Personen fassende Sofiensaal war zum Erdrücken voll, die Erregung aufs höchste gesteigert und Güdemann, den ich bisher nur bei Trauungen und Leichenbegängnissen gehört hatte, sprach hier, wo sein Blut durch das jüdische Gefühl in Wallung geraten war, stellenweise geradezu hinreißend.

Als dann dennoch ein Teil der Anleihe von den Wiener Banken genommen und aufgelegt wurde und wir in der „Union" gegen diese Handlungsweise aufs neue protestierten, hatte unser Protest keine andere Folge, als daß ihm Theodor Taussig, welcher als Direktor der Bodenkreditanstalt an der Spitze dieser Gruppe stand, zum Opfer fiel. Er konnte nicht anders, als aus dem Kultusvorstand austreten. Er hatte sich immer als Jude par excellence gegeben und man war oben nicht abgeneigt, ihn gleichsam als eine, den Juden für die mannigfach erlittene Unbill gegebene Entschädigung ins Herrenhaus zu berufen.

Durch diese Ablehnung von seiten der Juden selbst, blieb dieser sein heißer Wunsch unerfüllt; sein Ehrgeiz mußte sich damit begnügen, der vom Kaiser ernannte Gouverneur der Bodenkreditanstalt zu werden. —

Nach diesen Stürmen, die sich zwar nur innerhalb der

Wiener Juden abgespielt haben, aber auch im Auslande Beachtung erregt hatten, sprachen wir nochmals bei Goluchowski vor und zwar mit mehr Glück als das erstemal. In Konsequenz von Kischenew nämlich hatten sich auch in Galizien gefährliche Symptome zu zeigen begonnen, auf die wir die Aufmerksamkeit des Ministers lenkten. Er erwiderte uns — und seine Äußerung machte den Eindruck größter Aufrichtigkeit —: „Seien Sie ganz ruhig, wir werden auch den leisesten Versuch zu ähnlichen Dingen sofort auf das Energischeste unterdrücken." Diese Entschlossenheit war immerhin tröstlich, denn wir waren tatsächlich in großer Besorgnis. Die galizischen Juden standen damals im Kampfe zwischen Polen und Ruthenen noch durchaus auf Seite der ersteren und exponierten sich für sie bei allen Wahlen. Das war sehr erklärlich, denn sie standen und stehen ja noch heute unter dem Terrorismus der Bezirkshauptleute, Finanzbezirksdirektoren usw., aber sie hatten sich durch diese Haltung in Ostgalizien den Haß der ruthenischen Bevölkerung zugezogen und eine Explosion mußte geradezu fürchterlich werden. Seither, namentlich durch die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes und durch die Organisation der zionistischen Partei, haben die Juden mehr Selbständigkeit erworben und auch dadurch haben die diesbezüglichen Verhältnisse eine andere Gestalt gewonnen.

Hatten wir in Galizien Besorgnissen zu begegnen, bei denen es sich geradezu um Leib und Leben unserer Glaubensgenossen handelte, so vollzog sich ungefähr in derselben Periode in Mähren ein politisches Ereignis, welches für die politische Existenz der mährischen Juden von größter Wichtigkeit war und darum unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Durch den Ausgleich zwischen Tschechen und Deutschen in dieser Provinz, durch feste Verteilung der Mandate an die beiden Gruppen verloren die jüdischen Wähler ihre ausschlaggebende Stellung, welche sie in sieben Wahlkreisen innegehabt hatten. Jetzt würden sie offenbar nicht mehr umworben werden, jetzt konnten sie für ihre Stimmen keine Bedingungen mehr stellen,

nun würden sie von beiden Seiten furchtlos boykottiert werden.

Das war für die mährische Judenschaft eine Frage, deren Wichtigkeit und Gefährlichkeit noch besonders dadurch gesteigert wurde, daß, veranlaßt durch die Einrichtung von nationalen Katastern überhaupt, unter der jüngeren Generation, die zum Teil im jüdischnationalen Lager stand, eine Agitation zur Schaffung einer jüdischnationalen Wahlkurie in Mähren entstanden war.

Über die Stellungnahme der „Union" zu diesem Vorschlage einer jüdischen Kurie konnte niemals ein Zweifel bestehen. Eine politische Einrichtung, welche nicht nur die Verschärfung und Vertiefung der schon bestehenden Kluft zwischen Juden und Christen, sondern eine gesetzliche Stabilisierung und Petrifizierung dieser Kluft und für die Juden die ärgsten wirtschaftlichen Gefahren zur Folge haben mußte, widersprach der politischen Tendenz, welcher die Union seit der Aufstellung des politischen Memorandums vom Jahre 1894 unentwegt gefolgt war. Die Stellung, welche die mährischen Juden gegenüber dem deutschen und tschechischen Kataster einnehmen müßten, war uns sofort klar: bei der offenkundigen Tatsache, daß ihre Interessen weder bei den Deutschen, noch bei den Tschechen den geringsten Schutz finden, mußte diese Frage aus rein taktischen Motiven entschieden werden.

Wir beriefen nun eine Versammlung unserer Vertrauensmänner aus den mährischen Gemeinden nach Wien ein, die am 17. Dezember 1905 unter dem Vorsitze Anningers stattfand und die Frage beriet.

Nach eingehender Diskussion einigte sich die Versammlung auf den Beschluß, eine Delegiertenversammlung der mährischen Gemeinden einzuberufen.

Diese Delegiertenversammlung fand am 15. April 1906 in Brünn unter dem Vorsitze des Dr. Hieronymus Fialla statt; der Sekretär der Union, Fleischer, stellte als Referent nicht nur im Sinne der Union, sondern auch als Resultat der von

ihm auf seiner Informationsreise in den mährischen Gemeinden gepflogenen Erhebungen und Besprechungen folgenden Antrag:

„Die Delegiertenversammlung beschließt: In jenen Wahlbezirken, in welchen die Juden eine verschwindende Minderheit bilden, wird es jeder einzelnen Gemeinde überlassen, sich in den Kataster jener Nationalität einzutragen, zu welcher die betreffende Gemeindevertretung gehört. In den drei deutschen Minoritätswahlbezirken Göding, Auspitz und Mährisch-Weißkirchen jedoch, in denen die Juden einen bedeutenden Bruchteil der gesamten Bevölkerung bilden, wird empfohlen, daß alle Juden sich geschlossen in den deutschen Kataster einschreiben lassen, um das Schwergewicht ihrer Stimmen bei den Wahlen im Sinne ihrer jüdischen Interessen geltend machen zu können".

Dieser Antrag wird einstimmig angenommen. Die Schaffung einer jüdischen Wahlkurie war von keiner Seite beantragt und selbst der Vorschlag, daß jene jüdischen Wähler, die sich in den deutschen Kataster einreihen lassen würden, jüdischnationale Zählkandidaten aufstellen sollten, zurückgezogen worden.

Ich möchte bei diesem Verlangen nach einem jüdischen Wählerkataster einen Moment verweilen. Mit der Abweisung durch die überwiegende Majorität der jüdischen Bevölkerung Mährens war es noch nicht abgetan. Die jüdischnationale Partei, das Widerspiel und die Folge des Antisemitismus besteht weiter und sie hat erst jüngst dadurch, daß die Errichtung eines solchen für die Bukowina tatsächlich nur an dem vernünftigen Widerstand der Regierung gescheitert ist, einen unzweifelhaften, moralischen Erfolg erreicht. Grund genug, dieser ernsten Frage offen ins Gesicht zu sehen und mich zu veranlassen, die Gründe anzuführen, welche mich und nach deren Auseinandersetzung auch den gesamten Vorstand der „Union" zu entschiedenen Gegnern des jüdischnationalen Katasters gemacht haben.

Zwischen einem Kataster innerhalb der nichtjüdischen Bevölkerung, sei es der deutschen, sei es der tschechischen oder irgendeiner anderen Nationalität, und einem rein jüdischen Kataster ist ein geradezu unmeßbarer Unterschied.

Der Nichtjude tritt in den Kataster jener Nationalität, welcher er sich nach Erziehung und Empfindung zugehörig fühlt und es legt hierbei die nähere oder entferntere Abstammung seiner freien Wahl nicht das geringste Hindernis in den Weg. Rieger, Zeithammer, Gregr, Herold, Fiedler, die besten Führer der Tschechen, tragen deutsche Namen, sind demnach deutscher Abstammung; umgekehrt sind unzählige der besten deutschen Politiker slawischen Ursprunges.

Ganz und gar anders verhält es sich mit dem Juden. Er bleibt in den Augen der andern immer Jude, weil zur Verschiedenheit der Rasse noch jene der Religion, die ihn von der ganzen übrigen Bevölkerung unterscheidet, hinzutritt. Von den sozialen und geistigen Konsequenzen, welche eine solche Verschärfung der bestehenden Scheidung mit sich bringen würde, sehe ich ab; dagegen liegen die verhängnisvollen wirtschaftlichen Folgen ganz obenauf. Nach dem Grundsatz der Prozentualität würde man vorerst politisch den Juden die Zahl ihrer Abgeordneten zumessen; es ist unausbleiblich, daß, wenn einmal durch den jüdischen Kataster dieser Maßstab auch nur auf einem Gebiete angewendet wird, er nicht auch auf die anderen Gebiete, namentlich auf das wirtschaftliche übergreift.

Der Resolutionsantrag Schmidt, welcher die Tendenz hatte, ein Gesetz zu schaffen, nach welchem es den Juden nur gestattet sein sollte, nach ihrer Bevölkerungsziffer an den Mittelschulen zu studieren, will nichts anderes als den ganzen Erwerb auf allen intellektuellen Gebieten, d. h. die Zahl der jüdischen Ärzte, Advokaten, Lehrer und Professoren, politische und richterliche Beamte, sämtliche Techniker, Bankbeamte, selbst gebildetere Handelsangestellte auf ihren Prozentsatz beschränken. Von da ab zur Festsetzung des Prozentsatzes, in welchem Juden Gewerbe und Industrie und selbst Handel betreiben dürften, wäre nur ein Schritt weiter. Faßt man ins Auge, daß die eine Hälfte der christlichen Bevölkerung agrikol ist, während die gesamte Judenschaft auf Handel, Gewerbe und freie Berufe angewiesen ist, so ergibt sich hier für die Juden Österreichs offenbar eine russische

Perspektive. Und da finden sich Juden, welche uns anraten, diesen Weg zu gehen!

Zum Schlusse stelle ich an jeden Denkenden die einfache Frage: „Kann der moderne Jude wirklich nichts anderes als Jude sein? ist er tatsächlich imstande, sich nicht als Tscheche oder Deutscher, nicht als Franzose oder Italiener, sondern nur als Jude zu fühlen?

Das ist ja ganz und gar unmöglich. Der moderne Jude, wie er sich seit Jahrhunderten entwickelt hat, ist eben in unserer Kulturgeschichte eine neue, aber durchaus konkrete Erscheinung, er ist „sui generis". Der Tscheche kann sich nicht anders als Tscheche, der Deutsche nur als Deutscher, aber der Jude der Jetztzeit kann nicht bloß, sondern muß sich auch als ein Mitglied einer der bestehenden Kulturnationen und kann sich gleichwohl doch als Jude fühlen.

In welchem Grade und Maße er dies tun wird, ist Sache der Empfindung jedes einzelnen. Für den einen ist das Judentum eine pièce souvenir de famille, für den andern die Tatsache gemeinsamer Abstammung „Blut ist kein Wasser".

Eine Parallele zu diesem Verhältnis bietet die Tatsache, daß sich in der Schweiz Deutsche, Franzosen und Italiener als Schweizer, in Nordamerika alle die verschiedenen Nationalen sich ausnahmslos als Amerikaner fühlen.

Auf dieser Anschauung fußend, hat der Vorstand der „Union" auch bei dem Ministerium des Innern gegen jede Schaffung einer jüdischen Kurie Vorstellungen erhoben.

Doch will ich diese Frage eines jüdischen Wahlkatasters nicht weiter ausführen, um so weniger als ihr bald zu sterben bestimmt ist, weil sie sich mit der Tendenz der wichtigsten, innerpolitischen Veränderung, welche Österreich seit der Entstehung seines Verfassungslebens erfahren hat, nicht verträgt: nämlich mit dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht.

Man mag den Motiven, die den Kaiser in seinem hohen Alter veranlaßt haben, auf der Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechtes zu bestehen, diese oder jene Auslegung

geben; sicherlich entsprach der Gedanke vor allem der eigentlichen Stellung der monarchischen Institution überhaupt. Es waren immer die kräftigsten und fähigsten Monarchen, welche im Sinne dieses Gedankens, natürlich in einer der Zeit entsprechenden Form regiert und gehandelt hatten. „Je suis le roi des Gueux" (Ich bin König der Nicht-Besitzenden), sagte Friedrich der Große. Wenn überhaupt eine Niederzwingung des nationalen Chauvinismus in Österreich möglich sein sollte, so gab es keinen anderen Weg.

Sicherlich braucht diese Verallgemeinerung des Rechtes zu stimmen seine Ergänzung durch das Proportionalwahlrecht. Die eigentliche Krankheit des ganzen konstitutionellen Apparates, das Übel, welches die politischen Krisen und Revolutionen hervorrief, liegt darin, daß die Minorität, auch wenn sie nur um eine einzige Stimme weniger zählt als die Majorität, genau so ohne Vertretung bleibt, wie wenn sie nur aus einer einzigen Stimme bestünde. Leider hatte Baron Beck selbst für Wien zu diesem Wagestück der Mut gefehlt. Das war aber gerade für unsere Stadt ein grober Fehler, denn es war vorauszusehen, daß die bürgerlichen Freisinnigen auf diese Weise ganz mundtot würden. Er versuchte speziell die Juden in Wien, welche durch diesen Mangel am härtesten betroffen wurden, durch die Schaffung zweier Wahlkreise im I. und II. Bezirke zu entschädigen, in denen sie die evidente Majorität besaßen.

Neben diesen beiden Wahlkreisen kam für die Juden noch der eine Wahlkreis des IX. Bezirkes in Betracht. Sie bildeten dort nicht nur einen starken Prozentsatz, sondern konnten bei der Aufstellung eines freisinnigen Kandidaten auch auf den Anschluß der dort zahlreichen akademischen Kreise rechnen. Auf diese drei Wahlbezirke konzentrierte sich also in Wien das alleinige politische Interesse der Juden bei der Reichsratswahl im Jahre 1907.

Der Kai hatte volles Anrecht, durch einen Geschäftsmann und selbstverständlich, falls ein geeigneter sich melden sollte, durch einen Juden vertreten zu werden. Diese Forderung fand

von seiten der liberalen Parteileitung keineswegs sofortige Anerkennung; die christlichsoziale Partei nämlich hatte schon längst die Absicht, die großen Industriellen zu gewinnen, — aus dem Zweibunde zwischen ihr und der Gewerbepartei sollte ein Dreibund werden.

Maßgebende Großindustrielle glaubten im vermeintlichen Interesse ihrer Gruppe dieser Tendenz entgegenkommen zu sollen und es wurde darum von ihnen versucht, auch am Kai einen — selbstverständlich christlichen — Großindustriellen zu kandidieren. Gegen Person und Stellung desselben war nichts einzuwenden, aber bei den Wählern des Kai, welche Juden und Kaufleute sind, begegnete diese Kandidatur einer nicht unberechtigten prinzipiellen Opposition.

Die entschiedene Erklärung, die ich seitens der „Union" und namens der jüdischen Wählerschaft dem Obmanne des liberalen Wahlkomitees gab, veranlaßte den Kandidaten, von dieser Kandidatur zurückzutreten. Der Platz war nun frei: durch wen ihn ausfüllen?

Man dachte allgemein sofort an Anninger: Position und Charakter stellten ihn in den Vordergrund der Geschäftswelt. Er war ein Mann, der sich auch auf dem Boden des Parlamentes zurecht gefunden hätte; in den Ausschüssen hätte er sicherlich Wertvolles geleistet. Für ihn sprach noch ein anderes wichtiges Moment: Ein Vertreter der Juden im Parlamente muß mehr wirken durch das, was er ist, als durch das, was er allenfalls in demselben redet. Anninger war durch seine Gesinnung auch als Geschäftsmann eine durchaus vornehme Erscheinung, demnach eine lebendige Widerlegung jener Vorwürfe, die man von seiten der Antisemiten den jüdischen Kaufleuten zu machen pflegt. Wir stellten ihn auf.

Leider hatte er für die Psychologie des Wählers kein Verständnis; sie ist heute keine andere, als jene, wie sie von Shakespeare in seinem Coriolan so wunderbar gezeichnet ist: der Wähler, der weiß, daß er die ganze Legislaturperiode hindurch nichts zu sagen hat, will wenigstens vorher vom Kandidaten um seine Stimme gebeten sein.

Statt in Wien zu bleiben und durch seine Anwesenheit in den Versammlungen unsere Agitation für ihn zu unterstützen, reiste er nach dem Süden; das hätte selbst ein alter erbgesessener Parlamentarier nicht wagen dürfen. Bestimmte kleine, aber einflußreiche Kreise hatten von Anfang an seine Aufstellung nicht gerne gesehen, und zwar aus Motiven, die ich schon bei Besprechung seines Rücktrittes als Präsident der „Union" berührte. Der Funktionär der „Union" war diesen Kreisen nicht sympathisch. Sie agitierten nun für Hofrat Kamill Kuranda. Zum Unglück wurde Anninger gleich nach seiner Rückkehr krank und konnte sich den Wählern nicht mehr vorstellen; seine Kandidatur war also nicht zu halten, er trat zurück. Kuranda war nun tatsächlich der Kandidat, den man unterstützen mußte und für den auch Anninger selbst in loyalster Weise mit seinem ganzen Einfluß eintrat. Wir akzeptierten ihn also. Für ihn war ja tatsächlich viel zu sagen. Er ist ein Mann von hoher allgemeiner Bildung, moderner Sozialpolitiker und besitzt gründliche und wertvolle Fachkenntnisse. Die Aufrichtigkeit und politische Ehrlichkeit seines Charakters sind über allen Zweifel erhaben. Trotz aller dieser Vorzüge erreichte er im Parlament nur schwer und langsam eine Stellung. Die Ursachen liegen weniger in ihm als in den Verhältnissen des Hauses. Er steht staatspolitisch gleichsam unentwegt auf dem Standpunkte der Zeit des Bürgerministeriums, und dafür ist heute im Abgeordnetenhause kein günstiger Boden.

Seine Stellung zur Judenfrage ist mir persönlich gewiß sympathisch, er ist ein Assimilant alten Schlages. Es gehört zu den verkehrten Konsequenzen einer Scheidung unserer Abgeordneten rein nach den Interessen der Nationalitäten, daß die Assimilanten bei den Parteien weniger Anklang finden, als jene vier Juden, die sich zu einer jüdischnationalen Partei vereinigt haben.

Wie so manche andere, wird auch diese Verkehrtheit ein Ende finden, vorläufig isoliert sie den Vertreter des Kai.

Im II. Bezirk mußte die „Union", um die dort herrschende Verwirrung in günstiger Weise zu lösen, in letzter Stunde und

zwar mit aller Kraft und Entschiedenheit für Dr. Julius Ofner eintreten; ihm stand ein mir persönlich sehr sympathischer Mann gegenüber, aber seine Unterstützung durch uns hätte ein Aufgeben der Politik der „Union" bedeutet.

Über dieses Thema hat der Leser im Verlaufe des zweiten Buches von mir schon so viel aufnehmen müssen, daß er wohl gerne auf seine weitere Ausführung von meiner Seite verzichten wird.

Für Baron Hock im IX. Bezirk hatten wir nicht nötig, besondere Anstrengungen zu machen; er wäre auch ohne uns gewählt worden. Ich enthalte mich eines Urteils über beide. Ofner gehört seit langem zum guten Besitzstand unseres Hauses. Jeder kennt die Vorzüge, die er in reichem Maße besitzt und jene sehr wenigen, die ihm fehlen.

Hock hat schon allein durch den Mut, mit dem er in den Kampf getreten, und durch die Unabhängigkeit, die er gezeigt hat, ein solches Verdienst erworben, daß eine Kritik unangebracht wäre. Seien wir immerhin froh, daß sich in der Misere unserer Zeit solche Männer gefunden haben.

Wir hatten uns nicht auf den Wahlkampf in Wien beschränkt, wir hatten auch sehr kräftig und mit Erfolg bei den jüdischen Wählern für Professor Masaryk gewirkt. Diese Stellungnahme der „Union" für ausgesprochen Radikale hat sehr viel Staub aufgewirbelt.

Alte und neue Gegner, nicht sowohl der „Union" als ihrer politischen Leitung fanden sich zu einer Agitation gegen uns zusammen. Nun, wir hatten sie für den Fall eines Kampfes nicht zu fürchten. Ich wollte aber diejenigen, die ehrlich anderer Meinung waren, nicht überwinden, sondern überzeugen.

Im Juni des Jahres 1907 publizierten wir kühl, knapp und klar ein Resümee jener Politik, welche wir seit dem Jahre 1894 gegenüber der antisemitischen Bewegung befolgt hatten.

Und aus ihm ergab sich dann wie von selbst, daß das Eintreten für Ofner, Hock, Masaryk nur ein Glied mehr in der logischen Kette war, die unsere Handlungsweise bestimmte. Die

Darstellung war nach der allgemeinen Meinung überzeugend; die Angriffe verstummten.

Und wenn die von der „Union" in diesem Wahlkampfe beobachtete Politik noch überhaupt einer Rechtfertigung bedurft hätte, so ist sie in glänzender Weise durch das seitherige Verhalten der deutschen Partei gegeben worden.

In Mähren waren die jüdischen Wähler durch das Auftreten der Sozialdemokraten von der schmerzlichen Alternative, dem tschechischen Kandidaten gegenüber einen deutschnationalen Antisemiten wählen zu müssen, befreit worden.

So wiesen sie in dem Städtewahlbezirk Leipnik—Weißkirchen—Neutitschein die ihnen von der deutschliberalen Partei zugemutete Kandidatur des freialldeutschen Antisemiten Bodirsky zurück und verhalfen mit ihren Stimmen dem Sozialdemokraten Nießner zum Siege. Genau so entschieden sie in Masaryk für einen Mann, in welchem das tschechische Nationalgefühl Sinn und Gefühl für das Recht anderer nicht ersäuft hat; sicherlich wäre Masaryk nie imstande gewesen, eines vermeintlichen politischen Vorteils wegen, die Juden an die Antisemiten seiner eigenen Partei zu verkaufen, wie wir es im anderen Lager erlebt haben.

Diese mährischen Wahlergebnisse sind aber an dem politischen Verstande der deutschen Partei spurlos vorübergegangen. Sie hat „nichts gelernt und nichts vergessen".

Wenn sie die Aufnahme Ofners und Hocks von vornherein ablehnte, so konnte sie sich auf die angeblich dem Sozialismus nahestehende Gesinnung derselben berufen; aber die Ausschließung Kurandas, der ja politisch „Fleisch von ihrem Fleische, Bein von ihrem Beine", ist über den Antrag des Dr. Groß, eines Mannes, der selbst nur mit Hilfe der Juden in Iglau gewählt werden konnte, ostentativ und ausdrücklich nur aus dem Grunde erfolgt, weil er ein Jude ist.

* * *

Und jetzt schließe ich die Aufzeichnung meiner Erlebnisse. Nicht nur, weil Erinnerungen kein Tagebuch sind, welches man bis zum letzten Tage fortführt, sondern weil Aufzeichnungen aus der Vergangenheit einen Raum zwischen ihrer Beendigung und dem Ende dessen, der sie geschrieben, verlangen. Ich sehe auch in der Entsendung von 86 Sozialdemokraten, eine Zahl, die niemand und sie selbst am allerwenigsten erwarten konnten, ein entscheidendes Ereignis, unter welches man einen Strich setzen soll.

Vor allem ist mit ihnen im Gegensatz zu den nationalen Parteien wieder eine wirkliche Staatspartei in das Haus eingezogen.

Nach anderer Richtung verhindert schon die einfache Existenz einer solchen Partei von 86 Mitgliedern die wirkliche Reaktion. Speziell dürfte jetzt ein Ausnahmsgesetz gegen die Juden, wie beispielsweise ein solches, auf welches der Resolutionsantrag Schmidt hinzielte, kaum mehr versucht werden. Die Sozialdemokraten können überhaupt keine Ausnahmsgesetze zugeben, das ist in ihrer Partei notwendig ein Grundprinzip. Eine Partei von 86 Mann muß ebenso gefürchtet wie gebraucht werden, so daß man über sie nicht leicht hinweggeht. Ihre Zukunft und Bedeutung im Parlament hängt allerdings von ihrer Klugheit ab, mit welcher sie von abstrakten Steckenpferden absehen und reale Politik treiben wird. Aber immerhin betrachte ich das Haus des allgemeinen Wahlrechts, wenn auch noch nicht als die Wendung selbst, so doch als den Anfang einer solchen.

Ich halte übrigens, wenn auch Schwankungen vorkommen mögen, ein weiteres Anwachsen der sozialdemokratischen Partei für wahrscheinlich. Unter den bestehenden Verhältnissen werden sich auch weiterhin bei den Wahlen alle unzufriedenen Elemente der Sozialdemokratie zuwenden müssen, so daß bei der vorläufigen Unmöglichkeit eines Friedens zwischen Deutschen und Slawen sie die größte Partei und damit die entscheidende sein wird.

Hier stehen wir nun wieder vor der Frage, wie lange die

Bürgerlichen noch so töricht sein werden, die Vertretung des Freisinns den Sozialdemokraten allein zu überlassen. Aber auch hier glaube ich an eine sich vorbereitende Veränderung. Neben dem leidigen deutschnationalen Chauvinismus liegt das Hindernis für die Bildung einer freisinnigen Partei zur guten Hälfte im Antisemitismus dieser Deutschen. Punkto der Juden ist zwischen ihnen und den Christlichsozialen keine Differenz. Nun begibt sich gerade die christlichsoziale Partei allmählich auf einen anderen Standpunkt; ihre Führer haben sich von der Unmöglichkeit überzeugt, die Juden wirtschaftlich zu vernichten; sie haben dieses Streben aufgegeben und denken nur an sich und ihre Leute; es ist gar kein Zweifel, über kurz oder lang wird die Partei den Kampf gegen die Juden ganz aufgeben.

In dieser Richtung möchte ich noch eines merkwürdigen Vorfalles Erwähnung tun, wenn ich auch damit die meinen „Erinnerungen" gesteckte historische Grenze überschreite.

Im Frühjahr 1908 trat ein jüdischer Kaufmann, Kommerzial- und Kaiserlicher Rat, der, wie ich wußte, den schlechten Geschmack hatte, nicht nur mit antisemitischen Führern, unter ihnen auch mit solchen ersten Ranges zu verkehren, sondern sich auch auf diesen Verkehr viel einzubilden, an mich als den Präsidenten der „Union" heran; er produzierte ein Exposé, in welchem die Möglichkeit eines Ausgleiches zwischen der christlichsozialen Partei und den Juden und die Vorteile einer solchen Einigung für die Juden auseinandergesetzt waren. Das Schriftstück konnte seiner ganzen Konzeption nach nicht von ihm verfaßt sein; das leugnete er auch gar nicht, behauptete jedoch, ein Mandat zu besitzen.

Auf meine Frage nach den Mandanten erwiderte er, daß er nicht berechtigt sei, diese sofort zu nennen; sobald ich mich prinzipiell für eine solche Einigung erklären würde, hätte er den Auftrag, eine unverbindliche Besprechung zwischen dem Delegierten der „Union" und zwei maßgebenden Führern der christlichsozialen Partei vorzuschlagen. Trotz der Seltsamkeit der Sache ging ich auf eine Diskussion über die eventuellen Forderungen und Gegenkonzessionen ein; es ergab sich sofort die große und vielfache

Täuschung, in welcher diese Auftraggeber befangen sein mußten. Sie glaubten offenbar, daß die Juden Gesamt-Österreichs, genau so wie die christlichsoziale Partei eine zentrale oberste Leitung besäßen, von welcher aus der Widerstand gegen die antisemitische Bewegung geführt wird; und daß namentlich diese jüdische Zentralstelle es sei, welche der sozialdemokratischen Partei die finanziellen Mittel zum Kampfe liefere.

Diese leitende Stelle vermuteten sie in der Pariser Alliance-Israélite als Geldgeberin, und in der „Union" sahen sie die politische Kämpferin.

Die Forderung, die nun vor allem an uns gestellt wurde, war die, daß jede Unterstützung der sozialdemokratischen Partei von seiten der Juden aufhören müsse. Der Irrtum über die diesbezüglichen politischen Verhältnisse ging so weit, daß die zweite Forderung dahinging, die jüdische Parteileitung müßte sich verpflichten, die Neue Freie Presse zu einer konzilianteren Haltung zu bewegen.

Die Gegenleistung, welche man den Juden gewähren wollte, bestünde erstens in der Vereinbarung eines gewissen Schlüssels, nach welchem bei den Wahlen in der Verteilung der Mandate vorgegangen werden sollte, dann aber müßten sämtliche jüdische Wähler für die Gesamtliste stimmen. Zweitens sollte derselbe Schlüssel auf die Anstellungen bei der Gemeinde und der Landesverwaltung Anwendung finden.

Die ganze Idee war indiskutabel, und ich beziehe mich hier auf das, was ich über die vermeintliche Möglichkeit einer Organisation der Juden und bei der Diskussion eines jüdischen Wahlkatasters hierüber gesagt habe.

Ich nahm zwar die Sache ad referendum, aber nicht nur unser Vorstand, sondern auch zwei Persönlichkeiten aus jenen Schichten der jüdischen Gesellschaft, die ihrer Neigung nach einen Frieden mit den Christlichsozialen gerne gesehen hätten, stimmten mir zu und ich gab einen ablehnenden Bescheid.

Seitdem ist jener christlichsoziale Führer — er war ja nach der damaligen politischen Sachlage leicht zu erraten —, von dem

die Idee offenbar ausgegangen, vorläufig in den Hintergrund getreten und speziell der von mir gleichfalls erratene Verfasser des Exposé verstorben.

Inzwischen ist diese Tendenz innerhalb der Christlichsozialen noch deutlicher hervorgetreten. Nur selten fällt im Abgeordnetenhause ein Wort gegen die Juden, die Boykottierungen haben aufgehört. Statt der antisemitischen werden wir neben der „Agrar-Partei" eine klerikale des Mittelstandes oder vielleicht gar nur eine Art „Tammany Hill" vor uns haben, die um ihre Existenz kämpft. Die einzige antisemitische Partei wird dann jene der Deutschliberalen sein.

Das wird ein unhaltbarer Zustand und speziell der Punkt sein, an dem sich ein, wenn auch nur kleiner Teil dieser Partei ausscheiden und den Anlaß zur Bildung einer wirklich freisinnigen bürgerlichen Partei geben kann, der sich im Abgeordnetenhause alle ehrlichen Liberalen anschließen werden.

Speziell für die Juden kann dann der Moment gekommen sein, wo sie die von ihnen seit 1894 notgedrungen befolgte Taktik, die Sozialdemokratie zu unterstützen, aufgeben und sie nur mehr in einzelnen bestimmten Fällen anwenden werden.

Ich glaube also, daß wir am Beginne einer neuen Epoche stehen; die alte hatte ich übersehen und sie in meiner Erzählung festzuhalten versucht; die neue hätte ich nur beginnen können, das hätte keinen Wert für mich. Aus diesem Grunde lege ich meine Feder nieder. Ist dem Buche eine Veröffentlichung beschieden, so werden die Urteile über dasselbe nicht nur nach der Parteistellung des Lesers, sondern auch je nach der Ansicht über den literarischen Wert sehr verschieden lauten.

Müßte ich selbst aber das Werk als das eines fremden Autors beurteilen, so hätte ich für ihn nur ein Wort. Er hat das Recht, für sich den Vers Goethes in Anspruch zu nehmen:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt, ein Kämpfer sein."

Anhang.

Die Juden als Handelsvolk in der Geschichte.

I. In der Heimat. — In Europa. — Historische Aufgabe und Lösung.

„Ewig wechselt der Wille den Zweck
und die Regel,
In ewig wiederholter Gestalt
wälzen die Taten sich um."
(Schiller.)

Man hat die Juden das Rätsel der Weltgeschichte genannt. Das Wort trägt geistreiches Gepräge, hat aber keinen Wertinhalt. Zumindest auf dem Gebiete ihrer Wirtschaftsgeschichte, wollen wir zeigen, sind die scheinbaren Rätsel mit nicht allzuvieler Mühe vollständig zu lösen. Machen wir uns vor allem klar, was verstehen wir unter einem „Handelsvolk"? Waren die Holländer, sind die Engländer, sind die Deutschen ein solches? Nein! Von den Engländern wie Deutschen und Holländern beschäftigt sich ein größerer oder kleinerer, aber immer nur prozentueller Teil der Bevölkerung mit dem Handel; Ackerbau, Klein- und Großgewerbe umfassen der Zahl nach in all diesen Ländern das Volk in einem Maße, gegen welches die Zahl der Handelsangehörigen sehr zurücktritt. Die Bezeichnung eines Handelsvolkes will aber sagen, daß dieses Volk als ganzes seinen Beruf im Handel gefunden hat oder findet, daß dessen ganze Bevölkerung, insoweit nicht die für das Leben unentbehrlichen und für die soziale Zusammenhaltung nötigen sonstigen Berufe in ihm vertreten sind und vertreten sein müssen, im Handel seinen Erwerb und Beruf sieht und sucht. Hat es nun in der Geschichte solche exprese Handelsvölker gegeben? Völker, die, gleichsam

losgelöst vom Boden unter ihren Füßen, im Handel eine andere, ideelle, eine selbstgeschaffene, an kein Land gebundene Heimat gefunden haben? Jawohl hat es solche gegeben, aber notwendigerweise sind sie zu allen Zeiten eine in der Gesamtheit seltene Erscheinung gewesen; denn die Menschen haften am bestimmten Erdreich, insolange nicht besondere Verhältnisse sie zwingen, dasselbe aufzugeben.

Suchen wir nun in der Geschichte nach solchen Völkern, so stoßen wir in ältester, nahezu vorhistorischer Zeit nur auf ein solches, auf die Phönizier, ein Teilvolk der großen semitischen Rasse. Sie bringen die Industrieerzeugnisse der alten Kulturländer des Niltals, der Gebiete am Euphrat und Tigris, nach Griechenland und weiter nach dem Süden der italienischen Halbinsel. Sie ziehen das weitere Welt-, das Atlantische Meer einschließlich der Zinn-Inseln Albions in den Kreis ihrer kommerziellen Herrschaft. Von diesem, den übrigen Völkern ganz sagenhaften Norden bis zum Roten Meer, demnach auf dem ganzen Gebiete des damaligen Handels, nehmen sie fast durch ein ganzes Jahrtausend eine monopolistische Stellung ein, wie sie niemals mehr je ein Volk, auch in moderner Zeit nicht jenes Englands, erreicht hat.

Finden wir weiter kein Volk von jenem echten Charakter des „Handelsvolkes"? Jawohl, kennen wir noch ein solches, und zwar ein noch ungleich merkwürdigeres. Der Leser merkt wohl sofort, daß hier nur die Juden gemeint sein können.

Wie treten diese zuerst in der Geschichte auf? Nach der Bibel sind sie in Palästina ein Ur-Bauernvolk. Ackerbau und Viehzucht ernährt sie, der Handel ist ihnen fremd. Was sie an anderen Waren: gewerblichen Erzeugnissen und Luxusartikeln, brauchen, tauschen gegen Judäas Getreide und Öl, Vieh und Wolle, gegen dessen gesuchten Wein die phönizischen Kaufleute, welche die über dasselbe gehenden Handelsstraßen passieren, oder auch die bei ihnen ansässigen fremden Krämer, welche die umgetauschten Waren an die phönizischen Großhändler weiterverkaufen. Aktiv beteiligen sie sich an diesem ihre Straßen

passierenden Durchgangshandel nicht. Selbst eine so tiefgreifende Diversion wie die gewaltsame Versetzung eines großen Teiles der Bevölkerung nach Babylon brachte hierin keine Änderung. Gewiß waren der Verlust des alten Ackers und Weinbergs, die Notwendigkeit eines neuen Erwerbes in der neuen Heimat für viele die Veranlassung, sich dem Handel zuzuwenden. Kennen wir doch durch den merkwürdigen Fund einer großen Zahl (nahe an 3000) Tontafeln, die sämtlich Handelsurkunden darstellen, ein großes jüdisches Handelshaus: Bet Egibi, welches an der Fundstelle zu Nebukadnezars und seiner Nachfolger Zeit ein großes Bankgeschäft betreibt. Aber die nach Palästina zurückkehrten, waren gerade die konservativsten Kreise, welche sich nach den alten Verhältnissen, der alten Tätigkeit zurücksehnten, sich dem neuen Berufe verschlossen. Und darum war es nur ganz natürlich, daß auch nach der Rückkehr in Palästina die Handelstätigkeit von keinem Belange ist, nach Herzfeld[1] sogar von einem geringeren als vor dem Exil. Daß Gesetzgebung und Sitte den Ackerbau begünstigen, ist nicht die Ursache, sondern umgekehrt die Folge dieser ausschließlich agrikolen Tätigkeit der Bevölkerung: Gewiß, die Israeliten waren ursprünglich kein Handelsvolk, aber wie, wodurch sind sie es geworden?

Die Lösung des hier aufgeworfenen Teilrätsels hat man in der Zerstörung des jüdischen Reiches bald nach Beginn unserer Zeitrechnung gesucht. Diese Lösung ist ganz und gar falsch. Auch wenn das jüdische Reich in irgendeiner Form bestehen geblieben wäre, würden die Juden dennoch nicht anders, als es heute wirklich der Fall ist, in einem großen Teile der Welt die professionellen Händler sein. Denn zu jener Zeit, als der Gegensatz zwischen dem nationalreligiösen Judentum und dem antiken Staats-Heidentum tatsächlich zur historischen Katastrophe, nicht nur zur Auflösung des jüdischen Staates, sondern zur Vernichtung fast aller im Lande befindlichen Juden führte, hatte sich diese ihre Zukunft schon unabweislich gestaltet.

---

[1] Handelsgeschichte der Juden des Altertums, Braunschweig 1894.

Konstatieren wir den wirklichen historischen Sachverhalt. Viele Hunderte Jahre schon vor diesem Zeitpunkte hatte sich bereits aus Palästina ein leise rinnender, aber nie stillstehender Strom jüdischer Auswanderer in alle anderen Lande, die ihnen erreichbar waren, verbreitet.

Schon die Propheten, also mindestens achthundert Jahre vor der Zerstörung des Reiches, predigen heftig gegen diese ständige Landflucht, agitieren für die Heimkehr: aus Ägypten, aus Phönizien, aus Äthiopien, dem Pontus — aber auch schon aus dem fernen „Westen": aus Jonien, den Inseln des Mittelländischen Meeres und selbst aus Spanien (Tarschisch)! Natürlich bleibt dieser patriotisch heilige Eifer ganz ohne Erfolg! Je weiter wir in die eigentlich historische Zeit fortschreiten, desto zahlreicher erscheinen diese Juden in der Fremde, desto mehr erscheinen sie als große und zahlreiche Gemeinden in allen Landen. Und wo bilden sich diese jüdischen Gemeinwesen? Vorerst und zumeist in Städten des Orients, und zwar vorzugsweise in den bedeutenderen. Von 52 Städten dieser letzteren allein, die als von Juden mitbewohnt in den Schriften der Griechen und Römer angeführt werden, sind 39 durchaus lebhafte Verkehrs- und Handelszentren, wie Antiochia, Damaskus, Seleucia. Am stärksten ergoß sich dieser Strom der Einwanderung nach Ägypten, wo schon zur Zeit Christi Geburt nach den Zeugnissen zeitgenössischer Autoren die jüdische Bevölkerung nahezu auf eine Million angewachsen ist. Alexandria, dessen Hauptstadt, war damals eine mit Rom konkurrierende Weltstadt, und die Einwohnerschaft dieses Weltverkehrs-, Fabriks- und Handelszentrums war mindest zu einem Dritteil jüdisch; von den fünf Stadtvierteln gehören zwei den Juden, und von ihrer Bedeutung für Ägypten zeigt deutlich die Tatsache, daß die Regierung ihnen die Aufsicht, Verwaltung und Kontrolle der Nilschiffahrt übergibt. Wie viele Juden schon lange vor dem Ende des Judenstaates in der Welt verteilt sein mußten, dafür haben wir die merkwürdigsten Nachrichten. Als Mithridates, 100 v. Chr., den Krieg gegen Rom plant, finden wir sie unter den Parthern, wie sie vorsichtig ihre Kapitalien nach

Kos in Sicherheit bringen. Zur Zeit Christi Geburt ist diese Einwanderung der Juden aus dem Osten in alle westlichen Teile des römischen Weltreiches eine seit Jahrhunderten zu beobachtende Massenerscheinung. Namentlich in der Reichshauptstadt, in Rom, finden wir eine Judenschaft, so groß, daß sie nicht weniger als sieben Synagogen besitzt, und bezeichnend für das Alter dieser Judengemeinde ist die Tatsache, daß nur mehr eine einzige dieser Synagogen für die noch Hebräisch Redenden reserviert ist. Die Hauptmasse ist schon latinisiert. Aus Cicero (pro Flacco) ersehen wir, daß er sogar ihren Einfluß auf die Volksversammlungen fürchtet! Herodes' Gesandtschaft an Augustus wird zur Audienz von 8000 Juden Roms begleitet. Da diese offenbar nur aus den Erwachsenen und Besseren der männlichen Hälfte bestehen können, so ist leicht auf die große Gesamtzahl zu schließen. Doch sehen wir zu gleicher Zeit schon weit über Italien hinaus diese Judenansiedlungen über den ganzen Balkan verbreitet, in Griechenland wie in Thessalien und Mazedonien, auf allen Inseln und auf allen Hafenplätzen des Mittelländischen Meeres bis Spanien hin; namentlich kennen wir eine Ansiedlung in Chartagena, die so bedeutend war, daß der Apostel Paulus auf seiner Bekehrungsreise sie trotz der großen Entfernung besuchen will.

Diese in der ganzen Welt zerstreuten jüdischen Gemeinwesen haben für das angestammte historische Judenzentrum jener Zeit Jerusalem, eine solche Bedeutung erlangt, daß sie in diesem Zentrum nicht nur je nach ihrer Provenienz: „Römer", „Asiaten", „Cyreneer", „Alexandriner", „Cilicier" genannt werden, sondern daß sie, je nach ihrer Heimat eine besondere Synagoge besitzen, und solcher fremdnationaler Synagogen sollen nicht weniger als 380 gezählt worden sein. Den drastischsten Beleg aber liefert gleichfalls schon Cicero, wenn er in seiner Rede pro Flacco, genau so wie heute von mancher Seite über den Peterspfennig geklagt wird, über den ständigen Goldabfluß loszieht, der durch die aus aller Welt nach Jerusalem fließenden Geldsendungen für den Tempel verursacht wird. Wenn darum in der „Sibylla" bereits gesagt ist, „daß jedes Land und

Meer von Juden erfüllt sei" und wenn Philo seine Aufzählung der Juden in der Fremde mit den Worten resumiert: „daß in Europa wie in Asien und Libyen — auf den Festländern und auf den Inseln, am Meere und im Binnenlande" von ihnen zahllose Städte bewohnt seien, so kann man diese Äußerungen gewiß nicht etwa als Hyperbeln betrachten. Denn auch Strabo, ein ganz verläßlicher nüchterner Beobachter sagt: „Es sei nicht leicht, einen Ort der bewohnten Erde zu finden, welcher nicht von diesem Geschlechte bewohnt und benützt werde." Einen starken statistischen Maßstab für die Größe dieser Judengemeinden in fremden Gebieten kann auch die Tatsache allein geben, daß, als zur Zeit des Aufstandes in Palästina der erbitterte Pöbel der Städte über die Juden herfiel, gerade so wie 1824 zur Zeit des griechischen Aufstandes die Türken in Konstantinopel über die Christen, in verhältnismäßig kleinen Städten, wie in Cäsarea und Joppe, in ersterem ihrer zwanzigtausend, in dem zweiten zehntausend niedergemetzelt wurden.

Zweifellos hat dieser Aufstand und die auf ihn folgende Vernichtung des jüdischen Staates alle diese Kolonien verstärkt, aber keineswegs geschaffen. Die Tatsache der Verbreitung der Juden vor der Katastrophe und unabhängig von derselben, so sehr sie den gang und gäbe Ansichten widersprechen mag, steht nach den neueren unbefangenen Forschungen ganz fest. Sie ist aber auch durchaus keine auffallende Erscheinung, sondern nur eine einzeln unter vielen ähnlichen und aus ähnlicher Ursache erfolgte in der Völkergeschichte.

Geht, um mit der Ferne zu beginnen, ein aufmerksamer Beobachter heute nach Ägypten, so wird ihm sofort der alle anderen Europäer ganz unverhältnismäßig überwiegende Anteil auffallen, welchen die Griechen in der Gesamtbevölkerung einnehmen. Der ganze Handel, der kleine wie der große, das Bankgeschäft vom Wechseltisch des „Serafen" auf der Straße bis zum Bankhause ist zumeist griechisch, alle geschäftlichen Berufe, alle Hantierungen sind in ihren Händen. Unser Beobachter wird sagen müssen: das europäische Ägypten ist so weit griechisch, daß die

anderen Nationalen dagegen verschwinden. Er wird aber auch bald sehen, woher dieses Übergewicht! Er wird bemerken, daß eine leise flutende, aber nie stille stehende Welle fort und fort, unaufhörlich Massen junger und alter Griechen ins Land führt; er wird erfahren, daß von vier Söhnen eines Bauern auf dem Peloponnes oder auf den Inseln in der Regel nur der älteste auf der Scholle verbleibt, daß schon der zweite Junge, kaum daß er reisefähig, mit einem Stück Brot, wenigen Münzen in der Tasche nach dort oder auch nach einer der Städte in der Levante, wo überall die gleichen Verhältnisse herrschen, geschickt wird. Kaum daß dieser Junge, wenn auch nur in dienstlicher Stellung, eine kleine Existenz erreicht hat, läßt er einen, dann einen zweiten, und diese beiden dann den dritten der zu Hause gebliebenen nachkommen, schließlich holen sie die Schwestern und verheiraten sie an Kompatrioten, an Landsleute. Und wer auch nur geringe Geschichtskenntnis sein eigen nennt, weiß, daß dieselbe massenhafte Einströmung der Griechen nach Ägypten zu allen Zeiten bestanden, daß der Beginn derselben schon hinter der eigentlichen Geschichte liegt, daß Alexander und die Diadochen, die in der vorchristlichen Zeit unzweifelhafte Hellenisierung Ägyptens wie des Orients nur ins Staatspolitische umgesetzt, beendet, aber gewiß nicht begonnen, sondern zur größeren Hälfte schon vorgefunden haben. Und die Ursache dieser Landflucht von dem allen Hellenen so teuren Boden? Sehr natürlich die verhältnismäßige Armut desselben; die Wein- und Olivengärten auf den vielfach steinigen Bergen, die Korinthenpflanzungen haben den Volkszuwachs ebensowenig im Altertum ernähren können, wie sie es heute imstande sind. Und genau so schiffen heute, von Not getrieben, die Italiener nach Argentinien und Brasilien, die Iren nach den Vereinigten Staaten und Kanada, strömt aus Böhmen ständig sein Populationsüberschuß nach Wien, Niederösterreich und den anderen Provinzen, gehen die ruthenischen Bauern über den Ozean. Und da nun die gelehrte Forschung wohl die Tatsache dieses unglaublich frühzeitigen Exodus aus dem alten Palästina festgestellt hat, aber nicht der Ursache desselben nach-, sondern an ihr entweder ganz vorüber-

gegangen ist oder deren allein entscheidende Bedeutung durchaus verkannt hat, so wollen wir nun wagen, es klipp und klar auszusprechen: einzig aus demselben Grunde wie in den soeben angesetzten Beispielen aus der Gegenwart; aus gar keinem anderen Grunde als aus dem des nüchternen Hungers muß schon Tausend vor Christo die hier geschilderte Emigration aus dem „gelobten" Lande begonnen und nie mehr aufgehört haben. Allerdings nach der Bibel sind dort Milch und Honig auf den Straßen geflossen, mehr als auf den unseren das Wasser und hätte jede einzelne Weintraube einige Zentner gewogen. Kann sein, verehrter Leser, mit der Bibel wollen wir nicht streiten. Das hindert aber gar nicht, zu erkennen — gerade die Erzählungen der Bibel machen allüberall diesen Eindruck, und die agrarischen Notgesetze sind ein kräftiger Beweis dafür —, daß dieses kleine, zu einem sehr großen Teile ganz unfruchtbare Land an der dort gewöhnlichen wirklichen Nahrung der Einwohner: Gersten- wie Roggenbrot auf dem Felde und Hammeln auf der Weide, viel zu wenig produzierte, als daß es imstande gewesen wäre, die bei dem reichen Kindersegen rapid anwachsende Bevölkerung aufzunehmen, und darum mußte selbstverständlich ein Teil zum Wanderstab greifen.

Diese jüdischen Massen kommen nun auf den fremden Plätzen an, hungrig nach Erwerb; aber sie kommen mit leeren Händen — nicht die Reichen sind es, die zum Wanderstab greifen müssen, sondern die Besitzlosen. Sie sind darum außerstande, sich Grund und Boden zu kaufen und sich auch hier durch Acker- und Weinbau, die einzige Arbeit, die in Palästina gekannt und getrieben wurde, zu erhalten. Da war es nur ganz natürlich, daß sie zu Händlern, zu Kaufleuten prädestiniert sind. Von der Ausbreitung dieses Volkes und ihres Handels ist der geschichtlich wichtigste Teil nun nicht jener, welcher sich ostwärts verbreitete, sondern umgekehrt der Strom nach westwärts, jener, welcher sich längs der ganzen europäischen Küste des Mittelländischen Meeres, an allen Hafenplätzen und sonstigen Städten festsetzte. An diesen jüdischen Kolonien hat

sich seinerzeit das Christentum wie an einer Leitstange gehalten und fortgepflanzt; dieser Zweig der Judenschaft ist es, von dem die europäischen Juden wenn nicht ausschließlich so doch in ganz überwiegendem Maße abstammen — von den palästinensischen Juden hat nach Josephus kaum der zehnte Teil die Katastrophe überlebt —; diese Juden des Westens sind — werden das jüdische „Handelsvolk".

In dem Handel dieses westwärts strebenden jüdischen Handelsvolkes, in den bestimmten und reichlichen Nachrichten, die wir über denselben haben, kann der Blick deutlich zwei Richtungen verfolgen, in die sich die jüdischen Händler teilen, und die scharf voneinander abstechen. Die ganz Mittellosen, die Hungrigsten greifen in den Städten zu dem Nächstliegenderen, dem Kleinhandel, zum Trödel. In der Art und Stellung von Trödlern und Kleinkrämern als Schacherer mit alten Lumpen und Resten, mit Glasscherben und Schwefelfäden usw. werden schon zur Zeit der Zerstörung des jüdischen Staates die Juden in Rom von Martial in seinen Satyren verspottet. Aber das von diesem römischen Satyriker gegebene Bild ist, wie sich aus der oben schon erwähnten Rede Ciceros (pro Flacco) ergibt, ein einseitiges, falsches. Es entspricht auch für jene Zeit nicht mehr der Wirklichkeit und in späterer Zeit schon gar nicht. Denn in Wahrheit sind sie schon damals in allen Landschaften des römischen Weltreiches, jenes in der ganzen Geschichte einzig dastehenden Freihandelsgebietes, dessen internationaler Handelszug erst wieder 2000 Jahre später, in der heutigen Zeit, erreicht ist, die Exporteure, welche die Erzeugnisse des Ostens nach dem Westen, jene des Südens nach dem Norden und umgekehrt bringen. So führen sie urkundlich von Spanien dessen Rohprodukte: Wein, Öl, Honig, gesalzene Fische, Vieh, Wachs, Pech, Wolle nach Osten resp. Rom und den anderen lateinischen Plätzen. Von Medien bis Spanien und Britannien, vom Persischen Meerbusen und Äthiopien bis Mazedonien und Italien ist kein Hafenplatz, keine Handelsstadt, an deren Verkehr sie nicht einen hervorragenden Anteil nahmen. Und als dann dieses römische Kaiser-

reich zusammenfällt, neue Barbarenstaaten entstehen, wird die Bedeutung dieser jüdischen Handelswelt eine noch ungleich größere und wichtigere. In den neuen germanischen Königreichen kennen die Nationalen gar nicht den Handel, und darum sind in allen ihren Gebieten diese „Fremden" die selbstverständlichen berechtigten Kaufleute. Hieraus ist erklärlich, daß in den meisten der neuen Staaten die ersten geschichtlichen Spuren des Handels vom ersten nachweisbaren Auftreten der Juden begleitet sind. Und sie führen diesen Handel durchaus im Stile des Weltverkehrs. Eine „Handelsgeschichte" jener Zeit besitzen wir allerdings nicht; aber die zahlreichen verstreuten Nachrichten geben uns ein sicheres Bild von der großartigen, ganz selbständigen Handelstätigkeit der Juden jener Zeit, die sich durch die ganze damalige Welt hindurchzieht. In allen großen Verkehrsplätzen des Abendlandes: Narbonne, Marseille, Arles, Genua, Palermo, Neapel, sitzen sie dicht gedrängt. Große jüdische Kaufleute vermitteln nach unangreifbaren, weil ganz unabsichtlichen Berichten auf ihren eigenen Schiffen den Handel zwischen Köln und England und von den französischen Plätzen nicht bloß nach Italien, auf dessen Märkten: Amalfi, Pisa, Venedig, die jüdisch-deutschen Handelsherren regelmäßige Erscheinungen sind, sondern weiter ostwärts nach dem Orient. Die verschiedenen Meinungen, die nach der bekannten Erzählung eines reisenden Mönches beim Herannahen einer Flotte in einer gallischen Hafenstadt laut werden: „alii Judaeos, alii vero Africanos, alii Britannos mercatores esse dicebant", beweisen, wenn nicht mehr, so doch die Gewöhnlichkeit jüdischer Seefahrer in den europäischen Gewässern. Unzweifelhafte arabische Quellen, wie ein Bericht des Ibn Khordadbeh, Postmeisters des Kalifen, 870—92, zeugen von einem regulären langgestreckten, von jüdischen Kaufleuten auf vier genau angegebenen Routen betriebenen Verkehr aus dem ganzen Osten, selbst aus China, nach allen Gebieten des Abendlandes[1]; und wieder andere Ge-

[1] Die diesbezügliche Stelle des von Barbier de Maynard edierten arabischen Manuskriptes Bodlejana C. F. U. Nr. 433 lautet: Ces marchands parlent le persan, le romain (grec), l'arabe, les langues franque, es-

pagnole et slave. Ils voyagent de l'Occident en Orient, et de l'Orient en Occident, tantôt par terre, tantôt par mer. Ils apportent de l'Occident des eunuques, des esclaves femelles, des garçons, de la soie, des pelleteries et des épées. Ils s'embarquent dans le pays des Francs sur la mer occidentale, et se dirigent vers Farama (près des ruines de l'ancienne Peluse): là ils chargent leurs marchandises sur le dos des bêtes de sommes, et se rendent par terre à Kolzoum (Suez) à cinque journées de marches, sur une distance de 20 farkhs. Ils s'embarquent sur la mer orientale (la mer Rouge) et se rendent de Kolzoum à El-Djar (E-D. est un port à trois de Medine et près de Djedah) et à Djedah; puis ils vont dans le Sind; l'Inde, et la Chine. A leur retour, ils se chargent de musc, d'aloés, de camphre, de cannelle et d'autres productions des contrées orientales. Quelques-uns font voile pour Constantinople, afin d'y vendre leurs marchandises; d'autres se rendent dans le pays des Francs.

Quelquefois les marchands juifs, en s'embarquant sur la mer occidentale, se dirigent (à l'embouchure de l'Oronte) vers Antioche. Au bout de trois jours de marche, ils atteignent les bords de l'Euphrate et arrivent à Bagdad. Là ils s'embarquent sur le Tigre et descendent à Abollah, d'où ils mettent à la voile pour l'Oman, le Sind, l'Inde et la Chine. Le voyage peut donc se faire sans interruption.

Les Russes, qui appartiennent à la race slave, se rendent des régions les plus éloignées du pays des Slaves, sur les côtés de la mer Roum (la Méditerranée) et y vendent des peaux de castor et de renard, ainsi que des épées. L'empereur (grec) se contente de prélever un dixième sur leurs marchandises. Les négociants russes descendent aussi le fleuve des Slaves traversent le bras qui passe par la ville des Khozar, ou le souverain du pays prélève sur eux un dixième: puis ils entrent dans la mer de Djordjan (Caspienne), et se dirigent sur le point qu'ils ont en vue. Cette mer a 500 facs. de diamètre. Quelquefois les marchandises de russes sont transportées à dos des chameaux, de la ville de Djordjan jusqu'à Bagdad.

Ces divers voyages peuvent se faire également par terre. Les marchands qui partent de l'Espagne et du pays des Francs se rendent à Tanger et à Maroc, d'où ils se mettent en marche pour la province d'Afrique et l'Egypte. De là ils se dirigent vers Ramlah, visitent Damas, Koufah, Bagdad et Basrah, pénètrent dans l'Ahvaz, le Fars, le Kerman, le Sind et arrivent dans l'Inde et la Chine. On peut encore prendre la route d'Arménie et se rendre, à travers le pays des Slaves, auprès de la ville de Khozars; on s'embarque sur la mer de Djordjan, puis on arrive à Balkh, dans la Transoxiane, le pays de Tagazgat et la Chine.

La terre a été partagée en quatre parties. L'Europe, comprenant l'Andalouse, le pays des Slaves, des Grecs et des Francs. — Etc.

währsmänner bekunden einen direkten Handel der Juden nordwestwärts von Konstantinopel nach Regensburg und den anderen süddeutschen Handelsstädten, wie auch nach Frankreich und England. Aus rabbinischen Quellen weisen Güdemann, Spinner und andere in ganz gleicher Weise den großen merkwürdigen Kommerz der Juden des fernsten Ostens nach dem Westen und vice versa nach. 1150 haben die Juden in Mainz einen Hauptstapelplatz für den Handel in Tuniken (Oberkleider) und Textilstoffen geschaffen, welche sie aus Flandern — schon zur Römerzeit das Land der Wollweberei — beziehen und nach Russia gegen den dortigen Hauptartikel, alle Gattungen Pelzbälge, weiter verhandeln. Doch finden wir sie nach diesen rabbinischen Schriften auch schon 200 Jahre vor dieser Zeit zwischen Polen und Frankreich, zwischen Spanien und dem ganzen slawischen Osten den Austausch der Erzeugnisse aller dieser Länder vermittelnd. Speziell von diesem spanisch-russischen Verkehr können wir die Route, welche von den Karawanen eingeschlagen werden, von der Küste nach Ragusa und von da über Ungarn zu den Moskowitern und dem jüdischen Chazaren-Reich genau verfolgen. Ein anderer Handelsweg der jüdischen Kaufleute aus den Slawenländern hin und zurück führt, wie die gleichlautenden erhaltenen jüdischen Korrespondenzen aufweisen, das Rheintal entlang bis über die Pyrenäen. 1213 spricht selbst eine päpstliche Bulle vom großen Handel der Juden in Köln. Über alle christlichen und mohammedanischen Reiche hinweg bewahren sie ihren kommerziellen Zusammenhang, und dieser ist für die Förderung ihres Handels ein Moment, welches man überhaupt bei Minoritäten, vergleichsweise seinerzeit auch bei den Hugenotten, Quäkern, Herrenhutern, deutlich sehen konnte. Nur durch diesen großgedachten langgestreckten Zug in ihrer Handelstätigkeit war es ihnen möglich geworden, das Monopol für den in jener Zeit wichtigsten Handel, jenen mit den vielbegehrten Waren des Orients, festzuhalten; nicht nur mit Spezereien, Gewürzen usw., sondern auch mit allen feineren Geweben, besseren Waffen, Kostbarkeiten: Artikel, die bei dem fast völligen Mangel heimischen

Gewerbefleißes ja doch nur aus der Ferne zu holen waren. Hierdurch, durch dieses Monopol gewinnen sie ein ganz eigenes Ansehen, eine ganz spezielle Wertschätzung. Den großen Verkehr machen sie allüberall in den neuen Königreichen überhaupt erst möglich, weil sie seine Voraussetzungen schaffen; diese sind vor allem die Anerkennung des „Besitzes", d. h. das Besitzrecht auf jedes bonafide durch Kauf erworbene Gut. Wie soll auch der Kaufmann auf der Messe oder auf seinen Kreuz- und Querfahrten in fremden Landen über das ihm zum Kauf Angebotene eine rückwärts schleichende Kontrolle üben? Es ist für die Alleinherrschaft des Handels der Juden jener Epoche außerordentlich charakteristisch und beweisend, daß dieses Besitzrecht in der Anschauung der Bevölkerung zu einem jüdischen Privilegium wird, im Gegensatze zu dem für die germanische Bevölkerung allein gültigen Begriffe des „Eigentumsrechtes". Sie geben weiter dem Gelde den Charakter einer Ware und schaffen damit die Möglichkeit eines Preises für dessen Gebrauch, den Zinsfuß. Sie führen den kaufmännischen Wechsel ein, d. h. die Verpflichtung allein schon als Zahlungsgrund, ein Rechtsgrundsatz, ohne welchen ein „Kommerz" nicht zu denken ist. Einfluß und Wirkung dieses jüdischen Elements waren um so nachhaltiger, als dasselbe keine plötzliche Erscheinung war. Nur langsam und allmählich, aber stetig und unaufhörlich sind die Juden, und zwar von zwei Seiten her zu dieser Tätigkeit in Mitteleuropa vorgedrungen. Einerseits gehen sie schon während des Bestandes des römischen Reiches mit den römischen Heeren den Rhein, die Donau, die Straßen des Balkans aufwärts als Marketender für die Armee, als Händler, die den dortigen barbarischen Völkerschaften die Erzeugnisse römisch-hellenischer Industrie zuführen, sich dann dort niederlassen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie vor allem von den sich zu jener Zeit mehr und mehr bildenden „Städten" als den Konsumplätzen angezogen werden, dort nach dem damals allgemeinen Brauche des geschlossenen Zusammenwohnens nach Nationalität und Berufen eigene Judenviertel schaffen. So treffen wir urkundlich deren in Köln (Cod. Theod.)

schon im vierten Jahrhundert, in Regensburg nicht viel später, in Magdeburg und Merseburg schon im zehnten Jahrhundert. Und allüberall, wo diese Städtebildung fortschreitet, aus dem vormaligen Kastelle der Römer ein städtisches Gemeinwesen sich entwickelt, tun die „Juden", indem sie den Handel in seine Mauern bringen, entscheidend mit. Das drückt sich in geradezu klassischer Weise in den Worten aus, mit denen der Bischof Rüdiger v. Speier im Jahre 1084 sein Judenprivilegium beginnt: „Cum ex Spirensi villa urbem facerem", d. h.: „Da ich aus dem Flecken Speier eine Stadt machen wollte" — habe ich die Juden aufgenommen. Das zeigt doch ganz deutlich, daß diese letzteren damals geradezu mit zu dem Begriffe der Stadt gegenüber dem Dorfe und dem Marktflecken gehören. Ein sehr objektiver Forscher, Neumann, (Geschichte des Wuchers) sagt: „Bei dem Entstehen der Städte des deutschen Südens und Westens, zum Teil auch Mitteldeutschlands — nur nicht, fügen wir in Parenthese hinzu, im Machtbereich der Hansa, — repräsentieren Juden einen unentbehrlichen Eckstein ihrer Gründung; fehlen sie bei Beginn, so stellen sie sich ein, sobald die Entwicklung des Bedarfes, wie die Notwendigkeit des Absatzes den Handel verlangt. „Ganz allgemein ist in der ‚Stadt' die Judengemeinde ein wesentlicher Teil der Einwohnerschaft." Und dieses Urteil Neumanns, mehr oder weniger so ziemlich das Urteil aller anderen Forscher auf dem Gebiete der Stadtgeschichte, trifft für Deutschland gewiß das Richtige. Ebenso breiten sie sich auf einem zweiten Wege, von den Küsten und Städten des europäischen Südens, an denen sie bereits seit Jahrhunderten ansässig waren, aufwärts nach Spanien, Gallien, Flandern aus und von da aus wieder nach dem Osten unseres Kontinents.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters haben demnach die fort und fort immer nachdringenden jüdischen Großhändler überall schon Stammesgenossen angetroffen. Sie sind hierbei allerdings nicht mehr, wie Oppenheim meint, einer sprachlichen Gemeinsamkeit begegnet. Der ausgezeichnete Gelehrte hat wohl noch nie die Gelegenheit gehabt, zu beobachten,

wie unglaublich rasch und gründlich Hausierer und Krämer samt ihren Familien die mitgebrachte Sprache gegen jene der Kundschaft, unter welcher sie sich ansiedeln, tauschen, und die hebräische Sprache war ja nach dem, was wir von Rom und Alexandria allein schon wissen, längst aufgegeben. Unmöglich hätte ja der aramäische Urtext der Evangelien verloren gehen können, wenn die Juden, aus denen sich ja die ersten Christengemeinden rekrutierten, noch diesen Dialekt gesprochen hätten. Jüdische Gelehrte haben allerdings zu allen Zeiten Hebräisch zu schreiben verstanden; aber zu der Zeit war im besten Falle die hebräische Sprache für die Juden eine nur einer ganz kleinen Schichte zugängliche diplomatische Handelssprache geworden. Ungefähr wie beispielsweise durch eine lange Zeit des Mittelalters die Kaufleute Lateinisch korrespondierten und buchten. Doch haben die zuwandernden Juden immerhin damals einer nationalen Solidarität begegnet, an die sie sich lehnen konnten; ungefähr wie sich ja von je Engländer und Deutsche in der Fremde an ihre dort schon ansässigen Konnationalen anlehnen. Das gibt diesen Juden eine ungeheure Unterstützung für die Aufgabe, die sie lösen: der Schöpfung des ganzen europäischen Handels in der ersten Hälfte des Mittelalters. Und sie finden hierbei zu jener Zeit von keiner Seite einen Widerstand, im Gegenteil, die wirtschaftliche, die kulturelle Notwendigkeit dieser ihrer Tätigkeit wird allseitig, wenn auch unbewußt, anerkannt. Instinktiv fühlen die blonden Barbaren aus der Handelstätigkeit der Juden ein Höheres heraus. Und dieses Gefühl ist ein richtiges. Ihr Handel vollführt eine der höchsten Aufgaben. Die Anfänge des Mittelalters sind nämlich gegen die antike Kaiserzeit, welche kulturell nur mit dem 18. Jahrhundert zu vergleichen ist, ein entsetzlicher Rückfall in die Barbarei. Diesem Handel der Juden ist nun vor allem die Aufrechterhaltung alter Kulturelemente, die Einpflanzung neuer Keime zu danken. Sie sind nämlich die Träger, die Verbreiter des beweglichen Eigentums und bringen mit ihm die ersten sozialen und kulturellen Gärungsstoffe in das rein agrikole Dasein der neu auf-

getretenen Volksstämme. Und die Anerkennung für diese Tätigkeit, sie zeigt sich vor allem in der vollen Freiheit, die ihr Handel in allen fränkischen Gebieten ohne jede Beschränkung genießt. Als Kaufleute stehen sie speziell unter Königs Schutz. Nach dem Gesetze Karls II. zahlen sie den elften Teil ihres Gewinnes an Steuern, alle anderen den zehnten Teil. Von einer Anfeindung des jüdischen Handels ist zu jener Zeit keine Rede. Agobard, Bischof von Lyon, erzählt in seiner Schrift: „de insolentia Judaeorum", daß ihretwegen der Markt vom Samstag auf einen anderen Tag verlegt wird. Die Hohen beschützen — die Niedrigen schätzen diese jüdischen Kaufleute. Jeder Fürst zieht sie ins Land, jede Stadt zieht sie gerne in die Mauern. So verfahren in Deutschland Karl der Große und durch Jahrhunderte die meisten seiner Nachfolger, so fast sämtliche landesherrlichen Bischöfe.

Nun liegt die eine Frage sehr nahe. Wenn nach dieser durchaus aus den Quellen geschöpften Schilderung dieses zweite Handelsvolk der Geschichte auf der vollen, sozusagen Handelshöhe gestanden, so muß mit dieser von ihnen eingenommenen hervorragenden kommerziellen Position auch ihre sonstige Situation im Lande in einem gewissen Einklang gestanden sein. Waren sie bloß „fremde Kaufleute", wie es die Insassen der Hansahäuser in Skandinavien, Rußland, England zu allen Zeiten geblieben sind? Waren sie nur Mitglieder von Fremdenkolonien, wie heute noch die Griechen in Wien und Paris, London und Amsterdam? Wie war überhaupt ihre gesellschaftliche Lage inmitten der Bevölkerung?

Nun ist gar kein Zweifel: in dieser Zeit entspricht der Stellung ihres Handels auch ihre soziale Position. Vor allem waren sie vom Hause aus durchaus freie Leute. In allen Provinzen des römischen Reiches, den spanischen, gallischen wie germanischen, hatten sie seit Caracalla mit allen anderen Bewohnern die „Civität" erlangt. Mit der Etablierung der christlichen als Staatsreligion des Römerreiches waren sie wohl durch die Kirche in der Ausübung ihres Glaubens mannigfach behindert,

von öffentlichen Ämtern und dem Konnubium mit den anderen Einwohnern ausgeschlossen, sonst aber nicht beschränkt worden; und die neuen germanischen Königreiche hatten an diesem Status quo in den ersten Jahrhunderten nichts geändert. Wie die Germanen die vorgefundenen Romanen nicht unterjochten, sondern, wenn auch gleichsam als Mitglieder einer andern Nation mit in ihren Staat aufnahmen, so verfuhren sie auch mit den in den Städten vorgefundenen Juden. In den Dekreten Karl des Kahlen werden sie den Servis und Kolonnen geradezu gegenübergestellt. Ihre Freiheit und Gleichstellung, ihre Wertschätzung geht aus den Quellen, wo immer wir sie aufschlagen, hervor. Daß schon Karl der Große einen gelehrten Juden, Calomyros aus Lucca, in seine Nähe zieht, einen anderen Juden als seinen Gesandten an den Kalifen schickt, kann man auf die Bedeutung dieser einzelnen zurückführen, obwohl auch solches bei einem Tiefstand der Juden nicht gut denkbar wäre. Aber eine Reihe ganz allgemeiner Tatsachen bezeichnet die Stellung des Juden. Die Tötung eines solchen wird, nach dem schon oben angeführten Speyerschen Privilegium, härter bestraft als jene eines Ritterbürtigen. Unter Ludwig dem Frommen, Heinrich III. treten Kapläne ungestraft zum Judentume über. Die früher erwähnte, unter demselben Herrscher gegen die Juden gerichtete Schrift des Bischofs von Lyon, Agobard, welche geradezu an die antisemitischen Publikationen der Gegenwart erinnert, ist bei einem materiellen und sozialen Notstand der Juden nicht denkbar; im Gegenteil, sie ist nur bei einem gewissen Wohlstand, bei einem existenten sozialen Einfluß und nur als Reaktion gegen den letzteren zu verstehen. Und es ist außerordentlich bezeichnend, daß dieser Bischof weder mit dieser noch mit einer zweiten Schrift: „de Judaicis superstitionibus“ imstande ist, auf den König den gesuchten Eindruck zu machen und dieser in seinem Wohlwollen gegen die Juden verbleibt. 1074 redet ein kaiserliches Edikt von „Judaeis et ceteris Vormatiensis“ in einer Urkunde, in welcher diese Wormser als Muster aller Tugenden gepriesen werden. Wohl das klassischste Zeugnis für die Stellung,

welche die Juden in der öffentlichen Meinung einnehmen, liefert aber die Art, wie der schon erwähnte Bischof von Speyer sein Juden-Privilegium motiviert. Er beruft sich nicht nur darauf, daß sie in anderen Städten die gleichen Rechte: volle Handelsfreiheit, Immobilienbesitz, Autonomie besäßen, sondern er sagt: „putavi milies amplificare honorem loci nostri, et si Judaeos colligerem. Ich habe gedacht, die Ehre unserer Stadt tausendfach dadurch zu mehren, daß ich die Juden in ihren Mauern ansammle." Und dieses Privilegium wird dann durch Kaiser Heinrich IV. zu einem allgemeinen gemacht. In ähnlicher Weise sagt der Kölner Erzbischof in seinem Privilegium von 1252: „Wir glauben, daß es nicht wenig zum Wohlstand und uns zur Ehre beitragen wird, wenn die Juden, welche sich uns anvertrauen und in der Hoffnung auf unseren Schutz und unsere Gnade sich unserer Herrschaft unterwerfen wollen, auch wirklich dieses Schutzes teilhaftig werden".

Nach all dem Ausgeführten können wir die Existenzweise des Judenvolkes inmitten der ganzen Bevölkerung in jener Zeit, zwischen den Karolingern bis nach den Kreuzzügen, deutlich ersehen. Sie sitzen nach dem unter den Germanen allgemeinen Grundsatze der persönlichen Stammesrechte, genau so wie die Franken, Allemanen, Sachsen und Romanen, in ihren Vierteln nach ihrem Rechte. Als nun durch die wirtschaftliche Entwicklung das Stammesrecht allüberall zurücktritt, geschlossene territoriale Rechtsgebiete entstehen, namentlich einheitliche Stadtrechte sich bilden, so zeigen die Quellen, daß bis zum 12. Jahrhundert diese Ausgleichungs- und Assimilierungstendenz vor den Toren des Judenviertels, das mit dem späteren Ghetto keinen Zusammenhang hat, keineswegs stillehält. Das geht aus den vielen Nachrichten, welche wir gerade aus den Städten besitzen, klar hervor. So steht, um von den vielen Beispielen aus den städtischen Gemeinwesen nur jenes aus Köln zu bringen, dort das alte Rathaus „intra Judaeos", es ist tatsächlich umgeben von Judenhäusern, was bei einem schon damals vorhandenen

gehässigen Verhältnis nicht denkbar wäre. Wir sehen weiter in dieser Stadt die charakteristische Erscheinung, daß der ursprünglich eximierte Gerichtsstand der Juden aufgehört hat, daß sie vor den städtischen Richtern Recht nehmen und daß selbst in dem wichtigsten Teil des Rechtslebens die Exklusivität der Gemeinsamkeit gewichen ist; die Besitztitel der Juden und Christen an Immobilien erscheinen unterschiedslos nebeneinander stehend, in demselben „Schrein", in der Fassung der Urkunden tritt nicht die geringste Differenz mehr zutage. Mannigfache sonstige Umstände lassen überhaupt auf ein allmähliches, aber unverkennbares Abschwächen des Unterschiedes schließen. Die deutschen Namen beginnen auch in den jüdischen Urkunden vorzukommen, namentlich kommen die deutschen Frauennamen häufig vor; gerade so wie auch wieder im 18. und 19. Jahrhundert die Mädchen und Frauen unter den Juden die deutschen Vornamen am frühesten akzeptierten. Aus den verschiedensten, beiläufig und absichtslos erwähnten Tatsachen geht ein ungezwungener Verkehr selbst zwischen den geistlichen Würdenträgern Kölns und seinen Juden hervor. Und an dieses letztere Zeugnis schließt sich ein anderes nicht weniger beweiskräftiges. Wir finden nämlich dort in den höchsten kommunalen Stellungen in großer Anzahl getaufte Juden vor. Das wäre ganz unmöglich, wenn die Juden selbst sich in unwürdiger Lage befunden hätten. Aus dem Zusammenhange der verschiedenen fortlaufenden Urkunden ergibt sich der diesfällige Prozeß zumindest bei einer Reihe von einzelnen Individuen mit ziemlicher Deutlichkeit. Es standen Juden im sozialen Ansehen und in kommunalen Würden — es ist nun ein psychologisch leicht erklärlicher Vorgang, wenn in solchen jüdischen Männern der Wunsch entsteht, die letzte Scheidewand zwischen sich und ihren Kollegen zu entfernen, Vorgänge, die wir ja in Berlin und Wien in den letzten zwei Jahrhunderten sich wiederholen gesehen. Und nicht nur aus Köln kennen wir ein solches großes Patrizier-Geschlecht, die „Judden", — aus den verschiedensten Städten Deutschlands werden solche vornehme Geschlechter jüdischer Provenienz genannt, deren Glieder darum den Beinamen Judäus führen.

Fügen wir noch zur Vervollständigung des Bildes kurz hinzu, wie die Quellen nicht den geringsten Zweifel bestehen lassen, daß zu jener Zeit den Juden auch das vornehmste Besitzrecht, das sie von der Römerherrschaft her besaßen, jenes auf Immobilien, in Frankreich wie in Germanien bestimmt zu eigen war. Die hyperbolische Äußerung Boquets (script. XII, 215): „halb Paris gehört den Juden", ist natürlich auf ein sehr bescheidenes Maß zu reduzieren — immerhin mußte ein sehr ansehnlicher Hausbesitz der Juden vorhanden gewesen sein; bilden ja nach einer anderen Nachricht auch in Lyon die Häuser der Juden ein Viertel, dessen Häuser zu den schönsten der Stadt gehören. Die Nachrichten aus den deutschen Städten zeigen, daß, namentlich in Süd- und Mitteldeutschland, Grundbesitz der Juden eine gewöhnliche Erscheinung ist. Heben wir aus der Fülle der Daten nur einige Wien betreffende heraus. In unserer Stadt zeigt nach der Studie Camesinas (Wiens örtliche Entwicklung) um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Judenstadt, vom Sternhof und Ledererhof bis zum Schulhof reichend, einen für die damalige Ausdehnung der ganzen Stadt überraschenden Umfang; dieselbe ist ausgefüllt von großen stattlichen Häusern, deren jüdische Besitzer bei Camesina auf jeder Parzelle verzeichnet stehen. Noch deutlicher wird der damalige Stand des jüdischen Hausbesitzes in Wien durch die Tatsache charakterisiert, daß die Juden auch außerhalb ihrer Judenstadt Häuser besaßen. So waren urkundlich von den in das heutige alte Rathaus hineingebauten Parzellen die Nummern 285 C—G Judenhäuser gewesen. Und außerhalb Wiens, in Niederösterreich legt man noch 1267 den Juden auf, von ihren Äckern den kirchlichen Zehnt zu bezahlen; sie müssen demnach solche besessen haben. Noch im 14. und 15. Jahrhundert, schon unter ganz anderen Verhältnissen, treffen wir noch an vielen Orten zahlreiche jüdische Hausbesitzer, allerdings nur als Restanzen früherer Zustände — aber gerade deshalb sind sie beweiskräftig für diese selbst; ein allgemeines prinzipielles Verbot des jüdischen Hausbesitzes datiert erst aus dem Jahre 1597.

Einen Widerstand nun gegen diese von den Juden inne-

gehabte Stellung, eine Gehässigkeit gegen dieselben sehen wir in der frühesten Zeit nur von einer Seite ausgehen: von seiten der Kirchenversammlungen; nicht aus wirtschaftlichen, sondern rein dogmatischen Motiven. Bei den Westgoten dringen diese Kirchenverbote auch durch. Anders in Deutschland. Hier zeigen gerade die fort und fort wiederholten Kirchengesetze, daß die Juden nicht Richter sein, überhaupt nicht öffentliche Ämter bekleiden sollen, daß solches tatsächlich der Fall gewesen sein muß. Und wenn von seiten der Kirchenversammlungen immer von neuem eingeschärft werden muß, daß Juden keine Christinnen heiraten, kein christliches Gesinde halten, mit Christen nicht zusammen speisen sollen, setzt dies doch voraus, daß solche Gewohnheiten bestanden, daß die Bevölkerung damals die den Juden feindlichen Anschauungen der Geistlichkeit nicht teilte.

Überspringen wir aber zwei Jahrhunderte, ungefähr von 1300 bis 1500. Welch anderes Bild zeigt sich dann unseren Augen. Ungezählte Tausende der Juden hatte man hingemordet, andere Tausende gerichtsordnungsmäßig verbrannt, im mildesten Falle, nachdem man sie ausgeraubt, nur verbannt. Und nachdem die unmittelbar gegen Leib und Leben gerichteten Verfolgungen schon ein Ende gefunden hatten, verhältnismäßig Ruhe eingetreten war, sehen wir die Juden allüberall in der tiefsten Erniedrigung des Seins und Daseins. Aus den Städten sind sie zumeist vertrieben, hinausgedrängt auf die Dörfer. Es sind die günstigeren Fälle, wenn sie sich auf solchen in der Nähe der Stadt niederlassen und von dort aus tagsüber in der vorigen Heimatsgemeinde Erwerb suchen können; nur die Straßennamen, hier und da die Reste eines alten Friedhofs, an dem die Kinder furchtsam vorüberhuschen, bleiben von ihnen zurück — so in Wien (Judenplatz, Judengasse und der alte Judenfriedhof in der Roßau, in der heutigen Seegasse). Wo sie noch tatsächlich in den Mauern der Stadt geduldet werden, sind sie zusammengepfercht in dem schrecklichen licht- und luftleeren Ghetto, das sie nur scheu verlassen, weil sie das Tor desselben nicht überschreiten können, ohne vom Pöbel, und nicht bloß von diesem, beschimpft zu werden

— diesen Schimpf geduldig als selbstverständlich ertragend, gerade so wie auch den gehörnten Hut auf dem Kopfe und den gelben Fleck auf dem Kittel. Von Ansehen und Ehre, von sozialer Stellung wie bis in das 13. Jahrhundert ist nirgends mehr eine Spur. Und diesem sozialen Tiefstand entspricht notwendig auch seine natürliche Voraussetzung, die tiefe materielle Lage. Sie sind keine Hausbesitzer mehr, selbst in den Ghettos müssen sie vielfach die Häuser, in denen sie wohnen, auf die Namen gefälliger christlicher Geschäftsfreunde, ihrer christlichen Diener usw. kaufen und sich die Nutznießung auf 100 und 200 Jahre durch Erbpacht, Scheinexekutionen für Darlehen usw. sichern. So war es in unserer Nähe, in dem von deutschen Bürgern bewohnten und nach deutschem Stadtrecht regierten Preßburg noch bis zum Jahre 1848. Sie sind aber auch keine Kaufleute mehr, sie sind Trödler, Schacherer und Wucherer für kleine Leute, für Kleinbürger und Bauern.

Wann hatte diese tief und das ganze Leben des jüdischen Handelsvolkes durchgreifende und umfassende Veränderung begonnen, durch welche Ursachen war sie eingetreten? Wie war sie — einem angesehenen Kaufmannsstand gegenüber — überhaupt möglich geworden? Diese merkwürdige Wandlung in ihrer Genesis historisch darzulegen, wollen wir in dem nächsten und Schlußkapitel versuchen.

II. Dekadenz und Renaissance. — Wandlungen: Handelsvolk — Handelsstand — Fabrikantenklasse.

„reduloc un avi humanas actiones non ridere non lugere, neque detestari, sedintelligere".

(Spinoza, Tract. polit. Kap. 1, § 4.)

Die Aufgabe, welche sich der moderne Geschichtschreiber setzt, ist eine wesentlich andere als jene des Historikers alten Stils. Hat letzterer in der Regel nur an den Höhen getastet, so steigt jener mit Vorliebe in die breiten Niederungen. Und es genügt ihm nicht, zu schildern, wie es war, sondern er will zeigen, wie es *geworden*; er bestrebt sich, in der Verschiedenheit

die Gleichmäßigkeit zu finden, „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht". Wir haben in unserem ersten Artikel die natürlichen Ursachen aufzuzeigen uns bemüht, welche das jüdische Handelsvolk am Ende des 12. Jahrhunderts in Europa zu einem angesehenen Bevölkerungsteil, zu einem Faktor von wirtschaftlicher Macht haben werden lassen — Momente von gleich unbeugsamer Naturgewalt waren es, welche diese Volksgenossen im Verlaufe von nicht mehr als zwei Jahrhunderten von dieser eingenommenen wirklichen Höhe in eine geradezu unsagbare Tiefe gestürzt haben. Aus der Achtung ist die Ächtung, aus dem Wohlstand ein drückender Notstand geworden. Um aber diese ursächlichen Momente zu finden, müssen wir scharf ins Auge fassen, was sich da unten tief in der Seele der Masse allüberall vollzieht, auch damals vollzogen hat, und in diesen Tiefen wachsen keine Perlen: „Der Mensch ist erträglich einzeln nur, im Haufen steht er dem Tiere allzu nah", läßt Grillparzer Kaiser Rudolf sagen!!

Vor allem hatte bei der unleugbaren Verschiedenheit der Erscheinung, der verschiedenen Religion und Sitte, bei dem Mangel des Konnubiums die im zweiten Artikel nachgewiesene Ausgleichungstendenz gerade zwischen den Juden und der nichtjüdischen Bevölkerung lange nicht so rasch wirken können wie zwischen den wenn auch verschiedenen, denn doch immer einer Hauptnation angehörenden germanischen Stämmen; und bevor sie überhaupt noch auch zwischen Juden und Nichtjuden hier hätte durchgreifend einwirken können, war im 12. Jahrhundert ein ganz entscheidendes Moment eingetreten, giftiger und schneidender trennend als jedes andere: die Konkurrenz im Erwerbsleben!

Ein Jahrtausend waren die Juden im nahezu ausschließlichen Besitze des europäischen Handels gewesen. Aber um die Zeit des 12. Jahrhunderts war in den neuen germanischen Staaten ein heimischer nationaler Handelsstand entstanden, dessen Mitglieder sich überall zu Gilden zusammenfügten, von denen die Juden schon aus dem Grunde ausgeschlossen waren, weil auch diese Kaufmanns-

gilden genau so wie die Handwerkerzünfte vom Beginne an in einem gewissen kirchlichen Rahmen steckten. Sofort beginnen nun überall diese neu entstandenen nationalen Kaufmannsgremien den Krieg gegen die hergebrachten jüdischen Kaufleute. Nicht um dieses oder jenes Recht, sondern um das Recht zu leben geht der Kampf. Über den Ausgang desselben konnte kein Zweifel bestehen; und tatsächlich sehen wir durch die nächsten Jahrhunderte, daß auch dort, wo keine drastischen Mittel angewendet wurden, im natürlichen Verlaufe der Dinge in demselben Maße, als der Handel der Nationalen zu selbständiger Bedeutung erwächst, die kaufmännische Tätigkeit der Juden immer mehr vom Welt-, überhaupt vom großen Handel ab-, auf den Trödel und Schacher zurückgedrängt wird. Es ist aber psychologisch sehr erklärlich, daß die christliche Majorität bald wirklich zu diesen drastischen Mitteln, zur Gewalt greift. Die geschäftliche Konkurrenz hat an und für sich immer unter allen Kämpfen den grausamsten Charakter, weil in demselben nie Pardon gegeben wird; und hier, den Juden gegenüber und in jener Zeit, unterdrückt die in der Geschichte der Entstehung des Christentums liegende scheinbare Begründung leicht jedes Rechts- und menschliche Gefühl. Da beginnen nun diese „Judenverfolgungen" vom 12. bis zum 14. Jahrhundert. Ganz charakteristisch für die innere Provenienz derselben treten sie ausschließlich zuerst dort auf, wo sich Städtewesen, Bürgertum und der mit denselben verbundene Handel zuerst entwickelt hat: am Rhein, im südöstlichen Frankreich, in Venedig, wo man sich weigert, die jüdischen Kaufleute als Passagiere auf den Schiffen aufzunehmen, in England, wo derselbe Eduard I., unter dem die erste kaufmännische Gesellschaft, die „merchant adventures", gegründet wird, zuerst die Juden ausweist, also immer dort, wo zuerst ein nationaler Handelsstand auftaucht; und umgekehrt zeigt sich am spätesten die Feindseligkeit gegen die Juden dort, wo auch die kaufmännische Bestrebung der christlichen Städtebürger am längsten auf sich warten läßt, wie im Osten Deutschlands. Nur von den Städtebürgern, von den städtischen Kaufmannsgilden geht die Bewegung aus, von Stadt zu Stadt — ersieht

man deutlich aus den Chroniken — springt die Flamme über, das flache Land wird nur von den inzwischen abfallenden Funken in Brand gesetzt. Man hat die Kreuzzüge für den Brand verantwortlich gemacht. Gewiß haben sie schauerlich mitgewirkt, aber die Motive, welche die Verfolgung so allgemein machte, waren vor allem wirtschaftliche. Ist ja in den Kreuzzügen selbst diese Tendenz des Kampfes speziell gegen das Monopol der Juden im Orienthandel ganz deutlich. Man hofft die Schätze des Orients ohne die Juden reichlicher und billiger zu erlangen! In allen Kreuzzugspredigten wird auf diese Reichtümer des fernen Osten hingewiesen, die Phantasie der Massen durch diese Schilderungen entflammt; wie den Konquistadoren die Goldbarren Mexikos und Perus, so standen den Kreuzfahrern die Schätze Asiens vor den Augen. Hinter den Kreuzfahrern her ziehen die Kaufleute, und wo diese fehlen, greifen die Ritterorden selbst zum Handel. Die Religion allein wäre kaum imstande gewesen, diese Bewegung nach dem fernen Osten so andauernd anzufachen, und hätte allein und für sich gewiß nicht jene gegen die Juden hervorgerufen. Die theologischen Kontroversen zwischen Kirche und Synagoge hatten bis zu dieser Wendung in den Städten keinen Haß gegen die Juden zustande gebracht, und zu jener Zeit kommen nationale Empfindungen gewiß erst im Gefolge anderer Motive zur Geltung. Sind wir doch imstande, die Fortsetzung dieses Gegensatzes zwischen jüdischen Kaufleuten und gerade den Städtebürgern noch bis in unsere Zeit, und zwar sehr deutlich, zu verfolgen! So in den Märztagen des Jahres 1848 in Preßburg und auch heute noch in gewissen Unterschieden nach dieser Richtung zwischen dem agrarisch-tschechischen Süd- und dem städtisch-deutschen Nordböhmen. Und was sehen wir auch noch jetzt in unseren Tagen sich in Galizien vollziehen? Dort war als Ersatz für den Bürger- und den Kaufmannsstand, den Polen nicht imstande war aus eigener Kraft zu erzeugen, von Casimir dem Großen und seinen Nachfolgern die damals ja sehr wohlhabende deutsche Judenschaft ins Land gerufen worden. Erst seit ganz kurzer Zeit entsteht nun jetzt auch dort ein sehr

spärlicher heimischer Handelsstand; und kaum daß dieser geboren, wird der erbgesessene jüdische Konkurrent von Amts und Landes wegen durch die „Kolka rolnice", d. h. nationale Handelsgesellschaften, durch die Ausschließung vom Salzhandel usw. aufs Trockene gesetzt. Nun waren diese Verfolgungen der Juden an Leib und Leben, wie sie im 12. und 13. Jahrhundert beginnen, schon früher von einzelnen Versuchen begleitet gewesen, ihnen auf gesetzlichem Wege den kaufmännischen Beruf unmöglich zu machen. Das „capitula de judaeis" aus der Zeit Karls des Großen bringt einen ersten solchen. Das capitulare ist entweder, was wahrscheinlich, ganz und gar unecht oder, wenn echt, mit der im Mittelalter in solchen Dingen usuellen Ungeniertheit um Jahrhunderte hinaufgesetzt. Aber um die Mitte des 14. Jahrhunderts, da sich zeigte, daß weder alle Juden erschlagen waren, noch die Verschonten ganz verhindert werden konnten, ihren Erwerb im Handel zu suchen, wird die Tendenz, diese Konkurrenten jetzt auf dem Wege des Gesetzes unblutig zu vernichten, eine ganz allgemeine, welche in ganz selbstverständlicher Übereinstimmung von allen befolgt wird, die da zu schalten und zu walten hatten. Man begnügt sich nicht mit der Ausschließung von den Gilden, denen allein in den meisten Städten der Handel gestattet ist. Allüberall tauchen ganz unzweifelhafte expresse Verordnungen gegen den Warenhandel der jüdischen Kaufleute auf, so aus Oldenburg, Wien, Linz, Steier, Augsburg, Glogau, Nurrenberg usw. Beispielsweise besagen die Verordnungen aus letzterer Stadt ausdrücklich: Die Juden sollen keine Kaufmannschaft üben außer mit Pferden und Fleisch, namentlich ist ihnen der damals wichtige Gewürzhandel untersagt — sie sollen, will der Rat, nur Geldgeschäfte betreiben. Darunter ist aber nicht der Geldhandel, der Handel mit gemünztem und ungemünztem Gold und Silber zu verstehen, denn dieser, als das Geschäft der Hausgenossen der Zunft der Münzer, ist den Juden allüberall strenge verboten. In ganz Deutschland werden sie von den Messen weggewiesen, nach den damaligen Handelsverhältnissen war ihnen hierdurch der ganze Großhandel unmöglich, nur der Schacher mit Trödel

wurde ihnen gelassen. Wir besitzen eine Urkunde, aus der allein wir schon ganz charakteristisch diese Wendung ersehen. Das viel erwähnte Speyrer Juden-Privilegium war ganz allgemein das Formular für alle ähnlichen, den Juden zu erteilenden Privilegiumsurkunden geworden. Sein wertvollster und Hauptinhalt war die „Handelsfreiheit". Ungefähr zwei Jahrhunderte nach seiner 1084 erfolgten Erteilung in Speyer verleiht der Kaiser den Wiener Juden dasselbe Privilegium — aber in ganz unverkennbarer und ganz entscheidender Absicht ist aus dem Wortlaut des Speyerschen Textes die Stelle vom freien Handel weggelassen.

Nun wäre es ganz verkehrt und würde aller historischen Erfahrung widersprechen, anzunehmen, daß etwa erst diese Gesetze den neuen nicht jüdischen Kaufmannsstand geschaffen und den Kampf geboren hätten. Der neue Händler muß bestanden, muß den Krieg schon begonnen haben, bevor die Gesetzgebung Veranlassung hatte nehmen können, zu seinen Gunsten sich einzumengen. Es ist darum von höchstem Interesse, die Ursachen zu verfolgen, welche diese neue merkantile Schichte haben entstehen und den Sieg über die alte, erbgesessene gewinnen lassen. Wir denken, sie sind dem im Wirtschaftsleben praktisch Tätigen nicht schwer zu finden, wenn ihm gestattet ist, sich das gelehrte Material der Urkundenforschung ergänzend, die wirtschaftlichen Prozesse, wie sie zu jener Zeit in Deutschland offenbar aufeinander gefolgt sind, mit früheren auf anderen Gebieten stattgefundenen zu vergleichen und sich das ökonomische Getriebe, wie es nun einmal in allen Epochen sich in gewissen Entwicklungen bewegt, lebendig vor Augen zu stellen. Die Geschichte der Weltwirtschaft hat uns nämlich eine Reihe solcher Vorgänge aufbewahrt, von denen wir nur einen, den ältesten und markantesten, zur Vergleichung heranziehen wollen. Wir haben eingangs unserer Studie das phönizische Handelsvolk und seine monopolistische Beherrschung des damaligen Handels der ganzen Welt angeführt. Nun findet diese Handelsherrschaft ohne alle Katastrophen, ohne geschichtliche Ereignisse ein langsames, aber nahezu vollständiges Ende. Und die Ursache dieses unaufhaltsamen Verfalls kennen wir genau.

Phönizien war kein Reich, kein Land gewesen, sondern eine Anzahl von Städten mit in der Regel ganz schmalem Zubehör von Festland; die Bevölkerungsziffern derselben standen in einem eklatanten Mißverhältnis zu ihren in Zeit und Raum weit gestreckten Unternehmungen; sobald größere Städte und volksreichere Nationen die Konkurrenten der Phönizier geworden, mußten sie unterliegen. Diese Konkurrenz erwächst ihnen nun in den griechischen Landen. Die Phönizier hatten in dem damaligen Hauptkulturland, in Griechenland, vielfach ungefähr die Stellung der Juden in Europa während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters eingenommen, sie waren dort die einzigen Kaufleute. Allmählich aber entwickelt sich in Griechenland selbst ein heimischer Kaufmannsstand und diesem letzteren mußten die phönizischen Kaufleute zuerst in der Heimat, bald aber auch auf dem Weltmarkte weichen. Es war nämlich in Griechenland zu jener Zeit eine eigene Industrie entstanden, welche zwar vielfach ihren Anfang und Ausgang von der durch die Phönizier importierten asiatischen und ägyptischen Ware genommen, aber deren Erzeugnisse dem Bedarfe und Geschmacke des Westens, dem Hauptmarkte, offenbar viel besser angepaßt waren und bald gesuchter geworden sein mußten als die ersteren. Und je mehr sich der Westen und sein Konsum entwickelt, desto mehr rückt der Schwerpunkt des Handels von der Mitte nach dem Westen. Und in dem Handel mit diesen heimischen gewerblichen Produkten hatten die nationalen hellenischen Kaufleute einen natürlichen Vorsprung vor den phönizischen, eine Vorhand, eine Art Monopol. Es geht den Phöniziern durch die Griechen wie Jahrtausende später den Portugiesen und den Holländern durch die Engländer, und wie jetzt wieder diesen durch die Deutschen und Amerikaner, von denen sie sich zumindest bedroht erklären.

Ein ganz gleiches Moment wie jenes, welches nun vor Jahrtausenden zwischen Phöniziern und Griechen entschieden, war klarerweise auch jetzt im germanischen Mittelalter sieghaft. In den ersten Zeiten desselben waren es nur die höheren Gesellschaftsschichten, die großen Schloßherren, die Stifte, die patrizischen

Grund- und Hausbesitzer in den Städten gewesen, welche des jüdischen Kaufmannes, seiner Waren bedurften und sie verlangten. Letztere waren zu jener Zeit überwiegend Produkte, die nur aus dem Orient gebracht werden konnten: das waren nicht bloß die damals viel mehr als heute begehrten Spezereien, Gewürze usw., sondern, wie wir schon früher gezeigt, bei dem fast völligen Mangel nationalen Gewerbefleißes sämtliche Industrialien besserer, feinerer Art. Der Handel der Juden, in jener Epoche überhaupt der einzige, war darum vorwiegend ein internationaler; die primitive Stufe, auf der sich die Wirtschaft befindet, die Herstellung des spärlichen Bedarfes des Bauern und Kleinbürgers im Hause selbst macht den Handel in den gewöhnlich und allgemein gebrauchten Dingen nahezu unnötig. Allgemach mußten aber auch die Massen in ihrem Konsum gestiegen sein, und dieser hat einen ganz anderen Charakter. Bürger und Bauern brauchen keine kostbare Ware von ferneher, sie wechseln den bisher allgemein getragenen Leinenkittel mit dem Wams aus Wollzeug, sie verlangen gewalkte Tuche, die Metallartikel sowohl der Klingen- wie der Hammerschmiede; die Schuster, die sich bisher für ihr Fußzeug mit roh ausgearbeitetem Fell begnügten, verlangen jetzt ordentlich gegerbtes „Leder", usw. Und alle diese Bedürfnisse fängt an der langsam, aber stetig sich entfaltende heimische Gewerbefleiß zu befriedigen. Da wird nun eine erste Lücke. Den internationalen Handel haben die Juden allerdings ganz in ihren Händen. Aber vom inländischen kennen sie nur jenen mit den Rohprodukten. Die neu entstehende nichtjüdische Kaufmannschaft wirft sich nun allüberall mit der größten Energie vorerst auf dieses offene Gebiet des Handels mit den Industrialien des heimischen Erzeugers. Der christliche Händler findet sich, was nur ganz natürlich, mit dem jetzt aufgekommenen christlichen Leinen- und Wollweber, Gerber, Sensen- und Hackenschmied, Kleinmetallwarenerzeuger leichter zusammen als der jüdische. Bald greift aber der erstere weiter; er macht dem Juden im inländischen Handel auch das von ihm gepflegte Feld streitig: vor allem den Verkehr in Salz, dann in Wolle und Häuten. Getreide und Wein, Holz und Rohmetall — kaum daß man ihm

den Viehhandel belassen will. Dazu tritt eine zweite, eine räumliche Lücke. In Niederdeutschland, an der See, hatten die Juden nie recht Fuß fassen können. Dort hatte der Verkehr mit Skandinavien viel zeitiger als in Mittel- und Süddeutschland Kaufleute gezeugt, und diese norddeutschen Kaufleute — die spätere Hansa — waren den Juden nicht nur feindlich, sondern auch immer genau so über gewesen wie etwa heute die Yankees den in Amerika einwandernden Juden. Kurz, der neue Handel organisiert sich, er erhält feste Gestaltungen, aber so vielfach auch diese wechseln, durch die wechselnden Konjunkturen im Welthandel bald diese, bald jene Städte Deutschlands die Führung erlangen — der Jude bleibt ausgeschlossen; er läuft noch mühsam zwei Jahrhunderte hinterher, bis er jeden Versuch eines Wettbewerbes im großen, im eigentlichen Handel, aufgibt.

Was in all diesen Vorgängen zutage tritt — und nicht bloß in diesen: ergeht es ja den Hanseaten, die von Beginn an nie einen Juden unter sich geduldet hatten, ihrerseits wieder ebenso durch die entstehende Kaufmannschaft des skandinavischen Nordens und Englands — ist ein Stück grobkörnigster, egoistischester Völkerpsychologie, das wir mit all unserer Gesittung nicht, auch heute noch nicht, imstande sind zu überwinden. Jahrhundertelang sind die Juden gleichsam die kommerziellen Vormünder der Völker gewesen. Wenn auch vielfach zum Nutzen derselben, so war es ja nur ganz natürlich, daß dieselben die Vormundschaft abwerfen, wenn sie dieselbe nicht mehr glauben zu brauchen. Aber die germanischen Völker des Mittelalters haben die Vormünder nicht nur der weiteren Vormundschaft entsetzt, sie haben Existenz und Leben derselben ganz aufgehoben wissen wollen. Und was für diese Juden das Verhängnisvollste, man drängt sie aus dem Warenhandel hinaus, gewaltsam in einen anderen verhängnisvollen Geschäftszweig, in den „Wucher", hinüber.

Innerhalb aller hochentwickelten Völker und zu jeder Zeit zeigen die geschäftlich vorgeschrittenen Schichten und Volksteile, wenn sie im Warenhandel von jüngeren Rivalen überflügelt

werden, die Neigung, sich mit dem erworbenen Vermögen dem Geldgeschäft zuzuwenden. Und von außenher wird jetzt durch eine gewichtige Tatsache den Juden außerordentlich nahegelegt, dieser Neigung zu folgen. Die Kirche hatte von jeher das Zinsnehmen für Sünde erklärt und verboten. Die Gläubigen hatten sich aber an das Verbot nicht gehalten, die Kirche selbst hatte dasselbe einschlummern lassen. Unmittelbar aber in jener Epoche, in welcher den Juden der bisherige Warenhandel so erschwert, vielfach unmöglich gemacht wurde, kommt die kirchliche Reform mit aller Strenge darauf zurück, den Christen das Zinsnehmen zu verbieten; und da nun einmal das Darlehen wirtschaftlich nicht zu entbehren war, so zeigt sich wie von selbst der Ausweg, speziell und gesetzlich den ungläubigen Juden das Darlehensgeschäft zu gestatten. Auf diese Weise wird der Jude der professionelle Darleiher; und noch mehr — notwendigerweise wird aus dem Darleiher ein Wucherer. Denn ward der Jude durch die Kaufmannsgilden vom Handel, durch die Zünfte vom Gewerbe, durch die Gesetze vom Hausbesitze, durch eine tausendjährige Geschichte vom Ackerbau ausgeschlossen, so daß ihm tatsächlich nur das Geldgeschäft als einziger Erwerb verblieb, so war er in der Lage eines Hungrigen, dem nur *eine* Speise vorgesetzt wird — er wird von derselben mehr, gieriger essen, als er unter normalen Verhältnissen nötig hätte und wagen würde.

Die Quellen lassen keinen Zweifel über die Richtigkeit dieses Sachverhaltes. Der Jude war in Deutschland bis in das 12. Jahrhundert durchaus Kaufmann, und keineswegs, wie noch hie und da von Gelehrten behauptet und von Ungelehrten geglaubt wird, von je auch Wucherer. In einer Zollordnung aus dem 10. Jahrhundert heißt es: legitimi mercatores; id est Judaei et ceteri mercatores. Ebenso spricht Otto I. in einem Privilegium anno 965: Judaei et ceteri negotiatores — allüberall ist der Jude als der eigentliche, als der selbstverständliche „Kaufmann", Negotiator, allen anderen, etwa auch kaufmännisch tätigen Leuten vorangestellt. Nun steht allerdings, praktisch angeschaut, die Sache nicht so, als ob die jüdischen Kaufleute der ersten

Epoche, in der Zeit ihres Handelsmonopols, das Darleihegeschäft überhaupt gar nicht gekannt und geübt hätten. Das wäre in jenen Zuständen nach der Natur der Sache ganz unmöglich gewesen. Es liegt hier die Analogie mit gewissen Verhältnissen auch der Gegenwart vor. Wenn heute in einem Dorfe der Bauer Geld braucht, so geht er an den einzigen Ort, an welchem überhaupt über mobiles Vermögen verfügt wird, in den Laden des Dorfjuden. Der ist mit seinem Kramladen im Verhältnis zu dem Bauern, dem Hofbesitzer nichts weniger als ein reicher Mann, er ist auch ganz und gar nicht ein „Geldverleiher"; aber er leiht dem Bauern, seiner Kunde, aus seiner Losung. Er zahlt dafür dem Wiener Großhändler später oder hilft sich sonstwie. Genau so muß man sich in jener rein agrikolen geldarmen Zeit und Landschaft den Beginn der Geldgeschäfte der Juden vorstellen. Erst nachdem sie aus dem Warenhandel hinausgeworfen worden sind, wird das Geldverleihen von ihnen gewerbsmäßig geübt. Jetzt erst, nachdem das Zinsen- und Zinses-Zinsennehmen ihr Beruf wird, beginnen die Klagen über Bewucherung. Vor dieser Zeit aber hören wir von einem spezifisch jüdischen Wucher nichts, absolut nichts, obgleich in den Quellen hierzu genügend Gelegenheit geboten erscheint.

In einem Capitulare vom Jahre 806 werden die verschiedenen Gattungen von Zinsgeschäften: usura fenus, turpe lucrum e. c. definiert — spezielle Agitationsschriften gegen die Juden werden vom schon erwähnten Agobard, dem Bischof von Lyon, von Amsito verfaßt, ohne daß in einer dieser Quellen eines speziell jüdischen Wuchers erwähnt würde. Ein von Güdemann beigebrachtes Schreiben eines Bischofs zur Zeit Kaiser Otto I. ergeht sich in heftigen Klagen gegen die Juden, ohne von deren Wucher zu sprechen; und umgekehrt spricht Lambert v. Hersfeld, welcher in der Geschichte als ein bitterer Ankläger der Juden bekannt ist, in seinem Wormser Briefe aus dem Jahre 1032 vom Wucher der „Kleriker und Laien", ohne die von ihm angeklagten Juden zu nennen, was doch alles, objektiv erwogen, unmöglich immer Zufall oder Übersehen sein kann. Diese

jüdischen Volksgenossen waren nach den Worten des Edikt. Clotobach ein „quaestuosus ordo“, eine erwerbslustige Klasse, aber keine Geldverleiher von Profession. Im großen Geldgeschäfte waren auch zu jener Zeit ganz andere Potenzen maßgebend gewesen. Die Traditioni codices, die Erwerbsregister der Klöster geben uns hierüber Aufschluß. Es waren hauptsächlich die reichen Stifte, welche das große Geldgeschäft in Händen hatten. So zeigen die Akten des Klosters von Bleimstedt aus den Jahren 1017—1097 eine ganze Reihe von Immobilardarlehnsgeschäften dieses Stiftes. In den Autobiographien der Äbte werden diese Geschäfte der Klöster häufig erwähnt, und Lambert v. Hersfeld äußert sich ganz ausführlich über diese weltlichen Geschäfte der geistlichen Herren. Noch 1301, als die Juden schon tatsächlich Geldverleiher geworden sind, ist die Erinnerung an das von den Klöstern vormals ganz allgemein betriebene Geldgeschäft lebendig, wie aus einer um diese Zeit in Kolmar erschienenen Schrift, eine Beschreibung des Elsaß, deutlich hervorgeht.

Nun hatten allerdings diese Geschäfte der Stifte ein Ende, die Juden das Geldgeschäft voll und ganz in ihren Händen. Aber durch das neue von ihnen betriebene Geschäft mußte notwendig ihre Stellung zu der Bevölkerung eine ganz andere werden. Erwägt man den im Mittelalter usuellen Zinsfuß, so ist es klar, daß der professionelle Geldverleiher unabweislich den grimmigsten Haß der Gesamtheit auf sich laden mußte. Diese Zinsen hatten eine solch schwindelnde Höhe, daß das Darlehen für den Nehmer regelmäßig eine Gefahr war; denn bei längerer Andauer mußte es sich sehr rasch verdoppeln, vervielfachen. Der Mainzer Städtetag 1255 gestattet bei kleineren Darlehen: von 240 Pf. jährlich 104; bei größeren 1/3 des Kapitals. Es schwankt der gesetzliche Zinsfuß im 14. und 15. Jahrhundert zwischen 21 1/3 und 76 2/3 Prozent und ist Fremden gegenüber an vielen Orten ganz unbeschränkt, weil diese Beschränkungen keine Reichsgesetze waren, sondern immer von den betreffenden Kompetenzen für ihr Gebiet erlassen wurden. In Not zahlten selbst

Städte, Stifte usw. bis zu 100 und 120%. Und dieser Haß mußte sich mit jedem Tage steigern, weil man das zinsbare Darlehen und den gewerbsmäßigen Darleiher nicht entbehren konnte, wie ja die immer wiederkehrende Heranziehung der Juden beweist. Kaiser Friedrich III. sagt zu Nurrenberg, daß ohne Darlehen Handel und Gewerbe nicht bestehen können und daß es besser sei, wenn die Juden wuchern würden anstatt der Christen. Bernhard von Clairvaux, da er während des vierten Kreuzzuges von der Verfolgung der Juden abhalten will, gebraucht geradezu das Argument, „daß, wenn die Juden nicht da wären, die christlichen Wucherer noch übler verfahren würden". An manchen Orten waren sie direkt verpflichtet, auf Pfänder zu leihen, so nachweisbar in Augsburg und anderen Städten; sie waren geradezu die natürlich dem Zinsfuß entsprechend sehr teuren „Pfandleihanstalten" jener Zeit.

Um nun Herren wie Bürger von der sich seuchenartig ausbreitenden Verschuldung an die Juden zu befreien, greift man wieder vorerst zu dem einfachsten Mittel: wie man vordem die Konkurrenten, so schlägt man jetzt die Gläubiger tot. Charakteristisch beleuchtet werden diese sich zeitlang wiederholenden Totschlägereien von dem Streite, der nach jeder solchen sofort entsteht. Kaiser wie Landesherren wollen nach jeder solchen Affaire selbst ein Geschäft machen: nicht nur die Häuser der erschlagenen Juden als herrenloses Gut an sich ziehen, sondern auch deren ausstehende Forderungen durch ihre Kammern einheben. Dagegen sperren sich natürlich die Stadtmagistrate — schließlich erfolgt immer ein Ausgleich über die Beute. So wenig nun alle Juden, ebensowenig war das Bedürfnis nach Darleihen totgeschlagen worden. Neue Juden und neue Schulden stellten sich ein. Doch waren die vielen Szenen des Totschlags den Fürsten und Stadträten schließlich selbst peinlich geworden. Derselbe Zweck war ja zu erreichen, indem man ganz simpel die Judenschulden aufhebt und für nichtig erklärt.

Die gesetzlichen Schuldentilgungen beginnen bald einen allgemeinen Charakter anzunehmen; König Wenzel bringt sie in ein

System und zu großartiger Ausführung. Er einigt sich 1385 auf dem Städtetag zu Ulm mit den schwäbischen Städten: Augsburg, Nurrenberg, Basel, Ulm, Konstanz, Eßlingen, Rottweil, Biberach, Lindau, St. Gallen, Mühlhausen. Sie zahlen an ihn 40 000 Gulden und dafür verlieren die Juden nicht einen Teil, wie es zum Scheine lautet, sondern wie sich bei einer genaueren Prüfung der Urkunde ergibt, in Wirklichkeit das Ganze der Schulden an die Stadtkämmereien. Nur fünf Jahre darauf (1390) wird dieselbe Prodezur auf einem Tage zu Nurrenberg wiederholt. Offenbar waren die verschuldeten Bürger mit dem Heimfall ihrer Schuld an die Stadt nicht zufrieden gewesen. Denn diesmal erhält zwar der Kaiser von den verschiedenen Interessenten insgesamt weitere 50 000 Gulden, die Magistrate aber nur 30 Prozent der annullierten Forderungen, der Rest ist getilgt. Und so gehen diese Schuldentilgungen, vollständige oder halbe, allgemeine wie zugunsten einzelner Städte, ja selbst einzelner großer Herren durch Jahrzehnte und Jahrzehnte fort. Sie bilden in der Wirtschaftsgeschichte jener Zeit eine ständige Rubrik und sind charakteristischerweise regelmäßig begleitet von den mitunter ergötzlichsten Streitigkeiten bald zwischen den Interessenten untereinander, bald wieder mit dem Kaiser, der ohne bare Provision, ohne Prozente von den einzutreibenden Forderungen seine kaiserliche Macht nicht leihen will. Die Juden des Mittelalters waren eben eine Sparbüchse, die man jedesmal umkippte, sobald man sie wieder für gefüllt hielt. Durch solche sich stets wiederholende Vorgänge mußte das ganze Geldgeschäft der Juden ein Ende finden. Kein noch so hoher Zinsfuß, keine noch so hohe Risikoprämie ist imstande, für solche Kapitalverluste zu entschädigen oder die bis zu einem gewissen Grade bei jedem Geschäfte unentbehrliche Sicherheit zu ersetzen. Sie mußten demnach auch den Geldhandel, welcher ihnen für den verlorenen Warenhandel Ersatz bieten sollte, aufgeben, sie haben keinen Handel und kein Geld mehr.

Selbst in jener Zeit fehlt es nicht an Einsichtigen, denen diese Genesis des jüdischen Wuchers klar war. Zu Anfang des

16. Jahrhunderts schreibt Stadtnotär Joh. Purgoldt: „arbeiten sye dye hantwerge, des leiden dye zeunfte und hantwerksmeyster nicht, und dye liszen sy nicht arbeyten; triben sy dan Kaufmanschaft, so koufte nemant gerne weder sye. Und darumb so musen sye wuchern, und des ist ihr behelfen." Ein noch gewichtigeres Zeugnis gibt die Reichspolizei-Ordnung von 1539. Diese macht den Versuch, den Juden den Wucher zu verbieten. Zu dem Zwecke „solle ihnen aber alle ziemliche Hantierung und Handel — damit sie dennoch ihre Leibesnahrung haben" gestattet sein — e contrario: sie sind ihnen nicht gestattet.

Die Frage der Schuld oder Nichtschuld der Juden ist jedoch ganz gleichgültig. Die Weltgeschichte ist kein Weltgericht, wie der Gemeinplatz lautet — zumindest wäre sie ein sehr schlechtes —, sondern eine naturgesetzmäßige Entwicklung. Das Bedürfnis nach dem Gelddarlehen ist nicht von den Juden geschaffen worden und hat ihr Geldgeschäft natürlich überlebt. Dasselbe ist dann von ganz anderen Geldmächten befriedigt worden: von den Fugger, Welser und deren zahlreichen großen wie unzähligen kleineren Geschäftsgenossen. Die Mitglieder dieser Klasse hatten in dem Warenhandel, von dem gerade die Juden ausgeschlossen, worden waren, seit dem großartigen Aufschwunge desselben nach der Entdeckung Amerikas die größten, für jene Zeit ganz unglaublichen Kapitalien angesammelt. Der Warenhandel jener Zeit hatte eben eine Gestalt angenommen, die ungeheuere Profite möglich machte. Was unter dem kommerziellen Übergewichte der Juden, diesen sozusagen „fleischgewordenen" Konkurrenten, ganz unmöglich gewesen wäre, ist nach Ausschaltung derselben eingetreten. Ringe und Monopole, zuerst nur für die Waren des Orientes und der Neuen Welt, dann für jene der inländischen Produktion, zu deren Handhabung sich allüberall Handelsgesellschaften bildeten, welche die Preise aller Artikel willkürlich festsetzten, machten den damaligen Handel ganz außerordentlich gewinnreich. Vergebens klagen die Publizisten jener Zeit über diese Zustände: Geyler v. Keyserswert nennt diese großen Kaufleute „größere Überlister und Schinder des Volkes, als je

die Juden gewesen; sie ziehen nicht nur den gar entbehrlichen Plunder an fremden Waren, sondern auch das, was zum Leben nottut, als: Korn, Fleisch, Wein und sonstiges, in ihr Monopolium und schrauben die Preise nach deren Geldgier und Geizigkeit." Ebenso tritt Luther auf das heftigste gegen die durch Monopole und Ringe hervorgerufene Preissteigerung und dagegen auf, daß die großen Kaufleute die kleinen auffräßen, wie die Hechte die Weißfische. („Von Kaufshandlung und Wucher, Wittenberg 1524.") Die Anklagen werden begreiflich durch die Nachrichten über die Bilanzen der damaligen Handelsgesellschaften. 900 Gulden, die in die Höchstettersche Gesellschaft eingelegt sind, werden in sechs Jahren 33000. Nach dem Tagebuche Nikolaus Rems, eines Geschäftsführers der Fugger, welcher deren volles Vertrauen genoß, betrug 1546 das Vermögen des Hauses 63000000 Gulden, ein Kapital von einer Größe in einer Hand, dem verhältnismäßig keines der heutigen Zeit in Europa gleichgestellt werden kann. Diese großen Kaufleute können aber auch die „Fuggerei", wie man später im Volksmunde das Geldgeschäft benannte, nicht nur mit ganz anderen Kapitalien, sondern auch in ganz anderer Weise als vormals die Juden betreiben. Sie, welche durch den ständigen und drängenden Geldbedarf Karls V. und aller seiner Nachfolger sich selbst zu Mächten von einem politischen Einflusse herausgewachsen hatten, gegen den das Gewicht der heutigen Haute finance verschwindet, konnten das Geldgeschäft mit der größten Ruhe und Sicherheit betreiben; sie brauchten keine Konfiskationen zu fürchten.

An dem Juden aber ist gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Prozeß, dem ihn die Geschichte des Mittelalters unterzogen, vollendet. Er hat seine Bedeutung vollständig verloren; an dem großen gewerblichen und kapitalistischen Aufschwunge, wie er den großen Entdeckungen gefolgt ist, durch zwei Jahrhunderte den Wohlstand Europas großartig emporgehoben, namentlich aber Deutschland zu dessen reichstem Lande gemacht hat, nimmt er keinen Anteil, und in seinem Geldgeschäft ist er ein armer Teufel geworden. In dieser Gestalt tritt er uns jetzt in den

Quellen überall entgegen. Nirgends spielt der Jude mehr eine Rolle; nicht einmal — was sehr charakteristisch — erscheint er in den zahlreichen Holzschnitten, in denen die Kaufleute karikiert und angegriffen werden. Hat er für immer ausgespielt?

Keineswegs. Da entsteht ein Brand, welcher die Welt, besonders aber Deutschland aufs ärgste verwüstet, den durch die Arbeit von Jahrhunderten geschaffenen Wohlstand vollständig vernichtet — der Dreißigjährige Krieg! Deutschland ist eine Wüste, eine große Leere breitet sich über seine Gefilde. Da vollzieht sich ein merkwürdiges Ereignis. Wie schon mehr als tausend Jahre vorher, nach der Zerstörung der antiken Kulturwelt durch die Barbaren, die jüdischen Kaufleute mit ihrer Handelstätigkeit eine Brücke herstellen zwischen alter Kultur und neuer Barbarei, wie sie die Reste der alten Zivilisation in die kulturnackte Fläche einpflanzen, so ist auch jetzt wieder Zeit und Raum für sie, eine ähnliche Kulturarbeit nochmals zu leisten. Von der Zeit nach dem Westfälischen Frieden an erscheinen allmählich die Juden wieder mit ihrem Warenhandel an der Oberfläche. „Vertrieben aus den großen und größeren Städten, waren sie Hausierer auf dem Lande geworden, bildeten sie für die vom Handel noch unberührten Gegenden gleichsam ein Kapillarsystem, welches den Strom des Güterverkehrs aus den Hauptadern in die entlegensten Teile des Organismus führte". Jetzt tauchen sie auf zuerst als Kleinhändler in den Flecken und Kleinstädten und bereiten sich auf diese Weise zu einer neuen Mission, zu einer Reihe von solchen Missionen vor. Sie werden von neuem die Grossisten in den Städten, wie in den Zeiten der Auflösung des römischen Reiches. Allüberall sieht man sie wieder scheu, aber emsig arbeiten; in Amsterdam, in Hamburg, wo speziell die aus Spanien und Portugal vertriebenen „portugiesischen" Juden durch die altererbten Verbindungen mit Spanien, Portugal und deren überseeischen Kolonien dem Handel wesentliche, vom Senat anerkannte, Dienste leisten. Charakteristisch können wir namentlich in Frankfurt sehen, wie die jüdischen Kaufleute dort einen großen Textilhandel,

einen Wechselplatz schaffen, wie der Senat vergebens sich bemüht, diese zum Bedürfnis gewordene jüdische Tätigkeit durch eine Behandlung, die schlechter und schimpflicher ist als in irgendeiner deutschen Stadt, zu unterdrücken. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich in den meisten deutschen Städten. Wo immer sich das Bedürfnis nach Handelsleben zeigt, eine offene oder von den anderen nicht erkannte Lücke auszufüllen gilt, sehen wir die jüdischen Geschäftsleute an der Arbeit. Der Verfasser hat an einer anderen Stelle bei einer anderen Gelegenheit historisch dargelegt, wie die in Wien gesetzlich verpönten Juden sich nicht haben abhalten lassen, in dieser Stadt, welche damals, in der Mitte des 18. Jahrhunderts, keinen eigenen selbständigen aktiven Handel besessen hat, diesen Wiener Handel zu schaffen; wie sie den Absatz der durch die Regierungspolitik Karls VI., Maria Theresias und Josefs II. hervorgerufenen Industrie organisiert und hierdurch diese Industrie selbst erst möglich gemacht haben. Die Prager Statthalterei remonstriert noch unter Maria Theresia gegen die beantragte Ausweisung der Juden: „Unter den christlichen Bewohnern Prags seien nicht mehr als zwei bis drei mittelmäßige Kaufleute." Wir sehen aber während des 17. und 18. Jahrhunderts die Juden in allen deutschen Städten die gleiche Tätigkeit entfalten. Für jene Zeit bildet dieses geräuschlose Wiederauftauchen der jüdischen Kaufmannswelt ein geradezu charakteristisches Moment und erinnert in Ziel, Methode und Erfolg, wie schon oben erwähnt, an deren ökonomische Wirksamkeit und Bedeutung in Europa während der Zeit nach dem Zusammenbruche des antiken Reiches. Aber so interessant auch dieser Parallelismus sein mag — ihm steht noch ein viel merkwürdiger zur Seite. Direkt, unmittelbar in der Gegenwart vollzieht sich unter den Juden ein wirtschaftlicher Prozeß, für den ein klassisches Präzedenz in weitester Vergangenheit zu finden ist. Wir haben in dem ersten Kapitel das Handelsschicksal der Phönizier zur Vergleichung mit dem der Juden herangezogen, aber dort nicht vollständig ausgeführt und wollen es aber hier nachtragen. Die Kaufleute der phönizischen Handelsstädte hatten sich nach ihrer Besiegung durch die Griechen mit vielem Geschick in ihr ökono-

misches Los zu fügen gewußt; ein Teil, der reichere, begnügte sich mit dem Genusse seiner Kapitalien, wie die Holländer seit ihrer Zurückdrängung durch die Engländer; der Hauptteil der Einwohnerschaft geht zur Industrie über. Die phönizischen Handelsstädte werden Industrizentren. Sie befahren nicht mehr die Meere, sie spielen nicht mehr die hervortretende Rolle des Schiffahrers, aber zur römischen Kaiserzeit sehen wir sie für den Konsum des großen Reiches von größter Bedeutung. Sie produzieren die Erzeugnisse der meisten Metallgewerbe, namentlich Werkzeuge, Messerschmiedwaren, Waffen, dann die Massenartikel nicht bloß der Textilindustrie in Flachs und Lein, sondern auch jene in Glas, Papier usw.; und neben dieser Großindustrie pflegen sie die Kunst- und Luxusgewerbe in Schmuck aus Edelmetall, die Arbeit in Elfenbein und eine ausgebreitete, zu jener Zeit wichtige Erzeugung in Salben, Ölen, Parfüms u. dgl. Und was vollzieht sich in Österreich jetzt? Die jüdischen Händler, d. h. deren bessere Kräfte, flüchten sich scharenweise in die Industrie; sie werden, wie einst die Phönizier, selbst Fabrikanten.

Diese ganze Bewegung reicht zwar in ihren Anfängen bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück, hat aber speziell in den letzten Dezennien einen rapiden, bei längerer Andauer sicherlich die jüdischen Geschäftskreise geradezu umändernden Charakter angenommen. Dieselbe Wandlung ist auch in Deutschland zu bemerken; aber sie ist bei uns notwendig viel intensiver und stärker als in Deutschland, in dessen international größerem Verkehr sein Kaufmannsstand ungleich mehr Raum hat als der österreichische in den kommerziell beschränkteren Verhältnissen seines Staates. Wir würden eine eingehende geschichtlich gruppierte Statistik dieses Überganges für außerordentlich wertvoll halten. Vor allem im allgemeinen praktischen Interesse — sie würde die ökonomisch hochbedeutenden Ursachen aufdecken, welcher gerade die besten Kräfte des Handelsstandes veranlassen, ihm den Rücken zu kehren. Wir gehen aber weiter. Wir halten im Interesse der Wissenschaft die Schaffung einer Geschichte des Anteils speziell der Juden an der Weltwirtschaft für nötig, und es ist dringend zu wünschen,

daß die neu geschaffene „historische Kommission für die Erforschung der Geschichte der Juden in Österreich" sich lebhaft bewußt wird, wie sehr sie sich vor allem und in ernster Weise dieser Aufgaben zuzuwenden habe. Wir haben uns hier nur eine bescheidene Aufgabe gestellt. Niemand kennt das Ungenügende des von uns hier gelieferten Versuches besser als wir selbst; aber so schwach immer er auch sein mag, er hat vielleicht denn doch gezeigt, daß eine „jüdische Wirtschaftsgeschichte" möglich ist. Und weiter haben wir noch eines zu zeigen versucht: keinem Volke ist etwa, wie von einer Vorsehung, der Handel als ein Beruf in die Wiege gelegt. Kein Volk ist etwa durch seine ihm vom Hause aus verliehene Qualität zum Handelsvolk prädestiniert. Der heimatliche Boden, seine Konfiguration und seine Beschaffenheit, geschichtliche Ereignisse und soziale Gesetze von physikalischer Kraft schaffen das „Handelsvolk"; und gleiche, wenn auch nicht immer alle dieselben Faktoren zwingen dann das Volk zu Metamorphosen und Wandlungen, durch die allein es sich imstande ist zu erhalten. Die Metamorphosen an einem Volke *voll* nachzuweisen, gibt nur das einzige, welches sich aus der ältesten Vergangenheit bis in die Gegenwart erhalten hat, jenes der Juden, die Möglichkeit. Diese sind nicht nur aus einem Bauern zu einem echten „*Handelsvolk*" und aus diesem wieder, trotz der gewaltsamen vom 13. bis 16. Jahrhundert reichenden Unterbrechung, ein heimischer, im ökonomischen Sinne nationaler *Handelsstand* geworden, sondern dieser bildet sich schließlich jetzt wieder in seinen oberen Schichten zu einer „industriellen Klasse" um. Diese Wandlungen haben wir versucht zu schildern, — sine ira et studio, ohne die häßliche Neigung anzuklagen, ohne die unwissenschaftliche Sucht zu beschönigen, einzig in dem Sinne des Satzes Spinozas, die wir an die Spitze gestellt haben: „*Die Geschichte der Menschen ist weder zu loben noch zu tadeln, sondern zu begreifen.*"

Finis.

An den Leser!

Ich bitte, die zum Schluß der Seite 224 über den Herrn Oberwinder gebrachte Stelle als nicht geschrieben zu betrachten; es liegt, wie ich seither informiert worden bin, für die Richtigkeit dieses on dit nicht der geringste Beweis vor.

Sigmund Mayer.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DS
135
A93M36

Mayer, Sigmund
Ein jüdischer Kaufmann